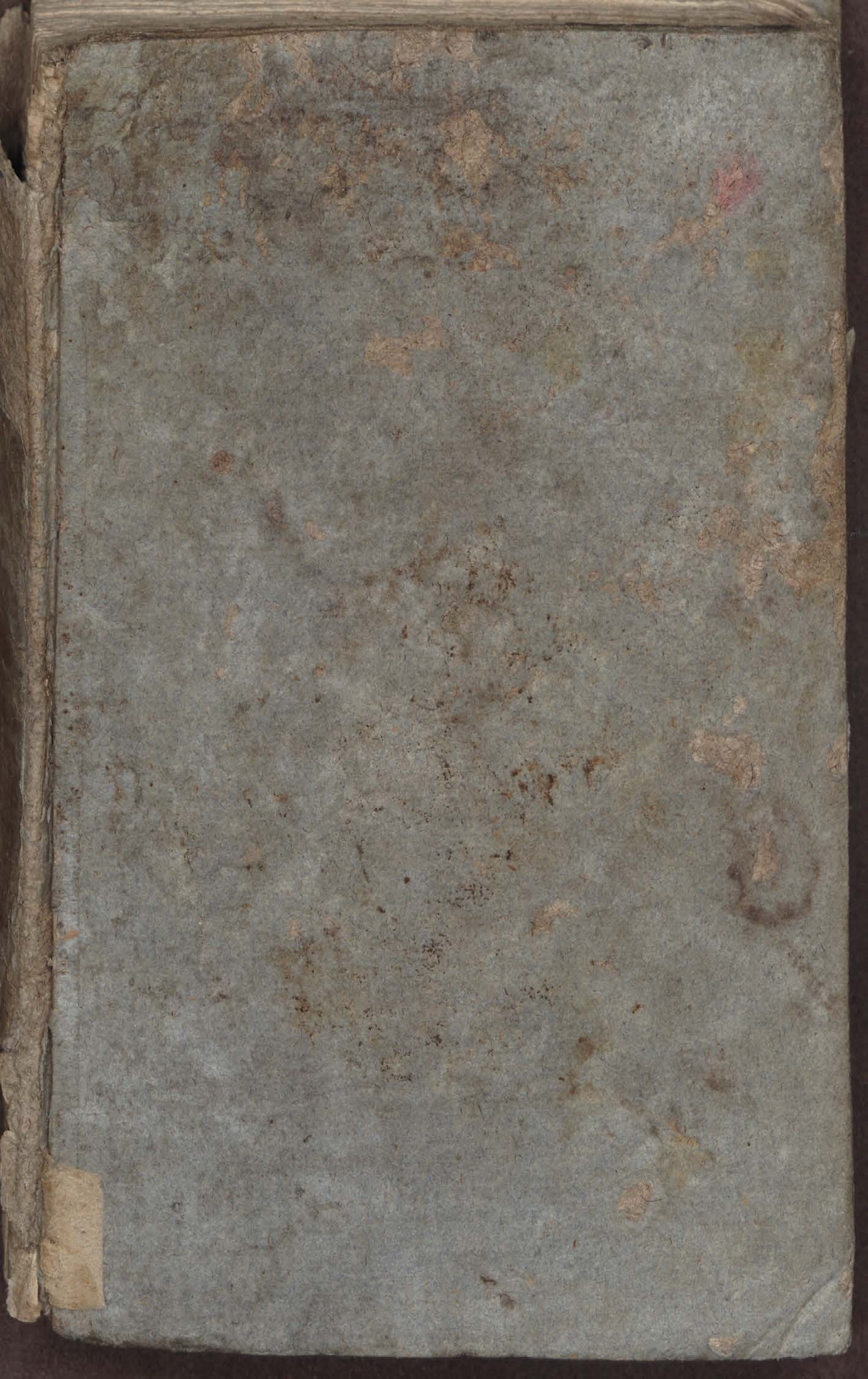


Briefe
über die
wichtigsten Gegenstände
der
Menschheit.

Geschrieben von R.
und
herausgegeben von S.

Vierter Theil.

Zerbst,
bei Andreas Füchsel 1798.

Verzeichnis

der Briefe des vierten Theils.

Inhalt.

XXXIV.

Über die Juden.

An den Herrn Kammer- und Menschheitsrath O. zu M.

Die Nachricht, edler Mann, welche Sie mir von endlicher Durchsetzung Ihres längst gehegten Plans, den armen Israeliten in Ihrem Lande ein milderes Schicksal zu bereiten, gegeben haben, hat mir unendlichviel Freude gemacht. Daß ein grosser Theil Ihrer lieben Mitchristen, wie Sie sich ausdrücken, deshalb mit Ihnen nicht zufrieden sei, glaube ich Ihnen gern; ia, es befremdet mich sogar nicht, daß Einer Ihrer Pastoren dagegen gepredigt hat. Beides würde auch bei mir zu Lande der Fall sein, wo man noch immer den Has voriger Jahrhunderte gegen dis Volk im Busen trägt.

Die Sache dieses Hasses war mir von ieher so wichtig, daß ich bei ieder Gelegenheit, wenn

ich seine Aeuserungen hörte oder gar sah, seinen Quellen nachspürte; und da fand ich dann, daß sie theils religiös, theils politisch, waren. Mit ienen bedeckt man freilich oft nur diese; doch ist es auch noch öfter wirklicher Ernst mit ihnen. Erlauben Sie mir, mich darüber mit Ihnen zu unterhalten; was in meinen Augen dabei Recht ist, soll Recht bleiben. Auch nehme ich bessere Belehrung von Ihnen an; nur dürften wir doch wohl am Ende darüber einig werden, daß es auch Zeit sei, Mehr für die gedrückte Nation zu thun, als ihr blos von Staats wegen wohlfeilere Herberge unter uns Christen zu verschaffen.

Man sagt erstlich, die Juden wären ein von Gott verstossenes Volk und trügen die Mahlzeichen eines ewig auf ihnen ruhenden göttlichen Fluchs auf dem ganzen Erdboden mit sich umher. — Da gestehe ich nun aufrichtig, daß ich hierüber nicht urtheilen kann; ich habe keine Offenbarung deshalb von Gott erhalten, ob er sie verstossen habe, oder nicht. Was sich mir durch ihre ganze Lage offenbart, ist dies, daß sie ein höchstunglückliches Volk sind. Ein unglückliches Volk ist aber, als solches blos, ebensowenig von mir für ein von Gott verstossenes Volk zu halten, als ich einen unglücklichen einzelnen Menschen deshalb blos, weil er dies ist, für einen von Gott verstossenen

Menschen halten darf. Und — sollten die sogenannten Mahlzeichen des göttlichen Fluchs nicht vielmehr Mahlzeichen eines menschlichen Fluchs sein, der noch immer zur Schande der Menschheit auf ihnen ruhet? Gesetzt aber auch, sie wären ein von Gott verstossenes Volk, berechtigt uns dis, sie auch zu verstossen? Sollten wir sie nicht dulden, so müste sie auch Gott nicht dulden. Er duldet sie aber — er erhält sie, und sie vermehren sich sogar sehr reichlich. Nun, so müssen sie ia auch auf der Erde, wo sie Gott erhalten wissen will, Stäten und Plätze finden, wo sie leben können. Ja, thun wir genug daran, wenn wir ihnen am Ende diese blos einräumen, für die Verstattung solcher Freiheit aber sie äuserst bedrücken? Nehmen sie denn nicht als angeblich von Gott Verstossene ebenso Antheil an allen Wohlthaten der Natur, wie wir? Warum sollen sie denn die Wohlthaten des gesellschaftlichen Lebens theurer bezahlen, als wir? Hätte sie Gott wirklich verstossen, so würden wir doch auch wohl keine Freude darüber haben? Wir würden doch wohl wünschen, daß er sie wieder zu Gnaden anehme? Ohne diesen Wunsch wären wir Unmenschen; wodurch beweisen wir aber seine Aufrichtigkeit anders, als dadurch, wenn wir selbst mild gegen sie gesinnet sind?

Fragt man, warum sie Gott verstossen haben solle, so ist die Antwort — weil sie Jesum getödtet hätten; als welches dann auch ferner den Christenhas gegen sie rechtfertigen soll. Sollte aber der gerechte Gott auch die grösseste Uebelthat, welche ie ein Volk beging, an seinen Nachkommen im funfzigsten Gliede noch strafen? Stimmte diese Meinung mit der christlichen Religion überein, so stände diese Religion weit, weit hinter der iüdischen zurück, welche doch nur behauptete, daß Gott strafe bis ins dritte, höchstens bis ins vierte Glied. Und was die Rechtfertigung unseres Hasses gegen die Juden durch den verübten Mord Jesu betrift, so müssen wir ia ebenfals bedenken, daß es nicht die iezt lebenden Juden sind, die das „Kreuzige ihn" riefen, sondern daß es ihre uralten Vorfahren vor Jahrtausenden waren. Ja, ich kann mich der Bemerkung nicht erwehren, daß Christen, die ihren Judenhas hiermit entschuldigen, wenigstens sehr inkonsequent handeln. Auf der einen Seite ist ihnen der Kreuzestod Jesu äuserst nothwendig und die Grundlage aller ihrer Seligkeit, und auf der andern — fluchen sie der Nation, die diesen Tod bewirkte. Der eine Theil von ihnen glaubt gar, Jesus habe durch seinen Kreuzestod für die Menschen genug gethan und sie wären ohne ihn Kinder der Höllen; wollten sie denn also lieber

Kinder der Hölle geblieben sein, oder verlangen sie, daß sich Jesus selbst hätte kreutzigen sollen? Der andere Theil, welcher aufgeklärter über den Tod Jesu denkt, findet wenigstens in ihm die Versiegelung der Wahrheit der Lehre Jesu; wollten sie denn lieber eine unversiegelte Lehre haben? Ich werfe dis nur so hin, würdiger O.; aber mich dünkt doch, es liege in der That Etwas darin. Bedauren, dächt' ich, müsten wir vielmehr eine Nation, welche das unglückliche Werkzeug eines Mordes ward, ohne den kein Christenthum von Bestand möglich war; und, wenn dann Gott ihre Unthat in allgemeinen Segen für die Menschheit verwandelte, so müsten wir uns schon längst mit ihr deshalb ausgesöhnt haben.

Man sagt auch noch, die Juden wären verstockt und blieben verstockt und kreutzigten heute Jesum noch, wenn sie ihn hätten; denn sonst würden sie sich wohl, da sie allenthalben unter Christen lebten, bekehren und auch Christen werden. Das kann ich nun freilich nicht bestimmen, ob sie Jesum, wenn sie ihn hätten, noch kreuzigten, so viel sehe ich aber ein, daß es kein Beweis hiefür sei, wenn sie sich nicht bekehren oder Christen werden. Wie können sie Neigung zu einer Religion bekommen, in deren Namen gleichsam sie so äuserst bedrückt werden? Mus nicht

vielmehr ihr Has gegen solche, wenn sie dergleichen einmahl haben, dadurch immer mehr zunehmen? Es liegt in der Seele des Menschen, so lange er noch wirklich Güte hat, daß ihm der Glaube seiner Väter um so heiliger werde, ie mehr er für ihn leiden mus. Wer kann den Wahn auch nur für eine Stunde festhalten, daß man Andere durch Gewalt und Unterdrückung bekehren könne? Wenn erst von Seiten der Christen dieser Nation so viel Recht und Güte geschehen sein wird, als ihnen Unrecht und Druck geschehen ist — dann, nur dann erst liesse sich so ein Vorwurf noch allenfals hören. Und — das Christenthum bei aller der Ehre gelassen, die ihm gebührt — kann denn ein Jude gar nicht anders ein Christ werden, als wenn er den Nahmen Jude feierlich gegen den Nahmen Christ vertauscht? Macht denn die Taufe mit Wasser die Sache aus? Ich dächte, wenn sich der Jude selbst mit dem heiligen Geiste taufte, über seine Cerimonieen wegsähe und die wahre Gottesverehrung in rechtschaffenen Gesinnungen und Handlungen suchte: so wäre er als Jude nicht nur Christ, sondern ein noch weit wahrerer Christ, als tausend Christen, die mit Wasser getauft sind und ebenso an ihren Cerimonieen, die um nichts besser sind, kleben, wie der roheste Jude nur an den seinigen kleben kann. Verlangt man auch wohl

von dem aufgeklärten Katholiken, der mehr als protestantisch denkt, daß er feierlich zur protestantischen Kirche übergehen solle? Verdenkt man es ihm, wenn er den Cerimonien der seinigen ferner beiwohnt? Und wie, wenn der Jude spräche, ich will öffentlich Christ werden, aber nur Christ, einen Vornahmen zum Zunahmen mag ich nicht. Wo ist denn aber eine Gemeine unter euch, die blos christliche Gemeine hiesse? Alle nennet ihr euch bald katholisch, bald reformirt, bald lutherisch und bald noch anders beizu. Ihr seid also unter euch selbst noch nicht einig und verlangt doch, ich soll mich zu euch bekehren. Zu welchen von euch nun? Ihr Protestanten wollet, daß sich die Katholiken zu euch bekehren, und die Katholiken bestehen darauf, ihr sollet euch zu ihnen bekehren. Zu beiden zugleich kann ich mich nicht bekehren; hätte ich mich also zu dem Einen bekehrt, so begehrte der Andere, ich sollte mich zu ihm bekehren. Das Beste ist also — ich bleibe äuserlich Jude und werde im Herzen Christ, ohne einen von euern Beinahmen anzunehmen, d. h. ich denke brav und handle brav; denn Mehr wollte euer Jesus selbst nicht, und ihr habet alle seine Lehre noch nicht rein, sondern eure Rabbiner haben so gut Aufsätze dazu gemacht, wie die unsrigen zu Moses Lehre.

Man sagt endlich, die Juden meinten es mit keinem Christen ohne Unterschied der Kirche gut, belegten uns mit Schimpfnahmen und würden uns aus Eifer für ihr Gesetz, wenn sie uns so in der Gewalt hätten, wie wir sie haben, noch schlimmer behandeln, als sie von uns behandelt werden. Darf man aber hier nicht gleich zurückfragen, wie viel deren wohl unter den Christen sein mögen, welche es mit den Juden gut meinen? Mit Schimpfnahmen belegt uns wohl nur der jüdische Pöbel; und machts denn da der christliche Pöbel nicht schlimmer, der den Nahmen der Juden sogar als Schimpfnahme gebraucht? Dürfte dieser nur so, wie er wollte, welche Abscheulichkeiten würde er sich noch an vielen Orten gegen diese Unglücklichen erlauben! In seinen Augen ist so schon der Jude ein Mensch, an dem er sich gar nicht versündigen kann, und zu diesem Grundsatze erzieht er die Seinigen von Kindesgebeinen an. Was die Erzählungen von verübten Ruchlosigkeiten der Juden an Christen und Christenkindern betrift, mit denen man das Böse, welches sie gegen uns im Sinne hätten, wenn sie nur dürften, zu belegen sucht, so sind das größtentheils Sagen aus Zeiten, wo man auch noch Hexen verbrannte; sie verdienen keinen Glauben, und wenn sie auch mit gerichtlichen Akten bewiesen würden; denn es ist keine Kunst, Menschen,

denen man den Tod geschworen hat, Verbrechen zum Tode anzudichten und sie sogar, wenn man nur die Tortur bei der Hand haben kann, zum falschesten Geständnis derselben zu bringen. Vorgänge dieser Art sollten wir lieber aus der Geschichte wegzuwischen suchen, als daß wir sie immer noch nacherzählen; denn wir erzählen nicht der Juden Schande, sondern unsere eigene, indem unsere christlichen Vorfaren dadurch in das schwärzeste Licht des dümmsten Aberglaubens und des abscheulichsten Blutdursts gestellt werden. Wo gegenseitiger Has ist, da entsteht immer die Frage, wer zuerst den Has gehegt und geäusert habe. Wie die Sachen gröstentheils iezt noch stehen, kann es nicht anders sein, als — die Juden müssen die Christen hassen. Kann denn Gegenliebe ohne Vorliebe sein? Ich zweifle, daß sie dabei oft an Religion denken. Wäre ihr Has aber auch wirklich Religionshas, sind denn die Christen von diesem frei? So weit kann vieleicht der Jude seinen Christenhas kaum treiben, als oft eine christliche Sekte ihren Has gegen die andere treibt. Und — wären die Juden wirklich auch die Anfänger des Hasses gewesen, wie ungrosmüthig ist es doch, sich an den ohnmächtigen Nachkommen seines Feindes zu rächen! Mit unserer Religion mögen wir solch Verfaren ia nicht entschuldigen. Diese lehrt uns die lieben, welche uns hassen, die segnen, welche uns

fluchen. Und ihr erhabener Stifter, der die Eindrücke ahndete, welche der Mord, den seine Nation an ihm verübte, auf seine Gläubigen machen würde, wollte den Judenhas dadurch gleich in seiner Geburt ersticken, daß er sie betend entschuldigte und den Ausspruch that — sie wüsten nicht, was sie thäten . . . Sollte dis nicht allein Winks genug für uns werden, und iedes Drucks, den wir gleichsam im Nahmen Jesu an diesen Umhergestreuten ausüben, zu schämen?

Betrachtet man die Sache genau, theurester O., so scheinen die Christen, welche aus religiösen Gründen Judenhas hegen, wirklich als Undankbare da zu stehen. „Das Heil kommt von den Juden" — Ist dieser Gedanke, der aus der Seele des Christenthumsstifters selbst kam, nicht offenbare Geschichtswahrheit? Israel war nicht nur das erste uns bekannte Volk, das den wahren Gott verehrte, sondern unmittelbar aus seinem Schosse bekamen auch die Weltvölker durch Jesum und seine Apostel, die alle Juden waren, den wahren Gott. Auch wir wären noch ohne diesen — können wir dis ie vergessen? Wir haben ihnen die Religion zu danken, und sollten sie dafür aus Religion hassen? So wär's ia, als hätten sie uns einen Stab zum Festergehen gegeben, und als schlügen wir nun mit diesem Stabe nach ihnen.

Ich bediente mich unlängst dieses Vergleichs gegen einen sehr aufgeklärten Geistlichen, bei dem ich wider alle meine Erwartung auch Judenhas zu spüren glaubte. Wir kamen dadurch tiefer in den Text und er söhnte mich bald wieder mit sich aus. „Has, eigentlichen Has gegen die Juden, sprach er, lasse ich nicht auf mich kommen; damit thun Sie mir zu viel. Recht gut aber bin ich ihnen nicht; doch will ich sie auch gern von dem grösseren Theil der Schuld hieran frei sprechen. Genug — wenn man weiter nichts an den Juden thun will, als daß man ihnen nur Quartier unter uns anweiset, so mus ieder Lehrer der vernünftigen Religion wünschen, man liesse sie lieber von uns. Wäre ich ein König und hätte noch ein Reich zu verschenken, so wüste ich, was ich thäte. Ziehet alle dahin, spräche ich, und spielt da euer altes Testament fort, so lange ihr wollet; bauet euch einen Tempel wieder, opfert wieder, räuchert wieder u. s. w." Hier, menschenfreundlicher O., entdeckte ich, daß es doch religiöse Ursachen, die sich hören liessen, geben könne, aus welchen eine gewisse Abneigung gegen ienes Volk entstehe. Ich ward begierig, sie ausführlicher zu hören und drang in den sonst so human-denkenden Geistlichen ein, der also fortfuhr:

„Die Juden, ia, waren allerdings das erste Volk der Welt, das allgemeine Aufklärung in der

Religion empfing; aber es war nur halbe Aufklärung. Den wahren Gott bekamen sie, aber nicht seine wahre Verehrung. Nun mus freilich jede Sache erst halb sein, ehe sie ganz werden kann; allein bei den Juden war nie an ganze Aufklärung zu denken. Das „der Herr sprach zu Mose" das sich hernach in das „Wir wissen, daß Gott mit Mose geredet hat" verwandelte, ward zu einer eisernen Mauer dagegen. Nun hätte das immerhin so sein mögen und sie hättens bis an den jüngsten Tag glauben mögen, daß Gott mit Mose geredet habe; wenns nur nicht dem Christenthume so geschadet hätte. So aber ist dieser Glaube auch zu uns herüber geschlichen und hält allein schon bis auf den heutigen Tag die ganze Aufklärung auch unter den Christen auf. Sodann, wenn wir auch wirklich den Juden den wahren Gott zu verdanken haben, so haben wir ihnen doch auch zuzuschreiben, daß die wahre Gottesverehrung unter uns wieder mit Cerimonieen verfälscht worden ist. Ja, sie sind einzig und allein Schuld daran, daß unsere in ihrem ersten Entstehen so einfache und natürliche Religion hernach wieder ein jüdisches Gewand erhielt. Sie kamen und wollten wohl Christen werden, wollten aber auch ihre alten Glaubensbegriffe beibehalten. Was thaten die ersten Ausbreiter des Christenthums? Um sie zu gewinnen, wurden sie

den Juden ein Jude, suchten sie über das, was sie verlöhren, dadurch zu beruhigen, daß sie es in der neuen Religion wiederfänden, machten Jesum zum Hohenpriester, seinen Tod zum Opfertode, sein Blut zum Reinigungsblute u. s. w. O hätten sie gewust, was wir nun wissen, sie hättens gewis nicht gethan! Diese ihre Herablassungen gegen Judenchristen wurden nun zu wesentlich-christlichen Vorstellungen erhoben und sind es leider noch auf den heutigen Tag. Eine iüdische Vorstellung zog bald die andere nach sich, und so wimmelts im Christenthume von alten Judenideen. Das geht bis auf den Teufel — die allerabgeschmackteste Idee, die in das Gehirn eines wahren Gottesverehrers kommen kann. So haben uns die Juden dann doch unsere erst so schöne Religion verdorben. Ist das auch wohl so leicht zu vergessen? Es ist bald gesagt, daß es ia in unserer Macht stehe, dis alles abzuändern. Die alten Judenideen sitzen nun einmahl in unsern Simbolen fest und man hälts für Gewissensache, eine davon aufzugeben. Auch ists, als wenn man sich immer noch vor den Juden fürchtete. Man beweiset, daß Jesus der wahre Messias gewesen sei; man klebt an dem Glauben an Offenbarung, um den Juden nichts nachzugeben; man lobt das alte Testament, das längst ausgedient haben sollte, um das neue noch mehr loben zu können; man sucht

dort Bild und hier Gegenbild auf, daß sie wie Schachtel und Deckel auf einander passen u. s. w. Ich möchte um alles in der Welt willen wissen, was uns alle die Dinge angingen; aber — der Juden wegen, glaubt man, müsse es so sein. Wären sie also noch in ihrem alten Welttheile, so fiele dies alles weg und — wir ignorirten sie. Wollten wir dies auch wirklich thun, da sie iezt unter uns sind: so erreichten wir doch unsern Zweck nicht, und sie sind und bleiben, wenn sie nicht klüger werden, ein Hindernis allgemeiner christlicher Aufklärung, und, ie mehr ihrer im Lande werden, ein desto grösseres Hindernis werden sie. Sie gehen mit dem gemeinen Manne unter uns um und bringen diesen durch ihren Aberglauben immer wieder zurück, wenn wir denken, daß wir ihn ein wenig vorwärts gebracht. Ich gestehe es also aufrichtig, wenn mich iemals ein Fürst zu Rathe zöge, ob er Juden aufnehmen sollte — ich antwortete Nein; denn ich wüste doch in voraus, es geschähe weiter nichts für sie, als daß man von ihnen schweres Schutzgeld nähme."

Geliebter O., diesem Vorwurfe haben Sie nun in Ihrem Lande zwar abgeholfen, da Sie den Juden auch zum Bürgerrechte verholfen haben; aber was meinen Sie zu dem Uebrigen, was dieser wirklich aufgeklärte Geistliche sprach?

Das ist doch wahr, daß der Aberglaube, wie die Pest, ansteckt. Das ist doch wahr, daß ein Fürst so viel, als möglich, dahin sehen mus, daß er vernünftigglaubende, aber nicht abergläubische Menschen ins Land ziehe. In iedem Hause, wo eine Familie wohnt, die Gott durch Grimassen verehrt, kann doch eine andere wohnen, die ihn im Geiste und in der Wahrheit anbetet; und — ist denn dann das Haus nicht wenigstens besser bewohnt? Daß aber iene Grimassenverehrung noch die Religion der allermehresten heutigen Juden sei, liegt zu sehr am Tage, als daß dagegen Einrede sein könnte. So leuchtet doch also warlich so viel heraus, daß Mehr für die Juden geschehen müsse, wenn sie in christlichen Staaten wohnen sollen, als daß man ihnen blos die Abgaben erleichtere. Es mus für ihre Aufklärung gesorgt werden; sonst wäre es besser, sie würden nicht geduldet. Das heisst nicht, man solle sie zwingen, Christen zu werden; dieser Einfall wäre sogar Unsinn. Ja, es heisst nicht einmahl, daß sie ihren Volksnahmen gerade ablegen sollen; man soll sie nur klüger machen. Man soll sie dahin zu bringen suchen, daß sie fürs erste einen Unterschied zwischen ihren Gesetzen, Gebräuchen und Sitten machen und sich als Bewohner der Abendländer von solchen derselben für losgezählt halten, die ihren uralten Vorfaren offenbar nur als einem morgen-

ländischen Volke gegeben wurden; daß sie ferner einsehen lernen, daß ihre ganze Religionsverfassung in dem Knabenalter der Menschheit entstanden sei und also für das gegenwärtige Zeitalter nicht mehr passe; daß sie endlich begreifen, daß sie jetzt dasselbe Recht haben, sich zu reformiren, wie Moses einst das Recht hatte, ihnen ihre Verfassung zu geben, und daß Gott auf keine andere Art mit Moses gesprochen habe, als er noch heutiges Tages mit ihnen spreche.

Wie ist der jüdischen Nation diese Aufklärung zu geben? — Ja, geliebter O., das ist eben die Frage, die längst schon unsere christlichen Oberhäupter, welche Judentoleranz in ihren Staaten ausüben, zu einer der ersten Preisfragen hätten machen sollen. Ich für mein Theil würde folgende Vorschläge thun.

Es ist ein Erfahrungsgrundsatz, daß man bei dem ganzen Aufklärungsgeschäfte mehr auf die künftige, als auf die gegenwärtige Generation Verlas nehmen könne und also auch mehr sein Augenmerk auf sie richten müsse. Die gegenwärtige mus gröstentheils so verbraucht werden, wie sie ist; wir sehen dis ja selbst an uns Christen. Besserer Unterricht der Jugend ist überall die Hauptsache, und also auch bei den Juden. Die alten Juden selbst werden nun aber warlich ihre Kinder nicht

besser

besser unterrichten, als sie selbst von ihren Eltern unterrichtet worden sind. Vernünftige Judenschulen also sind es, wobei angefangen werden mus, wenn diese Nation, die so viel feinen Verstand im Handel besitzt, auch in Zukunft mehr blos gesunden Menschenverstand in der Religion haben soll. Es ist schlechterdings nicht genug, Judenkindern blos zu erlauben, daß sie Christenschulen besuchen dürfen; als welches ohnehin unter zehen Orten, wo Juden geduldet werden, kaum an einem verstattet ist. Solche Judenkinder, deren Eltern sich hierzu entschließen, sind mehrentheils nur dem Gelehrtenstande gewidmet; es ist aber davon die Rede, daß die Nation im Ganzen klüger werden solle. Nun gehört aber das Schulenwesen im Lande schlechterdings unter die Oberaufsicht und Leitung des Fürsten. Ein Fürst kann befehlen, daß die Kinder in die Schule gehen sollen; seine Bürger sollen Menschen, aber nicht Thiermenschen, sein. Ein Fürst kann befehlen, wie die Schulen sein sollen; er mus über gesunde Vernunft, richtige Grundsätze und gute Sitten im Lande wachen, und so sind die ersten Warten deshalb, auf die er treten darf, seine Schulen. Die Juden können es also nicht für Intoleranz erklären, wenn er ihnen die Einrichtung ihrer Schulen vorschreibt; er schreibt sie nicht als christlicher Fürst, sondern als ihr Fürst, vor.




Da denke ich mir dann nun eine gute Judenschuleneinrichtung so — — der Schulmeister selbst mus sich nicht besser auf schächten oder schachern verstehen, als auf's Schulhalten; er mus nichts beizu treiben und alle die vernünftigen und gemeinnützigen Kenntnisse besitzen, die man von iedem wahren Schulmeister verlangt. Woher der Gehalt für solche Judenschulmeister? Ach werther O., diese Frage ist bald beantwortet. Von dem Schutzgelde, das sie geben! Ein Fürst, der dies Geld hiezu verwendet, erscheint recht als ein christlicher Fürst und kann getrost immer ein mässiges Schutzgeld von ihnen nehmen; denn sein Judenschutz ist nun keine blosse Finanzoperation, sondern eine Operation für die Menschheit. Woher aber solche Judenschulmeister? Ebendaher, antworte ich, woher gute Christenschulmeister. Sobald das Amt seinen Mann nährt, entschliessen sich auch Menschen zum Amte; iezt studiren die Juden höchstens Medicin, hernach werden sie auch Pädagogik und Philosophie studiren. Und — ist im Lande ein Schulmeisterseminarium, wie es dann noch eher wenigstens, als eine Reutbahn, sein sollte, so stehts beim Fürsten, zu befehlen, daß kein Judenschulmeister angestellt werde, der nicht wie die übrigen, seine Jahre darin zugebracht hat. In den Schulen selbst nun mus keine andere Sprache getrieben

werden, als die Landessprache. In deutschen Ländern z. E. mus blos deutscher Unterricht gegeben und kein anderes Buch traktirt werden, als ein deutsches Büch. Die Judenbibel selbst muß deutsch gelesen werden. Wenn die Judenkinder so Vorliebe zur Landessprache erhalten, so schätzen sie hernach den Rabbinischen Unsinn nicht mehr. Die Sachen, welche getrieben werden, müssen sich erst blos auf Naturkunde, auf Gegenstände des gemeinen Lebens und auf Vernunftmoral erstrecken. Hernach mus blos natürlicher Religionsunterricht folgen. Ganz zuletzt dann mag zur Weihe in die alten Satzungen das Judenthum nachgereicht werden und den Beschlus machen. Ich bin überzeugt, daß alsdann Licht darüber in den Seelen der Kinder aufgehen werde; und, wenn dann so einige Generationen hindurch fortgefaren würde, lieber O., so müsts arg sein, wenn die Juden nicht klüger würden.

So viel in Ansehung der kommenden Judengeneration; ganz vernachlässigt aber mus die gegenwärtige doch auch nicht werden. Und — da scheints mir dann ganz unerklärbar, wie man noch immer gar nicht darauf gedacht habe, daß die Juden in ihren Sinagogen so ganz ohne eigentlichen Lehrerunterricht gelassen werden, der doch das Wesentlichste aller religiösen Zusammenkünfte ist. Was hilft das äuserliche Geberdenwesen — was hilft

das Abschreien ewiger Einerleigebete — was hilft das Vorlesen aus dem Gesetze, das Niemand erklärt? Eine gute Rede über einen Gegenstand der Religion oder über eine moralische Idee giebt allein Nahrung für Geist und Herz. Unstreitig kommt es auch daher, daß die aufgeklärteren Juden lieber im Schauspielhause, als in der Sinagoge, sind; ich verdenke es ihnen nicht, denn dort hören sie doch noch etwas. Fürsten, die einmahl Juden dulden, müsten also schlechterdings darauf bestehen, daß iede Sinagoge ihren Redner hätte. „Der Glaube kommt aus der Predigt," das gilt sogar bei uns Christen; wie vielmehr bei den Juden! Wo hört der gemeine Mann unter uns noch etwas Vernünftiges, wo wird er noch auf eigne vernünftige Gedanken geleitet, als in der Kirche? Ist nun der gemeine Jude auf ieden Fall noch weiter zurück, als der gemeine Christ, wie ist er ganz der Dummheit überlassen, wenn er auch nicht einmal in seiner Sinagoge zu einigem Menschenverstande gebracht wird! Woher der Gehalt für die öffentlichen Judenredner? Lieber O., ich komme wieder mit meiner vorigen Antwort — vom Schutzgelde. Woher aber Judenredner? Wenn das Amt seinen Mann nährt, antworte ich ebenfalls wieder, so finden sich Männer zum Amte. Auch Juden werden alsdann auf den Redner studiren; sie wer-

den auf Universitäten deshalb gehen und bei der Gelegenheit Vorlesungen hören, die sonst noch kein Jude hörte; sie werden dadurch klüger werden und ihre Zuhörer einst klüger machen. Aber auch die Reden in der Sinagoge musten blos in der Landessprache gehalten werden, um die Nation immer mehr von der Thorheit, die an allen ihren übrigen Thorheiten Schuld ist — von der Thorheit, in den Abendländern die Morgenländer spielen zu wollen — zurückzubringen.

Was meinen Sie, mein O., — wenn auf solche Art die iüdische Jugend in den Schulen, und die erwachsene Judenschaft in den Sinagogen vernünftig unterrichtet würde, sollte die Nation im Ganzen nicht endlich klüger werden? Sollte sie, wenn z. E. in Deutschland dieser iugendliche und männliche Unterricht aus deutschen Büchern und deutsch gegeben würde, nicht fortfaren, deutsche Bücher zu lesen? Und — könnte sie dann wohl bei der Höhe, die die deutsche Lektüre in allen Fächern erstiegen hat, so finster bleiben, wie sie noch ist? — Doch, lassen Sie uns auch noch die politischen Ursachen des immer noch herrschenden Judenhasses betrachten! Diese werden uns eben dahin führen, wohin uns die religiösen führten, d. h. dahin, daß man Mehr thun müsse,

als den Juden nur Quartier unter uns zu geben.

Man sagt, die Juden zerstörten allenthalben, wohin sie kämen, den Handel der Christen, und das komme davon her, weil sie von weiter nichts, als vom Handel, leben könnten. — Dieser Vorwurf, mein geliebter O., verdient doch in der That Beherzigung auch von uns, wenn wir Beide gleich keine Handelsleute sind. Es ist nicht genug, daß wir für unsere Personen dabei gewinnen, wenn Juden an unsern Orten sind; ia, ia, ich gestehe es, ich kaufe selbst verschiedene Waarenartickel bei ihnen, weil ich sie wohlfeiler bei ihnen haben kann. Man mus dann aber doch auch nicht blos als Egoist über die Sache denken. Es ist schon an sich wider eine gute Staatseinrichtung, wenn ein gewisser Stand mit Mitgliedern zu sehr überschwemmt wird; weil es nicht fehlen kann, daß sie am Ende alle kein Brodt haben, oder doch die Mehresten von ihnen darben müssen. Ein Anderes ist es, wenn sie Fabrikate verfertigen, welche reichlich ins Ausland verführt werden. Sagen Sie mir aber, wenn an einem Orte der Kaufleute übermässig viel werden, woher sollen alle Käufer für sie kommen? Am Ende kann einer dem andern abkaufen. Etwas Aehnliches sah ich einmahl in einer gewissen mittelmässigen deutschen

Stadt, wo sich die Schustergilde bis an dreihundert Meister vermehrt hatte. Die Stadt hatte etwa zwölfhundert Häuser; die dreihundert Schusterhäuser abgerechnet, kamen also auf ieden Meister drei Häuser, von denen er leben sollte. Man hatte daher das Sprichwort daselbst, daß ein Schuster dem andern die Schuhe mache, und kaum zehen darunter hatten ihr gutes Auskommen. Die übrigen kamen nach und nach immer ins Armenkassenregister. Da es nun wirklich wahr ist, daß die Juden in unsern Gegenden blos vom Handel leben, so wunderts mich nicht, wenn unsere Kaufleute den Anwachs der Juden ungern sehen, weil sie in iedem Neuankommenden derselben einen Mann mehr erblicken, der ihnen die Nahrung schmälert. Es scheint mir vielmehr selbst so, als würde hierdurch die Judentoleranz zur Intoleranz gegen unsere christlichen Mitbürger. Wollte man erwiedern — warum sind unsere Kaufleute theurer, als die Juden? sie sind also selbst Schuld daran, wenn ihnen diese den Absatz verkümmern — so liegt die erste Antwort darauf schon im Vorhergesagten. Und wenn christliche und iüdische Handelsleute auch zu einerlei Preisen verkauften, so müste sich ia doch der Verkehr immer mehr theilen, ie Mehr ihrer immer an einem Orte würden. Man sieht dis ia an den Juden selbst allerwärts, wo sie sich sehr vermeh-

ren; sind nicht da der größere Theil derselben blutarm? Es kommt aber auch noch dazu, daß sich der Jude als Kaufmann mehr auf- und zudringe. Er hausirt und befördert dadurch seinen Absatz, wenn er auch um nichts wohlfeiler, ja wohl theurer ist, als der Christ. Wollte man auch hier wieder antworten — so können die christlichen Kaufleute auch hausiren — — so bleibt die Sache doch immer dieselbe. Wenn Alles hausirt, so theilt sich auch der Hausirabsatz eben so wieder, daß Keiner davon recht sein Brodt hat. Hausiren denn auch wohl unsere Schuster, Schneider und Tischler? Warum sollen denn gerade unsere Kaufleute zum Hausiren verdammt werden? Die wichtigste Vertheidigung des Handels der Juden und ihres Schutzes liegt aber allerdings darin, wenn sie wohlfeiler verkaufen. Nicht zu gedenken, daß die Frage entstehe, ob dis auch immer so wahr sei, wie es zu sein scheint, und ob nicht am Ende der wohlfeilere Handelsmann sich durch den schlechteren Werth der Waare oder durch das Zumessen derselben schadlos halte; noch weniger zu gedenken, daß es keine Kunst sei, wohlfeiler zu verkaufen, wenn man sich etwa darauf versteht, auf allerlei unehrbare Weise wohlfeiler zur Waare zu gelangen; sondern — es lassen sich auch andere Ursachen finden, warum der Jude dis und jenes wohlfeiler verkaufen könne, als der Christ. Der

bei weitem grössere Theil der Juden behilft sich schlechter, als der christliche Kaufmann. Er lebt einmahl unter dem Joche, nicht nur unter dem Joche seiner Satzungen, sondern auch unter dem Joche der Völker. An Knechtschaft also auf allen Seiten gewöhnt, ist er sein eigener Knecht, seine eigene Magd. Er ernährt kein Gesinde und hält auch, besonders wenn er Landhausiren treibt, keine Lehrlinge. Unterdessen, wenn er nicht zu Hause ist, behelfen sich die Seinigen elend. Er selbst lebt ärmlich. Auf Reinlichkeit und Nettigkeit an sich und in seiner Wohnung verwendet er nicht viel. Da er nun Weniger braucht, als der christliche Kaufmann, so ist er auch mit einem geringeren Gewinn zufrieden, um sich das Leben nur nothdürftig hinzuhalten. Könnten wir im Ernste von den Kaufleuten der Unsrigen begehren, daß sie sich ihm, um ebenso wohlfeil verkaufen zu können, wie er, in diesem Allen gleich stellen sollten? Leben sie denn etwa auch unter dem Joche, oder sind sie freie Bürger, wie wir? Sollen sie die Einzigen von uns sein, die sich so elend behelfen, als wenn sie unter dem Joche lebten? Daß sie uns nicht übertheuern, um unnützen und überbürgerlichen Aufwand machen zu können, dürfen wir allerdings von ihnen fordern; dafür können sie aber auch die Gegenforderung an uns zurück machen, daß wir ihnen dieselbe Lebensart und Le=

bensbequemlichkeit gönnen sollen, welche wir uns von ihnen nicht nehmen lassen würden. Sind sie es denn nicht, die uns die Letztere zuführen? Und dafür sollte es ihre Strafe sein, selbst an derselben nicht Theil zu nehmen? Ist es denn nicht gut, wenn sie Leute aus den untersten Ständen, als ihre Bedienung, ernähren? Kommt bei Unreinlichkeit viel Kluges und Gutes heraus? Ist es nicht bei ansteckenden Krankheiten für alle reinliche Bürger noch dreimahl gefährlicher, wenn sie mitten unter unreinlichen Familien wohnen? Es ist doch nicht genug, wenn die Dinge, welche zum bürgerlichen Leben und Wohlbefinden gehören, für uns Uebrige nur wohlfeil sind; diejenigen, welche damit handeln, wollen es wenigstens nicht schlimmer haben, als die, die sie verarbeiten und zurichten. Warum hält man es denn für nöthig, gewisse Maschinen zu verbieten, mit deren Hülfe ein Mensch an einem Tage so viel Arbeit verfertigen kann, als sonst in zwölf Tagen? Dadurch würden ja doch offenbar auch die Waarenartickel, welche sie betreffen, für uns Uebrige äusserst wohlfeil. Aber das ists, daß alsdann die Mehresten desselben Handwerks brodtlos sein würden; darum geschehen die Verbote. — Auch hat es oft noch eine ganz besondere Bewandnis mit dem wohlfeilen Verkaufe der Juden. Die Messe ist vor der Thüre; der Jude braucht Geld. So schlägt er los,

um seine Gläubiger zu befriedigen und neuen Kredit bei ihnen zu erhalten. Das geht zwei-dreimahl; er schafft Rath, bezahlt, wird aber dabei so ein armer Mann, daß er, wenn er von der Messe zurückkommt, nichts weiter im Besitz hat, als die neue Waare, die er erst noch bezahlen soll. Von dieser mus er nun leben. So bleibt er auf der nächsten Messe schon einen Theil schuldig, auf einer folgenden die Hälfte; bald darf er sich nicht mehr auf der Messe sehen lassen; er macht Bankerot und macht ihn so, daß er seinen Handel auf ähnliche Weise sofort wieder anfangen kann. Dürfen wir uns denn aber wohl eines wohlfeilen Kaufs bei einem unserer Mitbürger rühmen, wenn dadurch ehrliche Ausländer betrogen werden? — Die Wahrheit von dem Allen, was ich über den wohlfeilen Verkauf gesagt habe, bester O., bestätigt die tägliche Erfarung; so, wie uns diese auch lehrt, daß iüdische Kaufleute von Belang, die als solche bestehen und auch zugleich dabei eine gebildetere Lebensart führen wollen, gute Waare um Nichts wohlfeiler verkaufen, als die christlichen Kaufleute.

Man sagt ferner, eben darum nun, weil die Juden weiter keinen Nahrungsweg, als den Handel, hätten, und es also unmöglich wäre, daß sie, wenn sie in grosser Menge an einem Orte bei-

sammen lebten, sich Alle davon erhalten könnten, verfiele ein grosser Theil von ihnen auf schädlichen und ruchlosen Verkehr. Man giebt ihnen Schuld, daß sie die Verführer iunger unnützen Aufwand liebender Reichen wären und sie durch Geldverschaffungen unter ungeheuern Verlusten aussaugten. Man sagt ihnen nach, daß sie gestohlne Sachen kauften und daher allenthalben, wo sie in grosser Anzahl lebten, die eigentlichen Hehler und Beförderer des Diebstahls wären. Man wirft ihnen vor, daß sie die grösseste Anzahl der Weiskäufer ausmachten, daß kein Markt von Belang hingehe, auf welchem nicht Juden als Beuteldiebe und Uhrenauszieher ertappt würden, daß keine Räuberbande ergriffen werde, bei der nicht Juden unter den Rädelsführern wären u. s. w. Wer wollte alles das Böse glauben, was den Juden nachgesagt wird, menschenfreundlicher O.? Man kann nicht besser thun, als man schiebt ihnen das gesamte Böse, das in der menschlichen Gesellschaft verübt wird, auf den Hals; so ist man sicher, daß der Fluch der Völker auf ewig auf ihnen ruhen werde. — Wenn aber doch Fakta, Fakta unserer eigenen Zeit es bestätigen — thut man ihnen dann mit solchen Nachreden noch zu viel? — Ja aber, sind denn unsere eigenen Glaubensgenossen von solchen bösen Verkehren frei? — Ja, wiederum aber, wenn man die An-

zahl der Christen und die Anzahl der Juden gegen einander hält, werden sie nicht nach Proportion von diesen weit ärger getrieben, als von ienen? — Ich halte es für ein trauriges Geschäft, dieser Proportion nachzuspüren; um diese unglückliche Nation nicht noch unglücklicher zu machen, als sie ist. Verhielte sichs aber wirklich so, wie man sagt, so läge auf ieden Fall der Grund davon darin, daß die unter uns wohnenden Juden weiter nichts, als Handel und Wandel, zur Quelle ihres Lebensunterhalts haben. Und — so wären wir nach Betrachtung der politischen Ursachen des christlichen Judenhasses wieder da, wo wir am Ende der religiösen waren. Es mus durchaus Mehr für die Juden unter uns geschehen, als daß wir ihnen blos das Quartier bei uns erleichtern; sie müssen nicht blos Handelsleute sein, sondern auch Ackerleute und Handwerksleute werden, wenn sie nicht iedem christlichen Staate, der sie in unbestimmter Anzahl aufnimmt und duldet, zur Last fallen sollen.

Es gehört mit zu den sonderbaren Schicksalen dieser Nation, daß sie, die einst von Ackerbau, Landleben und Hirtenstand vorzüglich sich erhielt und aus dem Handel Wenig machte, iezt blos an diesen verwiesen ist. Warum sollte aber die Neigung zu ihrer alten Lieblingslebensart nicht wie

der in ihnen erwachen, sobald sie sähen, daß sie sie befriedigen könnten? Hierzu wird dann aber natürlicher Weise erfordert, daß sie ebenso Acker und Ländereien unter uns eigenthümlich besitzen dürfen müssen, wie Häuser in den Städten. Man wird hiergegen einwenden, daß man die Aecker nicht so vermehren könne, wie die Häuser, und daß, wenn auch hier und da ein Jude zum Ankaufe eines Bauergutes endlich gelangen möchte, ihre Vermischung mit christlichen Bauern doch ganz unthunlich sei. Die Sache scheint, so lange die jüdische Nation an ihrem Sabbate hangt, von dieser Seite allein schon ihre Richtigkeit zu erhalten. Die Dorfgemeinen haben viel Arbeiten gemeinschaftlich zu verrichten und pflegen noch Mehrere gemeinschaftlich zu verrichten. Dis geht von der Frohne an bis zu den Grabenhebungen, von den Erndtegeschäften bis zu den Zaunausbesserungen. Der Sonntag fällt für diese Arbeiten schon aus; wenn nun der Juden wegen auch der Sonnabend wegfallen sollte, welche Unterbrechungen der ländlichen Gemeingeschäfte gäbe dis, besonders, da beide Tage auf einander folgen! Der Vorschlag, daß sich die jüdischen Bauern christliches Gesinde halten könnten, würde den nützlichsten Theil des ganzen Plans vereiteln; denn daß der gemeine Jude besonders vom Handel abgezogen und zu andern ihn nährenden

Geschäften geleitet werde, ist die Hauptsache. Es möchte also wohl richtig sein, daß, wenn die Juden Ackerbau und Landwirthschaft treiben sollen, sie besondere Dorfgemeinen für sich ausmachen müssen. Woher aber nun neue Dörfer? Woher? das will ich Ihnen gleich sagen, werthester O.

In vielen Gegenden Deutschlands z. E. gibt es sogenannte wüste Marken, auf welchen ehemals Dörfer standen, welche durch den dreissigjährigen Krieg zerstört wurden. Die benachbarten Gemeinen haben sie sich nachher zugeeignet und benutzen sie mehrentheils sehr schlecht. Entweder sie lassen elendes Holz darauf aufschlagen, oder sie besäen sie höchstens alle drei, vier Jahre einmahl; weil sie ihnen zur gewöhnlichen Benutzung zu entfernt liegen, oder weil es ihnen an Dünger fehlt. Sind diese nicht gleich die ersten Plätze, welche zur Aufnahme der dem Ackerbau sich widmenden armen Israeliten dienen könnten? — Ferner, bereisen Sie Deutschland, wo Sie wollen; sie werden überall noch Brüche und Sümpfe finden, die ebenso, wie die Nordamerikanischen, nur auf menschliche Hände warten, um auch die schönsten Getraidefelder zu werden. Könnten da, wo iezt blos Frösche quaken und Kibitze umherlaufen, nicht Menschen wohnen?

Könnte ihre Urbarmachung nicht iüdische Landgemeinen schaffen? — Endlich, mit seinen Domainen kann ia doch ieder Fürst thun, was er will. Wie unendlich oft ist in neueren Zeiten der Vorschlag, sie in Bauergüter zu verwandeln, gemacht und die sonnenklarste Berechnung hinzugefügt worden. daß die Fürsten dabei auf allen Seiten gewönnen! Nun, so wärs doch wenigstens dazu gut, wenn die Sache bis iezt noch nicht ausgeführt worden, daß nun noch iüdische Bauern darauf sich ansiedeln könnten.

Daß aber die Juden auch Handwerksleute würden, ist, dünkt mich, weit geringeren Schwierigkeiten unterworfen. Die ersten iüdischen Meister müsten freilich durch christliche gebildet werden. Ein Fürst wird aber doch wohl Mittel und Wege finden können, von ieder Profession einen und den andern Meister zu bereden, daß er iüdische Jünglinge in die Lehre nimmt. Und, wenn es keiner thun wollte, so mus es der thun, der für seinen Hof arbeitet. Die Lehriahre währen ia nicht ewig, und so ist der Einwand, daß der iüdische Lehrbursche zwei Tage hinter einander in ieder Woche für den Meister müssig gehe, nicht von der Erheblichkeit, daß der Meister nicht leicht dafür entschädigt werden könne. Mit der Speisung ist es ebenso, sobald die Meisterin

eine

eine vernünftige Frau ist, wird sie den armen Lehrburschen, wenn er auch dann und wann nicht mit den übrigen Hausleuten essen kann, deshalb doch nicht hungern lassen dürfen. Wie aber, wenn sich die Innungen weigern, den jüdischen Jüngling aufzudingen und mit ihren Statuten dagegen kämpfen? So wird der Landesherr, ohne dessen Konfirmation diese Statuten so viel, als gar nichts, sind, doch wohl das Recht und die Gewalt haben, die Statuten zu ändern oder in einzelnen Fällen zu suspendiren? Gehört dies nicht unter das Begnadigungsrecht, das ihm alle Innungen zusammen nicht beschränken können? Ob hernach der jüdische Geselle wandert oder nicht; als Wandernder würde er freilich schlimm zurechtekommen. Hat er das Seinige nur recht gelernt, so werde er, ohne einen Fus über die Grenze gesetzt zu haben, Meister. Und — will ihn die Gilde nicht aufnehmen, so mache ihn der Fürst zum Freimeister. Er würde aber in der That zu nachgiebig sein, wenn er litte, daß die Innungen beharrlich dem das Meisterrecht verweigern dürften, welchem er das Bürgerrecht ertheilt. Sind dann die ersten jüdischen Meister da, so mögen sie die folgenden zuziehen, und so können sie mit der Zeit besondere Innungen für sich ausmachen. Aber — dann werden die Handwerker schreien, daß ihnen die Juden das Brodt nehmen? Ich antworte —

sollen die Kaufleute allein auf immer fortschreien? Diese schrieen mit Recht; denn ihr Nahrungsstand war zu sehr mit Gliedern überschwemmt. Sobald aber die Juden auch Professionisten aller Art werden, wirds gar kein Geschrei mehr über sie geben. Alsdann theilt sich der vermeintliche Schaden, welchen sie anrichten, unter alle Stände des bürgerlichen Lebens ein und wird von iedem Stande nicht mehr gefühlt, als wenn von Zeit zu Zeit neue christliche Mitglieder in ihn eintreten. Leben wollen die Unglücklichen doch; sobald sie also wirklich zu Staatsbürgern aufgenommen werden, kann es dem Schuster und Schneider einerlei sein, ob im nächsten Hause, wo immer auch ein dito Schuster und Schneider wohnte, nun ein christlicher, oder ein iüdischer Schuster und Schneider wohne; Einer arbeitet, wie der Andere.

Ich überzeuge mich fest davon, geschätzter O., daß eine solche politische Judenreform, durch welche der grösseste Theil von ihnen in Ackerleute und Professionisten verwandelt würde, sogar auf den Karakter der Nation im Ganzen den wohlthätigsten Einflus haben würde. Alle die häslichen Beschuldigungen, welche man ihnen macht, würden nach und nach in völlige Lügen verwandelt werden; welches ich diesem Volke auf das theilneh-

mendste wünsche. Ich gestehe gern, daß es mich allemahl mehr schmerzt, wenn ein Jude auf Betrug und Schelmerei ertappt wird, als wenn dies einen Christen widerfährt. Dieser hats nicht so nöthig, wie iener; es stehen ihm zehen Wege für einen offen, um als ehrlicher Mann sich fortzuhelfen. Der arme Jude aber, der blos vom Schacher leben soll, mus stets auf neue Kniffe sinnen, um sich nur kümmerlich durch die Welt zu bringen; und so mus freilich am Ende sein ganzes Herz Selbstsucht, Gewinnsucht, Betrugsucht werden. O wie verdient könnten wir Christen uns um diese Nation machen, wenn wir so für ihr Leibes- und Seelenheil zugleich sorgten! Warlich, das Schicksal hat sie nicht darum unter uns zerstreut, daß sie unter uns auch noch den letzten Zug eines guten Herzens verliehren sollten! Lieber sie nicht aufgenommen — spreche ich nun mit ienem Geistlichen, als — nichts weiter für sie thun wollen, denn nur Herberge ihnen verstatten.

Höre ich recht, menschenfreundlicher O.? Es ist mir, als sprächen Sie — Geduld! Alles nach und nach! — O schön, schön! Sie haben einen herrlichen Anfang gemacht; fahren Sie so fort! Sorgen Sie für Aufklärung dieser vernachlässigten Nation! Sorgen Sie für die möglichste Mannigfaltigkeit ihrer Nahrungsstände! Sie thun

den Christen dadurch wohl — den Juden noch mehr. Die ganze Menschheit wird Ihnen dafür Dank schuldig werden, und das alte brave Volk selbst, von dem das Heil zu uns erst kam, wird Ihrem Nahmen in seiner auf jeden Fall auffallendsten Geschichte mit Ehrfurcht die Unsterblichkeit ertheilen.

XXXV.

Über den Cälibat.

An eine alte Jungfer, die ganz und gar ohne ihre Schuld in selbigem lebt.

Ihr Brief, Mamsel, hat mich mehr, als tausend andere, überrascht. Ich kann Ihnen nicht sagen, was es für Eindrücke auf mich machte, eine Person Ihres Geschlechts so freimüthig über Gegenstände reden zu hören, über die blos zu denken der grösseste Theil Ihrer Schwestern für Zucht und Ehrbarkeit hält. Dabei ging mir auch Ihre Aengstlichkeit über Ihre Lage zu sehr zu Herzen, als daß ich nicht die Stelle eines Gewissensrathes, die Sie mir bei Sich antragen, mit offenen Armen annehmen sollte. Ich antworte Ihnen also nicht nur gern, sondern auch weitläuftig; das Letztere um so mehr, weil — Sie werden mir es nicht ungütig nehmen — ganzrichtige, halbrichtige und unrichtige Ideen sich bei Ihnen zu durchkreutzen scheinen. —

Sehr richtig ist der Grundsatz, von welchem Sie ausgehen, daß die Bestimmung Ihres Geschlechts sei — Mutter zu werden. Möchte dies doch auch die allgemeine Ueberzeugung Ihres Geschlechts sein! Man würde sich erstlich dann besser zur Mutter vorbilden, und hernach, wenn man es würde, auch ganz Mutter sein. Allen lebendigen Wesen geschah von der Natur der Auftrag, sich fortzupflanzen — Sie haben sich dieses Ausdrucks selbst bedient, und so trage ich kein Bedenken, ihn auch zu gebrauchen. Woher die erste Generation aller Lebendigen gekommen sei, oder ob es überall keine Erste gegeben habe, darüber verbreitet sich ein heiliges Dunkel. Jetzt aber sehen wir, daß die Generationen nicht blos auf einander, sondern auch durch einander folgen. Sobald also irgend einmal eine Generation übereinkäme, sich nicht fortpflanzen zu wollen, hätte die Welt der lebendigen Wesen ein Ende und — das Buch würde zugemacht. Darüber dürfen wir Beide nun zwar ganz ausser Sorgen sein, denn die Natur hat auf der andern Seite auch dafür gesorgt, daß ihr Auftrag im Ganzen gewis ausgerichtet werde; allein unter uns Menschen, und zwar nur unter uns blos, giebt es Mehrere, die aus mancherlei Ursachen mit dem Sich fortpflanzen nichts zu schaffen haben wollen. Diese handeln also auf ieden Fall

unnatürlich; wie, wenn ihre Eltern so gedacht und etwa auch durch Fortsetzung eines bequemeren oder wilderen Lebens sie um ihre Existenz gebracht hätten?

Wir finden aber durchgängig, daß Menschen, die unnatürlich handeln, sich selbst strafen. Und so gehts auch allen, in deren Herzen kein Trieb zur Nachkommenschaft schlägt. Die seligen väterlichen und mütterlichen Gefühle gehen für sie verlohren, wie für einzige Kinder die Gefühle der Geschwisterliebe, und mit denselben auch zugleich die Vater- und Mutterfreuden. Welche Gefühle, welche Freuden sind aber diesen gleich? Trautheit und Herzlichkeit können uns zwar an unsere Freunde fesseln, aber nie so innigst, als unser Herz an Menschen gefesselt wird, denen wir das Dasein, d. h. Alles gaben. Und so, wie wir Ihnen Alles wurden, so werden sie uns wieder Alles. Es geht nichts über die Glückseligkeit, seine Kinder sich nach und nach ausbilden zu sehen und sie zuletzt als erwachsene weise und gute Menschen an sein Herz zu drücken. Von ihrer nützlichen Thätigkeit und Ehre, von ihrem Wohlstande dann noch eine Zeitlang Zeuge sein — wie geht dies über den Anblick aller fürstlichen Pracht, wenn wir ihn auch wirklich in unsern einsamen Häusern hätten! Bei ihnen, die so viel tausendmahl an

unserem Tische sassen, hernach eine frugale Gegenmahlzeit einnehmen — wie ist dies so unendlich Mehr, als alle Gastereien und Picknicke! Und wenn dann jene Nachkommenschafthasser in ihrem Alter verlassen, auf ihren Krankenbetten unter fremden gemietheten Händen schlecht besorgt sind — wie versammlen sich um brave Väter und Mütter ihre treuen Kinder her, verkürzen ihnen die Zeit, erleichtern ihnen die Beschwerden der höheren Jahre, warten und pflegen sie, und sind auch im Tode noch ihr Trost!

Ich gestehe, daß mir Menschen, die auf dis Alles so leicht Verzicht thun können, wahrhaftig verächtliche Menschen sind. Wer stösst auch wohl das Beste, was die ganze Welt hat, von sich, ohne dadurch sich für einen Thoren und Undankbaren zugleich zu erklären? Fortleben könnten solche Menschen in ihren Nachkommen; aber nein, mit Stumpf und Stiel wollen sie lieber im Tode ausgerottet sein und auch ihr Nahme soll von der Erde verschwinden. Und — kann die Menschenfeindschaft höher getrieben werden, als wenn man möglichen Wesen seinesgleichen die Wirklichkeit nicht gönnt, die man doch für seine eigene Person so anmuthig findet? O möchten alle Nachkommenschafthasser in den Augen ihrer Mitbürger wie am öffentlichen Pranger stehen und

von diesen der Theilnahme an allen gesellschaftlichen Freuden für unwürdig erklärt werden! Wollen sie einmahl einsam im Hause sein, so sollten sie von Rechtswegen auch einsam in der Welt gelassen werden. Wahrhaftig ehrwürdig aber sind solche Menschen, die den Staat mit vielen künftigen nützlichen Bürgern beschenken und denen im Tode noch ganze Haufen von Kindern und Kindeskindern Dasein und Ewigkeit verdanken. Ein Vater, der sichs lebenslang sauer werden lässet, um eine starke Familie gehörig zu versorgen — verdient er nicht die Achtung aller seiner Mitbürger? Besonders, Mamsell, fällt Ihrem Geschlechte der grösseste Theil der Ehrwürdigkeit zu. Eine Mutter, die unter einem halben oder ganzen Dutzend gesunder, munterer und guter Kinder da steht und wie die gemahlte Fürsorge für sie aussieht — warlich, sie ist das respektabelste Frauenzimmer, das ich kenne! Sie, sie erfüllt ihre wahre weibliche Bestimmung ganz.

So wahr dis Alles, im Allgemeinen betrachtet, ist, Mamsel, so giebts doch aber auch hier, wie bei ieder Regel, Ausnahmen. Es ist und bleibt die Bestimmung der zweierlei Geschlechter der Menschen, die Menschheit fortzupflanzen; es ist aber hierzu nicht genug, daß nur Nachkommenschaft werde, es mus auch starke, vollkräf-

tige Nachkommenschaft sein. Da nun Kinder keine andere Natur, als die Natur ihrer Eltern, bekommen können, und Schwächlinge nichts als Schwächlinge zeugen: so sind nicht nur alle, die unheilbar kränklich sind, von der Fortpflanzungspflicht entbunden, sondern es wird ihnen sogar zur Pflicht, sich nicht fortzupflanzen. Was ist denn das, Menschen hervorzubringen, denen es unmöglich wird, auch nur die Kinderiahre zu überleben? Ist es nicht, als wären sie nur auf die Erde ausgesetzt, um auf ihr ein Grab zu finden? Was ist es, solche zu zeugen, die, wenn sie sich auch über die Kinderiahre weg quälen, doch für die Welt unnütz, und ihren Familien und sich selbst zur Last sind? Müssen diese nicht wünschen, ihre Eltern wären nicht ihre Eltern geworden? Falsche Erziehung und zufälliges Unglück erzeugen doch wohl allein schon Schwächlinge genug; warum die Zahl derselben noch durch die Natur selbst unmittelbar vermehren? Ich habe daher oft gewünscht, daß, wenn auch keine obrigkeitlichen Verbote gegen das Heirathen solcher Personen, als z. E. der Hektischen und Epileptischen, zu geben sind, doch die Verwandten und vorzüglich die Prediger auf iede mögliche schickliche Weise Mehr thun möchten, um sie davon abzuhalten. Es wäre dies gewis um so viel nöthiger, weil es sich mehrentheils ergiebt, daß dergleichen Leute am ersten darauf fallen.

Ebenso ists auch nicht genug, daß die Menschheit überhaupt nur fortgepflanzt werde; sie mus auch auf bürgerlichgesittete Weise fortgepflanzt werden. Die Kinder müssen Vater und Mutter öffentlich Vater und Mutter nennen dürfen und von ihnen gemeinschaftlich erzogen werden. Wenn dem Kinde der Vater fehlt, wie Viel fehlt ihm schon! Fehlte ihm nun gar auch die Mutter, setzte diese es unnatürlich aus, so fehlte ihm Alles. Es ist mit dem menschlichen Erwachsen nicht, wie mit dem Erwachsen der mehresten Thiere, die, wenn sie in die Welt kommen, der Eltern gar nicht, oder doch nur auf kurze Zeit, bedürfen. Daher der Ehestand, oder nicht blos das Zusammenkommen zweier Personen beiderlei Geschlechts, sondern auch ihr Beisammenbleiben, um nicht nur Nachkommen zu zeugen, sondern auch ihr langewährendes Erziehungsgeschäft mit vereinigter Sorgfalt zu betreiben. Wenn die Menschen nun also blos im Ehestande sich fortpflanzen sollen: so müssen sie auch Gelegenheit haben, in diesen einzutreten. Wer keine Gelegenheit hat, eine Pflicht zu erfüllen, für den hört die Pflicht auf, Pflicht zu sein. Für das weibliche Geschlecht mus allerdings dieser Fall weit öfter eintreten, als für das männliche. Es ist aus vielen Ursachen an sich zahlreicher; es ist auch bei uns wenigstens Sitte, daß es nicht wirbt, sondern um sich werben lässet.

Aber auch Männer können oft keine Gelegenheit haben, in den Ehestand zu treten, oder sie doch erst so spät bekommen, daß ihnen die Rechenkunst darauf Verzicht zu thun gebietet. Gelegenheit schliesst nehmlich nicht blos die Möglichkeit in sich, eine Familie zu bauen, sondern auch die Möglichkeit, sie zu erhalten und zu ernähren. Leider nimmt man auf das Letztere oft vielmehr zu wenig, als zu viel Rücksicht. Es ist zwar wahr, daß zwei gesunde junge Leute, die Lust zu arbeiten haben, und wenn sie weiter nichts besässen, als ihre vier Hände, sich und ihre Kinder ernähren können; aber dies gilt doch in der That nur von solchen Ständen, in denen man im eigentlichen Verstande von seinen Händen lebt. In allen übrigen ist, besonders in unserem Zeitalter, wo die Preise der Dinge insgesamt gestiegen und zum Theil über Alterum Tantum gestiegen sind, die Frage allen Heirathslustigen sehr zu empfehlen — „Haben wir auch Brodt für nns zusammen?" Es versteht sich, daß hierdurch nicht der Ungenügsamkeit und der Aufwandssucht das Wort geredet werde.

Nachdem ich dis Alles vorausgeschickt habe, meine Gewissenhafte, kann ich mich nun dem Ziele nähern, das Sie mir gesteckt haben. Eigentlich liegt schon in dem, was ich zuletzt sagte, Ihre

ganze Beruhigung; ich will mich aber doch ausführlicher darüber erklären. — Sie ziehen Sich's zu Gemüthe, daß sie einst die Erde verlassen müssen, ohne ihre Bestimmung erfüllt zu haben und Mutter auf ihr geworden zu sein. Sie seufzen darüber, daß Sie an Ihrem Sterbebette keine Menschen erblicken und ienseits des Grabes keine Menschen wiederfinden werden, denen Sie Alles geworden wären.

Was das Erstere betrift, so würde ich in ähnlichen Fällen an iede andere Person Ihres Geschlechts die Frage thun, ob sie nicht etwa selbst daran Schuld wäre; Sie sind mir aber mit allen möglichen Antworten darauf so zuvorgekommen, daß ich die ganze Quästion gern unter meinen Schreibepult werfe. Viel Mädgen z. E. sind so unstät und unzuverlässig in der Liebe, daß sich Jeder, sobald er sie näher kennen lernt, bei Zeiten von ihnen zurückzieht; Sie aber versichern, daß Sie, wenn Sie iemals wären geliebt worden, an Treue in der Gegenliebe iede Sterbliche übertroffen haben würden. Viel andere sind zänkisch und herrschsüchtig und scheuchen dadurch ieden vernünftigen Mann von sich, der Lust hat, Zeit seines Lebens Mann zu bleiben; Sie aber betheuern Ihren Lammskarakter so, daß ich der ungläubigste Mensch sein müste, wenn ich noch den geringsten

Zweifel deshalb in Sie setzen wollte. Noch viel andere Personen Ihres Geschlechts lehnen einen guten Antrag nach dem andern ab, finden keinen gut genug und wählen so lange, bis die Wahljungfer allein da steht; Sie aber bekennen freimüthig, daß Sie nie in die Verlegenheit, zu wählen, gekommen sind und daß Sie auch nicht eine männliche Hand von sich gewiesen haben. Nun, beste Mamsel, so wenden Sie das auf sich an, was ich vorhin von Gelegenheit sprach. Gelegenheit macht den wichtigsten Theil des äuserlichen Berufs zu allen Dingen aus. Aller innere Beruf aber, und wenn er noch so gros wäre, ist ohne den äuserlichen vergeblich. Wie können Sie es sich zum Vorwurf machen, daß Sie nicht Mutter geworden sind, wenn sich Ihnen nie eine rechtliche Gelegenheit darbot, es zu werden? Glauben Sie doch, daß die ganze Welt nicht so viel von Ihnen fordere, als Sie von sich selbst fordern. Man mus auch nicht zu unbillig gegen sich selbst sein. Es ist mir freilich auch unerklärbar, wie Sie bei den Eigenschaften Ihres Geistes und Herzens, deren erstere ich aus Ihrer ganzen Verwendung an mich entdecke und deren leztere Sie mir so heilig versichern, nicht um ihre Hand gekommen sind, besonders, da Sie ein gutes väterliches Haus mit grossem Hofraum, Wagenremise dabei u. s. w. besitzen, als wobei auch Mädgen

ohne Geist und Herz in unsern Tagen ihre Hand nicht lange für sich behalten; allein, auch dies mus Sie noch mehr davon überzeugen, daß es nicht habe sein sollen. Es ist ein sonderbares Ding um unsere Welt; Alles, was sich nur ersinnen lässet, und noch Mehr, soll in ihr vorgehen. Wer hätte sich wohl so etwas einfallen lassen sollen, als was Ihnen geschehen ist? Nun ists da, und so waren Sie dazu bestimmt, es zum Vorscheine zu bringen. Ganz vorzüglich mus es Sie beruhigen, daß Sie, wie Sie offenherzig erzählen, auch sogar so weit gegangen sind, Anträge zu machen, weil Ihnen keiner gemacht ward. Nun, auf Ehre, Mamsel, Mehr konnten Sie nicht thun, und das hätten in Ihrer Lage vielleicht tausend nicht gethan. So setzen Sie Sich dann über alle Gewissensskrupel hinweg; Ihr Gewissen ist ein irrendes Gewissen, und, so oft es Sie wieder darüber peinigen wird, daß Sie nicht Mutter geworden sind, antworten Sie ihm, was Sie mir geschrieben haben, daß Sie — es gern hundertmahl geworden wären.

Es liegt mir in der That fast Mehr noch daran, Sie darüber zufrieden zu stellen, daß Sie nun weder am Grabe, noch ienseits, Menschen erblicken und wiedererblicken, denen Sie Alles geworden sind. Ich versichere Ihnen auch hoch

und theuer, daß ich in Verlegenheit darüber sein würde, wenn Sie nicht zum Glück Ihrer liegenden Gründe Erwähnung gethan hätten; denn warlich, wer solche Menschen nicht auf irgend eine Art aufzuweisen hat, der ist hier und dort übel daran. So aber können Sie Sich in Ihrem unverschuldeten Cälibate auf dieser Seite sehr bequem helfen. Suchen Sie Sich ein Paar wackere arme Liebende aus, denen zur Erfüllung ihres höchsten Wunsches nichts weiter fehlt, als so ein Haus, wie Sie haben. Nehmen Sie sie für Ihre Kinder an, bewohnen Sie mit ihnen gemeinschaftlich ihr Haus und vermachen ihnen solches auf Ihren Todesfall. Diese Menschen selbst werden dann nicht nur glauben, Ihnen Alles zu danken zu haben, sondern eben dadurch auch, daß Sie machen, daß ein armes Mädgen Mutter werden kann, wirds so gut für Sie sein, als wenn Sie selbst Mutter geworden wären, und die Kinder, welche diese Leute ins Dasein versetzen, werden Ihnen ihr Dasein mit zu verdanken haben.

Es ist mir nun noch übrig, Ihre Klagen zu beleuchten, welche Sie über das immer mehr überhand nehmende ehelose Leben führen; und da finde ich dann gleich anfangs, daß solche an sich selbst nur zum Theil als gegründet gelten können, keineswegs aber allgemein. Bei Angabe der Ur-

sachen

sachen der einreissenden Ehelosigkeit aber schweben sie in noch grösserem Irthum, den Sie vorzüglich dadurch begehen, daß Sie alle Schuld davon nur auf mein Geschlecht schieben.

Recht gern gebe ich Ihnen zu, daß die eigentliche Urwelt sich nur im Familienschosse selig fühlte. Dis gehört zum Tone der Natur, und, so lange die Menschen auf diesen gestimmt standen, ward an Ehelosigkeit nicht gedacht. Kinder und Kindeskinder waren da das Schönste, Beste, das die Erde geben konnte; Kindeskinder im vierten Gliede sehen war das vollendete Glück, nach dessen Genusse ieder sich ruhig und daseinssatt zu seinen Vätern versammlen lies; viel Nachkommen, hies es, viel Nahmensgedächtnisse; ia, iede Ehe war sogar mit Schande bedeckt, die kinderlos blieb. Bei einer solchen Lage der Meinungen über den Werth eigener Nachkommenschaft war es auch sehr begreifliche Sitte, daß ein Mann mehrere Weiber hatte, und so must's wohl etwas Seltenes sein, daß ein Mädgen keine Gelegenheit hatte, seine Bestimmung zu erfüllen und Mutter zu werden.

Dis Alles räume ich, wie gesagt, ein; wir finden aber doch, und zwar in den Morgenländern, frühzeitig genug Einsiedler, die nicht nur

die Weiber, sondern auch die Welt, flohen, ja, bald ganze Haufen von Weiberhassern, die sich zusammenbegaben, um desto ungestörter ein kontemplatifes Leben zu führen. Mir scheint es, als wenn misverstandene Religion, die überhaupt in derselben Masse, in welcher die wohlverstandene Religion Segen stiftet, Verderben anrichtet, auch diese Verkehrtheit der Köpfe veranlasst habe. Besonders liegt dis in Ansehung der christlichen Religion hell und klar am Tage. Die Millionen Mönche, welche als solche ihre Tage beschlossen haben und zum Theil noch beschliessen, entstanden sie nicht alle aus den religiösen Irthümern, daß Gott von ihnen dadurch vorzüglich verehrt werde, und daß sie eine besondere Heiligkeit dadurch erhielten, wenn sie allen weltlichen Dingen, worunter dann auch vor allen die Weiber gehören sollen, den Rücken zukehrten? Allerdings ist die Idee, als wenn die Fortpflanzung unheilig machte, auch schon viel älter, als das Christenthum; allein in diesem schien sie doch recht ihre Schutzwehr zu finden. Um des Himmelreichs willen glaubte man ehelos bleiben zu müssen. Dieses Ausdrucks hatte sich nehmlich wirklich der Stifter des Christenthums bedient; so, wie er auch Alles, sogar die Familie zu verlassen und ihm nachzufolgen, von seinen Gläubigern verlangt hatte. Man unterschied aber die

Zeiten und Umstände nicht. Ein Anderes ist es, wenn Religion und bürgerliches Leben so mit einander im Streite sind, daß man, um iener treu zu sein, auch nicht in geringster weltlicher Verbindung stehen darf; ein Anderes aber ist es, wenn Beide unter einander einen so vollkommnen äuserlichen Frieden aufgerichtet haben, daß man der Religion nur erst dann ganz treu ist, wenn man dem bürgerlichen Leben recht treu ist. Jenes war der Fall in den ersten Zeiten des Christenthums; dieses ward er, sobald das Christenthum herrschende Religion, Religion ganzer Staaten und Völker ward. Wie man also erst des Himmelreichs wegen ehelos blieb, so mus man nachher des Himmelreichs wegen ehelich werden. Kann ein Mensch von gesundem Verstande den Stifter des Christenthums auch wohl anders verstehen, als so? Wie? der, welcher auf Erden eine Gemeine aufrichten wollte, die die Pforten der Hölle nicht überwältigten, oder die nie aussterben sollte, könnte zugleich die Fortpflanzung haben aufheben wollen? So wäre ia seine Gemeine mit der nächsten Generation gleich ausgestorben! Hoffte er denn nicht auch von künftigen Generationen mehr Glauben an sich, als von der gegenwärtigen, und tröstete er sich nicht damit? So mus er doch wohl gewollt haben, daß die Generationen nach, wie vor, auf einander folgen sollen. — Was hat ferner in

spätern Zeiten auch den ehelosen Stand der Priester bewirkt, als die Idee einer besondern Heiligkeit, welche sie dadurch erhielten? Ich will gern zugeben, das auch die hierarchische Politik dabei mit im Spiele gewesen sei, um sich durch Familienlosigkeit unabhänger von dem Staate zu machen; allein der Hauptbeweggrund dazu war gewis geistlicher Stolz. Die Weltpriester wollten den Klostergeistlichen am Geruche der Heiligkeit nichts nachgeben. Sonst wäre es sonderbar, wie in einer und derselben Religion die Ehe auf der einen Seite ein Sakrament sein und auf der andern dem Clerus verboten werden könne.

In diesen Hinsichten Ihren Satz betrachtet, daß die Ehelosigkeit iezt immer mehr Ueberhand nehme, müssen Sie ihn nun offenbar zurücknehmen, liebe Mamsel. Wie hat nicht Luther schon durch seine Reformation das eheliche Leben in Vergleich mit der Vorzeit vermehrt! Durch ihn trat der ganze geistliche Stand wieder in das Recht der Menschheit, in das Recht zu heirathen, ein. Betrachten Sie nur einmahl die grosse Menge von evangelischen Predigern, welche iezt im Ehestande leben und denen man es zum Ruhme nachsagen mus, daß sie sich reichlichst fortpflanzen. Nicht wahr, Sie hatten an diesen Umstand nicht gedacht? Ich kann zwar nicht genau bestimmen,

wie viel evangelische Prediger es geben möge; aber dis lehrt der Augenschein, daß durch die ihnen gestattete Freiheit, Weiber zu nehmen, die Summe des ehelichen Lebens in Vergleich vor dreihundert Jahren sehr, sehr vermehrt worden sei, und daß dadurch eine grosse, grosse Zahl Jungfern Gelegenheit bekommen haben und noch bekommen, ihre Bestimmung zu erfüllen und Mutter zu werden. Kennen Sie auch wohl den Mann, der zuerst sich dieser neuen Freiheit seines Standes bediente? Er hies Bartholomäus Bernardi und war Probst zu Kemberg in Chursachsen. Der Streich, welchen er dem Teufel dadurch spielte, war von diesem nach zwei Jahrhunderten noch nicht verschmerzt; denn da fuhr selbiger in ein Mädgen zu Kemberg, recht absichtlich in ein M ä d g e n daselbst, weil da das erste evangeliche Pastorweib gewohnt hatte, und verleitete, um sich an d e r K e m b e r g s c h e n P r o b s t e i zugleich zu rächen, Bernhards späten Nachfolger dazu, daß er sich mit seiner Austreibung beschäftigen, und sich dadurch auf der linken Seite eben so schwarz machen muste, wie sich Bernhardi auf der rechten weis gemacht hatte. Dieser Bernhardi, liebe Mamsel, sollte doch warlich bei Ihrem Geschlechte mit seinem Andenken mehr in Segen ruhen, und es wäre wohl zu wünschen, daß ihm selbiges ein feierliches Monument n o ch setzte. We-

nigstens sollte doch sein Hochzeittag von bürgerlichen sowohl, als adelichen Fräulein iährlich gefeiert werden — denn auch von Letztern verhilft er noch immer vielen zur Erfüllung ihrer Bestimmung; es war nehmlich der Tag, der in unserem Kalender Bartholomäus heisst. Ich mache Ihnen gewis eine Freude damit, wenn ich Ihnen seinen Kupferstich hierbei übersende, den ich aus Frustkings Lobschrift auf ihn geschnitten habe, welcher unter andern auch seine lebhafte Gesichtsfarbe und seinen starken Körperbau nicht genug zu rühmen weis. Doch — zur Sache!

Lesen Sie denn etwa keine Zeitungen, liebe Mamsel? Sonst kann es Ihnen ia unmöglich entgangen sein, daß man nun auch sogar die Aufhebung der Klöster anfängt, welche Luther gern schon erlebt haben möchte. Nicht nur, daß noch mancher von den Mönchen, welche da ehelos lebten, sich nun ein liebes Weiblein nimmt: sondern das Beste ist dis, daß nun in die aufgehobenen Klöster keine neue Mönche kommen. So werden aus diesen Klosterkandidaten gewis Ehestandskandidaten. Wie können Sie also behaupten, daß iezt die Ehelosigkeit immer mehr Ueberhand nehme? Bedenken Sie nun, wenn das mit Aufhebung der Klöster, wie zu hoffen steht, gar immer so fort ginge! Ich habe in meiner Bibliothek die

Weissagungen des Nostradamus. Dieser prophezeiet geradezu, daß alle Klöster mit der Zeit ein Ende haben würden; dis glaube ich nun zwar mit ihm, ich halte aber dafür, daß er sich in der Nation geirrt habe, die dis bewirken würde. Er nennt die italiänische, und, um seine Weissagung recht auffallend zu machen, setzt er hinzu, von Rom aus würde das Breve dazu ergehen; ich für mein Theil halte aber dafür, daß es eher die französische sein dürfte. Kurz, Mamsel, wenn solchergestalt alle, denen es die Religion seither zur Pflicht machte, ehelos zu bleiben, von dieser ihrer Pflicht entbunden werden, so werden ia die Aussichten in die Vermehrung des ehelichen Lebens immer besser.

Sie werden mir hierauf erwiedern, daß dafür Viele in solchen Ständen, wo man von ieher heirathen durfte und auch wirklich heirathete, iezt ehelos blieben; aber auch hierin haben Sie nur zum Theil Recht. Offenbar trift dieser Vorwurf nur die höheren Klassen des Mittelstandes; in den untern Ständen heirathet man noch immer so gern, wie sonst. Sehen Sie die Bauren, die Taglöhner, die Handwerker an; überall finden Sie meine Behauptung bestätigt. Die Abweichung Jener von der alten Regel mus also wohl ihre besondern Ursachen haben; und diese wollen wir noch gemeinschaftlich aufsuchen.

Ich stimme ganz in die Schilderung ein, welche Sie von vielen unserer ietzigen iungen Männer machen; iedoch unter meiner vorigen Einschränkung, daß dis nur die höhern Klassen des Mittelstandes treffe. Der Hang zur Freiheit und Ungebundenheit ist iezt grösser, als sonst. Man hält es für unmöglich, einen und denselben Gegenstand auf immer lieben zu können, und findet es also räthlicher, zwar zu lieben, aber dabei sich nicht so verbinden, daß man nicht iederzeit, sobald man wolle, wieder aus einander kommen könne. Es fehlt an Sinn für die höhern Freuden der Seeleneinigung; man schäzt nur das Phisische bei der Liebe, welches, um gleichreitzend zu bleiben, allerdings Wechsel erfordert. Es kann nicht fehlen, daß man, um diesen gewis zu haben, dabei sogar häufig unter seinen Stand herabsinken müsse. So kenne ich viele, die blos mit Mägden haushalten, und mit iedem halben Jahre eine neue Magd sich anschaffen. Wenn solche Männer hernach ia noch heirathen, so währet die Liebe auch nur ein halb Jahr und sie kehren hernach zu ihrem alten Geschmack zurück. — Eben so lieben auch viele die Gemächlichkeit iezt und heiligen sich aus Egoismus dem Cälibate. „Jezt habe ich blos für mich zu sorgen, sprechen sie, hätte ich aber Frau und Kinder, so wäre der Sorgen kein Ende.“ Eine Familie bauen heisst nach ih-

rer Meinung, sich selbst nur unnöthige Noth machen; und erinnert man sie an die allgemeine Menschenpflicht, sich fortzupflanzen, so erwiedern sie, daß die Welt auch ohne sie nicht aussterben werde. Sehen sie dann, wie wackre Väter sehr sorgfältig ökonomisiren, um ihren Kindern die gehörige Erziehung zu geben; so preisen sie sich selig, daß sie sich nicht so einschränken müssen. Allein besser essen und trinken können halten sie für klüger, als eine frugale Mahlzeit mit Menschen theilen, die man im höchsten Verstande die Seinigen nennt. Nach ieder Gesellschaft umherlaufen können, gewährt ihnen mehr Vergnügen, als wenn sie an eine und dieselbe Gesellschaft gröstentheils gebunden sein sollten. Kurz, es fehlt ihnen an dem natürlichen Gefühle für Familenfreuden, welches sie sonst, wenn sie es auch nur im geringeren Grade hätten, schamroth über sich selbst machen würde. — Besonders befördert die immer mehr einreissende Spielsucht, welche vorzüglich in den höheren Klassen des Mittelstandes herrscht, in unsern Tagen die Ehelosigkeit. Diese erstickt nicht nur an sich ieden Trieb zum häuslichen Leben, sondern ist auch mit einem solchen Aufwande verknüpft, daß man ihn im zehnten Falle nicht bei Frau und Kindern bestreiten könnte. Der Besuch der Spielgesellschaften selbst kostet Geld; man setzt sich, spielt hoch, spielt Hazardspiele und — verspielt Sum-

men, die sich für keinen vernünftigen Mann schicken. Verehlichte man sich, so müste man hiervon ablassen, wenn man nicht der schändlichste Mensch gegen seine Familie sein wollte. So thut man lieber auf diese Verzicht, spielt fort und tröstet sich damit, daß man seinen Spielaufwand bei keinem zu verantworten habe, als bei sich selbst, und daß die Welt das milde Urtheil fälle — er kann es wohl thun, er ist ein einzelner Mann. Ja, ia, Mamsel, dis alles ist wahr und ich gebe Ihnen in dem, was sie darüber gesagt haben, vollkommen Recht. Nur hätte ich gewünscht, daß Sie bei diesen Ursachen des einreissenden Cälibats nicht allein stehen geblieben wären.

Wie? wenn ein iunger Mann, den wir über seinen Cälibat zur Rede stellen, auf die unzählichen unglücklichen Ehen hinwiese, welche vor seinen Augen geführt werden — wenn er seine besten Freunde redend einführte, wie sie sich aus dem Ehestande zurückwünschen — ia, wenn er uns kühn aufforderte, ihm eine wahrhaftig glückliche Ehe zu zeigen? Ob wir ihn nun auch gleich in Ansehung des Letztern Gottlob wohl zum Schweigen bringen könnten, so müssen wir ihm doch in Ansehung des Erstern Gerechtigkeit wiederfaren lassen. In der That, Mamsel, man

braucht weiter nichts, als nur etwas tiefer in die Häuser einzublicken, so überzeugt man sich, daß er damit Recht habe. Es ist ein Jammer, zu sehen, wie so viel Eheleute, die sich erst zu einander zu schicken schienen, nach gemachter traurigen Erfarung, daß sie sich nicht zu einander schicken, sich lebenslang neben einander hinquälen. Die allgemeine Regel, welche man neuen Heirathslustigen gibt — sieh dir besser vor, als diese — ist warlich nicht genug. Bei aller gebrauchten Vorsicht entdeckt man doch oft nach einiger Zeit, daß man sich in Betref der Harmonie der Gemüther getäuscht habe. Ist es einem jungen Manne nun wohl zu verdenken, wenn ihn tausend Erfarungen hiervon, die er von Andern hat, kopfscheu machen? Können wir es misbilligen, wenn er spräche — Gut, ich will den Versuch, mich zu binden, wagen, ich will ihn mit aller möglichen Vorsicht wagen; da er aber dessen ungeachtet doch fehlschlagen kann: so lasset mich das Band mit der Hoffnung knüpfen, daß ich es auf diesen Fall wieder lösen dürfe? Wie könnt ihr ohnedis verlangen, daß ich die Ruhe meines ganzen Lebens aufs Spiel setzen solle? Es scheint also in der That, daß die Erleichterung der Scheidungen ein gutes Mittel gegen den einreissenden Cälibat sein würde. Ich weis alles, was dagegen gesagt zu werden pflegt; sobald die

Sache nur auf gewisse Regeln gebracht würde, wäre es es nicht zureichend, den Werth dieses Vorschlags zu entkräften. Wenn man auch auf der einen Seite meint, daß Menschen, die einmahl beisammen sind, eben durch den Gedanken, daß sie beisammen bleiben müssen, angetrieben würden, sich in einander zu schicken: so stehen doch nicht nur tausend und abertausend entgegengesetzte Erfarungen da, sondern es würden auch viel unglückliche Ehen zu glücklichen werden, wenn die Frau, als der disharmonische Theil, wüste, daß ihr Mann sich wieder von ihr trennen könne. Und, was die in der Ehe erzeugten Kinder betrift, so pflegen diese, wenn die Eltern noch einige Herzensgüte haben, Vater und Mutter durch ihren Anblick zu vereinigen; sind die Eltern aber wirklich schlecht, was verliehren sie bei der Trennung derselben? Doch wohl weiter nichts, als den unaufhörlichen Empfang der allerbösesten Beispiele? Mir ist das gezwungene Zusammenbleiben solcher Eltern, die einen unauslöschlichen Has gegen einander haben, immer als eine Hölle vorgekommen, worin Vater und Mutter, die alten Teufel, ihre Kinder zu kleinen Teufeln bilden. Solche Höllen will doch aber Gott auf seiner Erde nicht haben.

Lassen Sie uns zu einer andern richtigen Betrachtung übergehen, Mamsel! Das können Sie

doch nicht leugnen, daß die Preise aller Dinge, die nicht nur zu der mässigsten Bequemlichkeit, auf welche doch wohl ieder ehrliche und arbeitsame Mann Anspruch machen darf, sondern auch sogar zum nothdürftigsten Lebensunterhalte, gehören, seit hundert Jahren enorm gestiegen sind. Die untersten Stände befinden sich dabei nicht schlimmer, als sonst. Ein ieder schlägt nach Proportion auf das, was er erbauet oder verarbeitet, auf. Sogar der Holzhacker nimmt iezt noch einmahl so viel, als vor Zeiten. Daher kommt es dann auch, daß man, wie ich vorhin schon sagte, in den untersten Ständen noch so gern heirathet, wie sonst. Selbst in mehreren Klassen des Mittelstandes, die irgend eine Art von Verkehr treiben, weis man sich auf dieselbe Weise zu helfen. Nun stellen Sie sich aber an den Platz iunger Männer, die in öffentlichen Aemtern und Bedienungen leben. Alles schlägt um sie her auf und erhöht sich; nur — ihre Besoldungen nicht. Diese wurden vor hundert Jahren festgesezt, und ihre Vorfaren konnten dabei mit ihren Familien bestehen. Nun, da Alles noch mehr, als noch einmahl so theuer, ist, haben sie kaum die Hälfte so viel Sold, als ihre Vorgänger hatten. Nur für ihre Personen haben sie genug; wie sollen sie eine Familie ernähren? Daher finden Sie dann auch, daß der Cälibat vorzüglich unter dieser Klasse von Männern

einreisse, und ich erkläre es selbst für vernünftiger, daß ein iunger Mann, der einmahl nur Auskommen für sich hat, ledig bleibe, als daß er eine Familie baue, die hernach mit ihm zugleich darben müste. Von dieser Seite können also nur unsere Fürsten dem einreissenden Cälibate abhelfen, und es ist zu glauben, daß sie es endlich thun werden. Ja, sie werden einsehen, daß nicht nur ieder Arbeiter seines dem Zeitalter angemessenen Lohns werth sei, sondern daß es auch widernatürlich sei, wenn sie Männern, die sie in ihre Dienste nehmen, es gleichsam zur ersten Bedingung machen, den schönsten Freuden des Lebens zu entsagen, oder gar auf eine ausschweifende Lebensart zu verfallen. Es kann ihnen ia auch gar nicht schwer werden, dieser traurigen Lage ihrer Dienerschaft abzuhelfen; sie haben ia selbst weit grössere Einkünfte, als vor hundert Jahren. Verpachten sie z. E. nicht alle ihre Domainen noch einmahl so hoch, als damals? Ist der Zehend, den sie in Natura erheben, nicht noch einmahl so viel werth, als sonst? Verkaufen sie das Holz nicht dreimahl so theuer, als im vorigen Jahrhundert? Sollten sie sich nicht verpflichtet fühlen müssen, diesen ihren grösseren eigenen Fürstengehalt mit den Männern, die für sie arbeiten, durch verhältnismässige Zulagen zu theilen? Ich kenne schon einige Höfe, an welchen dis geschehen ist; leider

aber könnte ich auch einige nennen, wo man die Diener dadurch noch schlechter setzte, als sie schon standen, daß man die immer im Preise noch steigenden Naturalien, die sie seither noch hatten, ihnen auch nahm und dafür eine fixe Entschädigungssumme anwies, die vor dreissig Jahren kaum Gleichheit gehalten hätte.

Und dann — ists genug, Mamsel, daß ein junger Mann Brodt genug habe, um heirathen zu können, oder mus er nicht auch Gewisheit haben, daß er es behalte? Was soll denn aus seiner Familie werden, wenn er es hernach verliehrt? Sehen Sie, diese Gewisheit hat der Bauer am allervollkommensten, und darum heirathen die Bauern auch Alle; ihr Acker bleibt der ihrige und so verlassen sie sich auf die Natur, die Wort hält. Eben so verlassen sich der Taglöhner, der Handwerker und die Verkehrtreiber aller Art auf ihre Hände und auf ihren Fleis und nähern sich dadurch der Brodtsgewisheit, die der Bauer hat. Nun betrachten Sie aber einmahl die Männer, welche in öffentlichen Bedienungen leben, wie es um ihre Brodtssicherheit stehe. Ich nehme die Geistlichen aus; diese haben's so weit gebracht, daß, wenn sie einmahl eine Pfarre haben, nur die abscheulichsten Verbrechen sie von ihr wieder vertreiben können. Ebendeshalb werden Sie auch

selten einen Pfarrer finden, der im Cälibate lebt. Wie steht es aber mit den Civildienern in Ansehung der Gewisheit, ihr Brodt so lange zu behalten, bis sie offenbare Verbrechen begehen? Hangen sie nicht in den mehresten Ländern noch immer von der Willkür der Fürsten ab? Ich kann Ihnen grosse und kleine Staaten nennen, in welchen der Schlus der Bestallungen noch bis heute dieser ist, daß sichs der Fürst vorbehalte, dem Diener, wenn er ihn nicht mehr haben wolle, den Dienst ein Vierteljahr vorher aufzukündigen. Ganz so, wie wir es mit unsern Knechten und Mägden halten! Ich bin oft erstaunt, wie Menschen, die auf solche Art bestallt werden, es wagen können, zu heirathen. Das heisst doch wohl, die verheiratheten Diener so in der Gewalt haben wollen, daß sie thun müssen, was man will. Wenn dis aber auch nicht der Fall ist, ists nicht noch weit inhumaner, den Diener auf der Stelle fortjagen? So lange dis nun irgendwo, es sei blos aus fürstlicher Laune, oder aus höfischer Kabale, geschehen kann, so lange verdenke ichs auch keinem öffentlichen Staatsdiener, wenn er nicht heirathet. Sagen Sie nur, was so ein Mann machen soll, Mamsel? Ist der Fürst souverain, so müste er ihn ja bei ihm selbst verklagen; ist er es nicht, so laufen seine Pferde schneller zur höchsten Instanz, als der Klepper des armen Dieners

ners. Ja, noch mehr; wenn der Diener nun auch Brodtssicherheit hat, hat er sie länger, als auf das Leben seines Herrn, der ihn annahm? Nun stirbt der Herr und der Nachfolger in der Regierung verabschiedet ihn, oder setzt ihn auf Pension, die von der Art ist, daß sie eher Gnadenstos, als Gnadenbrodt, heissen könnte. Kann er denn, um zu heirathen, vorher wissen, ob sein Herr ihn, oder ob er seinen Herrn überlebe? Und, wenn er nun gar ganz natürlich berechnen kann, daß er den Herrn überleben werde, soll es ihm da noch zur Last gelegt werden, wenn er ledig bleibt? So kann er doch, es komme, wie es wolle, seinen Stab nehmen und gehen, wohin er will. Mamsel, so lange also noch Fürsten die Entlassung ihrer Diener belieben können, wie sie wollen, und ohne daß die Landesgesetze sie verabschieden — so lange die Nachfolger in der Regierung mit den Dienern ihrer Vorfaren thun können, wie sie wollen — so lange dürfen wir es daselbst keinem Civilbedienten verargen, wenn er auf Frau und Kinder Verzicht thut. Er handelt nach dem allervernünftigsten Grundsatze — „Bleib allein; wirst du dann unglücklich, so wirst du's doch nur."

Jedoch, Mamsel, es ist Zeit, daß ich meine Antwort an Sie schliesse, und so will ich nach Bienenart Sie stechen und den Stachel in Ihnen

zurücklassen. Warum schoben Sie denn in Ansehung des einreissenden Cälibats alle Schuld auf mein Geschlecht? Fiel es Ihnen denn gar nicht ein, zu denken, daß das Ihrige doch wenigstens einige Schuld daran haben könnte? Und — da habe ich dann die traurige Ehre, Ihnen zu sagen, daß solches oft in grosser Schuld dabei sei. Mancher iunge rechtschaffene Mann heirathete gern und richtete sich aus Trieb zur Familie gern auf das genaueste ein, wenn er nur eine Frau bekommen könnte, die dieselbe Einrichtungslust hätte. Aber — nun erwägen Sie einmahl erstlich, was eine Dame aus der höheren Klasse des Mittelstandes iezt koste, wenn sie von Kopf bis zu Fus, oder umgekehrt, wie die Alten sprachen, vom Hacken bis zum Nacken gehörig aiüstirt sein soll. Und — so ein Aiüstement verlangt sie doppelt und dreifach, um damit abwechseln zu können. Schaffte der Mann nun auch wirklich hierzu Rath, heute Rath, so spielt ihm die verdammte Mode den Streich, daß vielleicht morgen das dreifache Aiüstement nicht mehr anwendbar ist, sondern ein anderes dito dreifaches herbeigeschaft werden mus. Wie soll er dis leisten können? Warlich, er müste ia seinen ganzen Gehalt anwenden, um nur seine Frau nach Standes- und Modegebür iahrausiahrein auspuzen zu können. Dabei sind unsere Damen iezt nicht nur ebenso gesellschaftsüchtig, son-

dern vielleicht noch weit mehr, als unsere Herren. Ja, sie wetteifern darin noch mehr mit ihnen, als ihre alten Vorweserinnen mit den Mönchen wetteiferten, Nonnen zu werden. Spielsucht herrscht eben so unter ihnen, und, wenn sie auch nur um Kleinigkeiten spielen, so entfernen sie sich doch dadurch vom Hange zum Hauswesen, das ihr eigentliches Spiel und ihr ganzer Ernst zugleich sein sollte. Jungen Männern, die noch einiges Nachdenken haben, mus bei so gestalteten Sachen warlich alle Lust vergehen, in den Stand der heiligen Ehe zu treten; um sich nicht selbst Ruthen zu binden, durch deren Schläge sie sich langsam verbluten müsten.

Liebe Mamsel, machen Sie es Sich doch recht zur Hauptsache für die Zukunft, dis Alles iungen Personen Ihres Geschlechts ans Herz zu legen. Man wird Sie gewis als eine beiahrte Person desselben Geschlechts, die viel Erfarungen hat, wie einen Engel von Himmel, hören. Es ist, erlauben Sie mir, es zu sagen, oft unerträglich, wie sich die iungen Mädgen ietzt machen. An ihre Bestimmung, Mutter zu werden, denken sie nicht; sie denken nur darauf, sich zu putzen, viel Liebhaber zu haben und ausserhäuslich zu leben. Dis kann nicht anders, als, so lange die iungen Männer noch Verstand behalten, den Cälibat befördern.

Da Sie nun so eine abgesagte Feindin desselben sind, so wenden sie die wenigen noch übrigen Jahre Ihres Lebens dazu an, Ihr Geschlecht zu bekehren. Wenn es so bliebe, wie es jetzt ist, so prophezeie ich, ohne Nostradamus zu sein, daß neue Klöster gebauet werden müssen, um die alten Jungfern aufzunehmen. Ich versichere Ihnen, liebe Mamsel, meine bleibende Hochachtung; meinen Bartholomäus Bernhardi aber bitte ich in einen Rahmen fassen zu lassen.

XXXVI.

Ueber das Theater.

An Herrn A., Oberaufseher aller Schauspielhäuser in den — Landen.

Was ich dazu gemeint habe, daß Sie Theaterdirektor geworden sind? Geliebter A., dis, dächte ich, dürfte ich Ihnen nicht erst sagen. Sie kennen mich darauf, daß ich Jeden gern nach seinem Geschmacke handeln und sich stellen, setzen und betteu lasse, wie er will. Nun waren Sie von ieher ein enthusiastischer Freund des Theaters; folglich müssen Sie iezt ganz in Ihrem Esse sein, und, sobald ich dis von einem Manne, den ich so lieb habe, wie Sie, erfare, bin ich auch ganz in meinem Esse. Ihre Einsichten und ihr Karakter bürgen zugleich dafür, daß das Theater bei Ihnen dieienigen Verbesserungen erhalten werde, deren es allenthalben noch so sehr bedarf, wenn es wirklich Achtung verdienen soll. Wie könnte ich also anders, als mich darüber freuen, daß

Sie das neue Aemtel erhalten haben? Es ist ausgemacht wahr, Ihr Herr konnte keine bessere Wahl dazu treffen.

Dis alles åndert iedoch mein altes Urtheil über das Theater selbst nicht ab, gegen welches Sie Ihr satirisches Talent dnch fast ein wenig zu arg angewendet haben. Ich kann nun einmahl die erhabene Meinung vom Theater nicht fassen, welche Sie davon hegen, und so müssen wir einander schon dulden. Gern rechne ich alle zufällige Fehler von der Sache selbst ab, denen auch wirklich abgeholfen werden kann; aber auch das wohleingerichtetste Theater ist und wird das nicht in meinen Augen, was es in den Ihrigen ist.

Sie erheben das Theater über alle andere Volksunterrichtsanstalten und nennen es die erste Schule der Weisheit und Tugend. Und, wenn ich Generalsuperintendent wäre, würde ich Sie deshalb doch nicht in den Bann thun; allein ich würde meinen Pastoren auch nicht Unrecht geben können, wenn sie die Sache der Kirche, die Sie unter das Theater setzen, gegen Sie vertheidigten. Lieber A., und wenn dar Akteur noch so herrliche Wahrheit auf der Bühne predigt, es wird das nicht, was es ist, wenn der Prediger von der Kanzel spricht. Eine zusammenhangende Rede ist nicht

nur ein ganz anderes Ding, als einzelne Sentenzen; sondern die Religion hat auch eine eigenthümliche Kraft auf das menschliche Herz, die durch nichts erreicht werden kann. Auf wen diese nicht wirkt, auf den wirkt auch gewis die Wahrheit von der Bühne herab noch weniger. Nicht blos, daß der gemeine Mann ein weit ernsthafterer und empfänglicherer Zuhörer ist, wenn er nach seiner Art denkt — iezt hörst du Gottes Wort — als wenn er denkt — iezt wird Komödie gespielt; sondern auch der Gebildetere hat bleibenderen Nutzen davon, wenn auf sein Herz durch den Verstand gewirkt wird, als wenn die Wirkung darauf durch die Fantasie geschieht. Die Leute gehen ia auch in der That nur ins Schauspielhaus, um sich zu zerstreuen und zu vergnügen, wogegen ich auch gar nichts habe, denn Vergnügen mus auch sein, und wenn dabei einzelne gute Gedanken gedacht werden, so ist das Vergnügen desto artiger, anständiger und menschlicher; in die Kirche geht man aber doch gleich aus ernsthafteren Absichten, und so sind beide Gänge in Ansehung des wirklichen Nutzens, den sie haben, nicht mit einander zu vergleichen. Die Kenntnis des Menschen, welche Sie, mein A., besitzen, würde Sie gewis zwingen, mir in diesem Allen beizustimmen, wenn — ihr Enthusiasmus für das Thea-

ter Sie nicht ein, für allemahl davon abhielte. Dieser wird Sie aber vielleicht gar verleiten, meinen kleinen gehaltenen Sermon zu Gunsten der Kirchen für Bigotterie zu erklären, worauf ich Ihnen immer dreust erwiedern könnte, daß wir ohne ein Bisgen Bigotterie nicht fortkommen — indessen lieber genug hiervon! Ich ward einmahl Zeuge davon, wie ein Prediger einen Schauspieler öffentlich Herr Kollege nannte. Nicht wahr — das ist Aufklärung, und so wollen Sie's haben? Nach näherer Erkundigung erfur ich, daß dieser Prediger der Frau des Schauspielers die Kour mache. Dis ward mir Aufklärung, wie ein Religionslehrer die Würde seines Amts so verkennen könne.

Ganz besonders auffallend, lieber A., ist mir Ihr Argument zur Erhebung des Theaters über alle andere Schulen der Weisheit und Tugend gewesen, welches Sie von Seiten der Moral durch Beispiele hernahmen. Sie nennen diese den besten moralischen Unterricht und behaupten, daß solcher auf der Bühne am vollkommensten Statt finde, weil da die Lehren der Tugend wirklich versinnlicht und anschaulich gemacht würden. Aber — ich bitte Sie, wie konnten sie vergessen, daß hier das wirkliche Menschenleben unendlichweit über das Theater gehe!

Und, wenn das vortreflichste Stück von den vortreflichsten Akteurs aufgeführt und die Illusion bis aufs höchste getrieben wird, so denkt fünf Minuten hernach, wenn der Vorhang niedergefallen ist, das ganze Parterre — es war ia doch nur blosse Vorstellung und keine Wahrheit. Die Leute müsten allerseits auf den Kopf gefallen sein, wenn sie nicht so dächten. Erwiedern Sie nicht — wenn es nun aber doch eine ehemahliche wirklich vorgefallene Geschichte ist, die aufgeführt wird — — ich erwiedere Ihnen wieder — das ganze Parterre besinnt sich, daß die Akteurs nicht dieselben sind, für die die Geschichte wirklich vorfiel. Nun können Sie doch aber wohl nimmermehr in Abrede sein, daß auch der allerstärkste Eindruck sofort den grössesten Theil seiner Kraft verliehre, sobald wir zum deutlichen Bewustsein gelangen, daß er von Täuschung herkomme. Mithin überwiegt eine einzige wirkliche Geschichte, die im menschlichen Leben vor unsern Augen vorfällt, zehen noch so meisterhafte Vorstellungen auf dem Theater an Nützlichkeit für uns. Hier ist die allerlautest, und allereindringendstgepredigte Moral — Moral durch Beispiele mit Wahrheit. Sollten wir auf solche Weise nicht auch am menschlichen Leben Theaters genug haben? Was auf dieses passt, das fällt auch gewis darin vor, und alle Akteurs der Welt werden es nicht so na-

türlich aufführen, wie es die Menschen selbst aufführen, denen es begegnet. Und — könnten sie es durch grosse Anstrengnng, wozu diese Anstrengung? Man habe ein wenig Geduld, so wird dasselbe Stück von der menschlichen Gesellschaft selbst mit leichter Mühe aufgeführt. Passt aber etwas nicht auf das menschliche Leben und fällt es darin nicht gewöhnlich vor, wozu soll es auf dem Theater aufgeführt werden? Etwa um die Menschen aus ihrer Sphäre zu versetzen? Dis ist auf ieden Fall unweise gehandelt und kann zu weiter nichts dienen, als Unzufriedenheit mit den Lagen, in denen man einmahl ist, und Spannungen und Schwärmereien aller Art hervorzubringen, deren wir gar füglich entbehren können.

Ich kann mich nicht enthalten, bester A., da ich einmal im Ausgus bin, Ihnen noch einige meiner Bemerkungen über das Theater mitzutheilen. Prüfen Sie sie wenigstens! Ich habe geglaubt, mit Recht mich immer darüber aufhalten zu müssen, wie Menschen darin ihre Bestimmung finden können, gewisse Rollen des Lebens blos zu spielen, und wie sie darüber so bewundert werden können, wenn sie sie bis zur Täuschung der Wirklichkeit spielen. Statt des Rollenspiels da auf dem Theater gefällt mir die wirkliche Aktion im Leben doch in der That besser, und ein sol-

cher Akteur, der nur ein mässiggutes lebendiges Beispiel hinstellt, hat mehr Verdienst um die Gesellschaft, als der, der das allervollkommenste auf der Bühne blos affektirt. Ist denn das wirklich Gift? — fragte einst ein Bauer den andern, als einem Patrioten der Giftbecher auf dem Theater gereicht ward. Bist' denn ganz dumm, Andres? antwortete dieser, dann sollte er das Trinken wohl bleiben lassen. Sagen Sie mir A., ob es eine gesundere Philosophie über den Nutzen des Theaters geben könne, als diese Andresische? Wem grosse und gute Handlungen nicht theurer zu stehen kommen, als den Schauspielern, der hat gut sie verrichten. Man müste sie doch warlich bitten, ins Parterre des Lebens herabzusteigen und da nur um dem zehnten Theil so schön zu handeln, wie sie in der Tragödie handeln. Wo ist aber wohl ein Schauspiel von Wichtigkeit, worin nicht schlechte Karaktere vorkommen? Wenn es Darstellung wirklicher Begebenheiten sein soll, so mus es so sein; denn im wirklichen Menschenleben verhält es sich nicht anders. Wär's denn aber nicht da wohl an den schlechten Menschen genug, die wir in Natura schon zu sehen haben und oft wider unsern Willen sehen müssen? Müssen uns dergleichen auch noch vorgespielt werden? Und was für eine heillose Anstrengung ist dis — die Rolle eines Schurken recht meisterhaft zu

spielen! Wie kann ein guter Mensch Geduld genug haben, sich in sie hineinzustudiren! Wie kann er sichs zur Ehre rechnen, Beifall für sein Spiel zu erhalten! Sollte, wenn er die Stelle oft meisterhaft spielt, nichts, gar nichts davon an ihm kleben bleiben? Und was sagt das Parterre eigentlich damit, wenn es ihm Beifall zuklatscht? Warlich, eine wichtigere Frage, mein werther A., als sie beim ersten Gehör zu sein scheint! Doch, dis bei Seite — so viel weis ich, wenn ich ein Mahler wäre, alte Weiber mahlte ich nicht, und wenn die ganze Welt mich für den schönsten Alteweibermahler erklärte. Ich wählte mir lieber schöne Gegenstände und mahlte sie schön, und wenn dann die Welt über die Gegenstände meiner Kunst vergässe, so wär's mir grrade recht und ich glaubte nun erst ein ganzer Mahler zu sein. Ebenso machte ichs, wenn ich Schauspieler wäre; Rollen der Bösewichter übernähme ich nicht. Doch — ich möchte wohl jede Rolle nicht sonderlich spielen; denn sobald es mir einfiele, daß ich mir so viel Mühe gäbe, blos um zu scheinen, etwas zu sein, was ich doch wirklich nicht wäre, würde ich mir selbst so lächerlich vorkomme, daß das ganze Spiel auf der Stelle darüber umschlüge. Ob es nur unsern besten Schauspielern nicht auch zuweilen so gehen mag? Ich weis, was Sie hierauf erwiedern werden, geliebter

A. Sie werden sagen, daß eben darin die Meisterschaft des Akteurs bestehe, daß er seines Ichs vergesse, und wirklich die Person zu sein glaube, die er vorstellt, ia, daß er sogar ieden Affekt, den er ausdrückt, auch in der That so und in dem Grade empfinde, wie er ihn ausdrückt. Es kann sein; wenn es aber wirklich so ist, so wird mir diese ganze Kunst auf ihrer höchsten Höhe gerade am possirlichsten. Wie, was ist das — ein Mensch ereifert sich wirklich, zürnt wirklich, grämt sich wirklich, verzweifelt wirklich, und das Alles — um Nichts? Wärs denn nicht genug daran, daß ihn diese Affekte im menschlichen Leben selbst doch wohl oft genug ergreifen? Und, wenn es nun vollends böse Affekte sind, als Has, Neid, Eifersucht, Rache, Wut, — kann das vernünftig gehandelt sein, daß sich ein Mensch geflissentlich in diese versetze? Ists nicht abscheulich genug, wenn sie ihn in seinem wirklichen Umgange mit Andern zuweilen überfallen?

„So schafften Sie wohl das Theater ab, wenn Sie zu befehlen hätten?" fragen Sie mich iezt vielleicht. Nein, Freund; nur für die Hauptschule der Weisheit und Tugend kann ichs nicht erkennen. Als eine öffentliche Vergnügungsanstalt lasse ich es gelten, und das kann es auch wirklich für Leute, die an der Illusion überhaupt

Geschmack finden, sein. Nur mus man Keinem, der blos Wahrheit und Wirklichkeit schätzt, Mangel an Bildung deshalb vorwerfen wollen, wenn er nichts aus dem Schauspiele macht. Ich gebe sogar zu, daß gute Empfindungen auf dem Theater erweckt werden können, und daß manche Repräsentation schon die Veranlassung zu manchen edlen Handlungen nachher geworden ist; dann rede ich aber auch nur von einem guteingerichteten Theater. Das Böse, welches die gewöhnlichen stiften, überwiegt vielmehr unendlich das Gute, welches dieses stiftet, und iene sind vielmehr Schulen der Leidenschaften, als Schulen der Weisheit und Tugend. Mit Freuden sehe ich daher schon der Nachricht entgegen, daß Sie, mein A., in Ihren Landen dem ganzen Theaterwesen dieienige edlere Gestalt gegeben haben, in der es nur unter den öffentlichen Anstalten einen Platz verdient. Ich nehme mir die Freiheit, über selbige Ihnen meine Gedanken mitzutheilen. — —

Die grösten theils elenden und selten kaum mittelmässigen herumziehenden Schauspielertruppen sind vor allen Dingen abzuschaffen. Sie sind fast immer aus Lüderlichkeit oder aus Desperation zusammengelaufenes Volk, grenzen dicht an die Bär- und Kameelführer, treiben eine Art von vornehmer Bettelei, hinterlassen allent-

halben Schulden und sind ein wahres Asil, worauf sich aus der Art schlagende iunge Leute am Ende noch verlassen. Wie mancher Sohn, an den sein Vater Alles wendete, hätte den Wissenschaften besser obgelegen, wenn sie nicht gewesen wären! Wie manche Tochter wäre ihren Eltern nicht entlaufen, wenn nicht solche Vagabondenbanden an ihren Ort gekommen wären! Allenthalben unstät und flüchtig, führen sie ein zügelloses Leben, bringen, wohin sie kommen, ihre Ausschweifungen mit, verführen und stecken wohl gar mit den abscheulichsten Krankheiten an. Dis ist um so viel schlimmer, weil sie sich nicht in grosse Städte wagen, wo sie am ersten Tage gleich ausgezischt werden würden. Sie durchstreichen also die Mittel- und Landstädte, wo noch allenfalls Einfalt der Sitten, eheliche Treue und Gesundheit zu Hause sind, und verderben diese. Sich selbst überlassen, führen sie auf, was sie wollen, und, ie tollern Unsinn sie reden, ie ärgere Zoten sie reissen, desto mehr klatscht ihnen der rohere Haufe, der sich durch ihren Besuch geehrt findet, bald Beifall zu. Zum Lachen ists, wenn da ieder Lump von Kerl sich ermächtigt, den würdigsten und nützlichsten Ständen des bürgerlichen Lebens sogenanntermassen die Wahrheit zu sagen. Ekel und Abscheu erregt es, wenn der Mund der feilsten Dirne von hohen Lehren der Tugend überfliesst. Ich möchte um Alles

gern wissen, wozu in solchen kleinen Städten Schauspiel sein sollte. Die Leute haben da doch warlich weder Geld, noch Zeit dazu. Es ist nicht genug, daß der Grosstädter, wenn er einmahl eine starke Erschütterung seines Zwergfells haben will, in so eine Landstadt reiset, wo eine solche herumziehende Truppe ihr Wesen treibt, und sich da den Spas macht, die Narrenbühne mit ihren schönen Dekorationen in Augenschein zu nehmen, die ganze Aufführung eines Stücks auszuhalten und sich darüber halb todt zu lachen, wie die mit Wenig zufriedenen Pfahlbürger dabei Maul und Nase aufsperren; hier entsteht die Frage, ob es recht sei, daß man solchem Gauklergesindel verstatte, ganze Haufen von Menschen, die einmahl an Arbeitsamkeit und stillen Haushalt gewiesen und gewöhnt sind, aus ihrem wackern Gleise zu locken, ihnen die Köpfe zu verschrauben und die örtlichen Armenkassen oder Hausarmen noch um die Paar Groschen zu bringen, welche diese sonst von ihnen erhielten. Die närrische Barmherzigkeit, welche der arbeitsame Kleinstädter mit dergleichen Müssiggängern hat, ist kaum zu glauben; er geht, und wenn sie noch so elende Stümper sind, in ihre Vorstellungen, um den armen Leuten etwas zuzuwenden, weil sie doch auch leben wollten. Ja, ich kenne Landedelleute, die solche Truppen wochenlang aufnehmen, blos, um sie einmahl wieder

der auszufüttern, und bei denen jeder herumlaufende Komödiant auf ein stattlicheres Almosen rechnen kann, als der rechtschaffenste Abgebrannte oder Exulant. Ich wollt's wohl besser sagen, was solchen Hungerleidern von Lustigmachern gehörte. Sie aufgegriffen und ins erste beste Arbeitshaus gebracht — so hätte die unmoralische Nahrungsart dieser Tagediebe ein Ende.

Soll einmahl Schauspiel sein, so müssen stehende Schauspielergesellschaften existiren, und ist das Land nicht schon eine Art von Reich, so ists darin an einer genug. Diese Art von Vergnügen gehört schon zum höchsten Luxus und gebührt folglich nur grossen Residenz- und Handelsstädten, wohin viel Fremde kommen, wo ein glänzender Hofstaat ist und wo viel Kapitalisten wohnen. Sind dergleichen Mehrere in einem Lande und ist die Entfernung derselben von einander nicht zu gros, so kann sie eine einzige Truppe recht gut bestreiten; denn daß jahrausjahrein an einem Orte Schauspiel sei, ist doch wohl nicht nothwendig. Der Direktor der Truppe mus vorzüglich ein moralischguter Mann und für alle seine Leute verantwortlich sein. Er mus Keinen in die Gesellschaft aufnehmen, der nicht die glaubwürdigsten Zeugnisse seines Wohlverhaltens aufzuweisen hat; er mus Jeden wieder entlassen, der bei der Bühne

lüderlich zu werden anfängt. Hierdurch allein kann der Schauspielerstand auf die Achtung Ansprüche machen, welche die übrigen Stände einander gegenseitig erweisen; auch empört es iedes feinere Gefühl, wenn man notorischschlechte Menschen edle Rollen spielen sieht und sie schöne Sittensprüche deklamiren hört, wovon ihr Herz kein Wort weis. Zufrieden leben mus der brave Schauspieler können, wie ieder andere rechtschaffene Künstler, und der Direktor mus nicht glauben, daß er sich auf Kosten der ganzen Truppe allein bereichern dürfe. Die Bestimmung und Erhöhung der Gehalte sei also nicht ihm blos überlassen, sondern stehe unter obrigkeitlicher Oberaufsicht. Er selbst aber bekümmere sich fleissig um die Oekonomie aller Mitglieder und dulde nicht, daß sie Schulden machen. Schränkt sich das Theater blos auf solche Oerter ein, wie ich angegeben habe, so werden die Einnahmen von den Repräsentationen hinreichen, der Gesellschaft ihr gehöriges Auskommen zu verschaffen. Wäre dis aber nicht der Fall, so mus der Fiskus von Zeit zu Zeit das Fehlende zuschiessen, wie dieser dann auch das Schauspielhaus mit allem Zubehör zu erhalten hat; denn ein solches Theater gehört unter die öffentlichen Anstalten, und Leute, die für das Vergnügen ihrer Mitbürger leben, müssen dafür nicht selbst zum Misvergnügen verdammt sein. Sehr gut wäre es,

wenn die Schauspieler auch, wie andere Künstler, gehörig zugezogen würden. Warum sollten sie nicht auch eine gewisse Lehrzeit haben, die nach Beschaffenheit ihrer Talente dennoch verkürzt werden könnte? Wer während derselben wenig oder gar keine Anlagen zum Schauspieler zeigte, müste alsdann abgewiesen werden; und so würde das Publikum nicht mehr die Unannehmlichkeit haben, mit einem Meister einen Stümper zugleich agiren zu sehen.

Aus dieser Hinsicht schon sind die sogenannten Liebhaber- oder Privattheater nicht sonderlich zu schätzen. Wie soll es sich denn gerade so treffen, daß Leute, die unter einander gute Gesellschafter sind, auch alle zusammen gute Schauspieler vorstellen können? Wollten sie es aber etwa noch zu werden sich bemühen, welch ein Ausschreiten aus ihrem Gleise wäre dis! Ueberhaupt scheint mir das ganze Wesen zum Vergnügen zu Viel zu sein. Lebt man in einem gewissen Amte oder Berufe, welch eine Zeitversplitterung wird es da! Thäte man nicht klüger, man studirte immer besser seine Amts- und Berufsrolle ein, als daß man die Theaterrolle einstudirt? Wer ein rechter Akteur sein will, der mus in seiner Rolle leben und weben; wenn ich mir dann das so von Leuten denke, denen öffentliche Geschäfte anvertraut sind, oder

denen ihr Hauswesen alle Hände voll zu thun gibt, so kann ich mir's vorstellen, wie sie in der Repräsentationswoche jene betreiben und diesem vorstehen mögen. Sind es aber Personen, die ganz frei und unabhängig leben, so entsteht doch in der That die Frage, ob sie nicht lieber darauf sinnen sollten, etwas Nützlicheres zu unternehmen, um nur gegen die Arbeits-, Berufs- und Geschäftsmenschen nicht zu grell abzustechen. Daß die Zeit über, wenn eine Repräsentation obwaltet, von dergleichen Dilettanten bei ihren Zusammenkünften von weiter nichts gesprochen werde, versteht sich von selbst; daß sie dabei nicht anders thun, als wenn des heiligen Römischen Reichs Wohlfart auf ihnen beruhete, kann man auch leicht denken; und so ists für den Denker und Geschäftsmann eine wahre Tortur, alsdann in ihrer Gesellschaft sein zu müssen. Das Beste bei der Sache ist noch, daß dergleichen Privattheater selten von langer Dauer sind; die Mehresten von ihnen sah ich bald mit Zank und Streit sich schliessen.

Eine wahre Edukationssünde aber sind die Kinderkomödien. Wie nur Eltern darauf verfallen können, und wie es nur Männer geben kann, die dergleichen verfertigen! Sollen denn die Kinder Komödianten werden, daß man sie also gleich dazu erziehen mus? Kinder müssen nichts scheinen

wollen, was sie nicht sind — dis ist doch wohl eine der ersten pädagogischen Regeln. Geradheit und Unverstelltheit sind der Stempel, welchen ihnen die Natur aufgedrückt hat; hierbei mus man sie zu erhalten suchen. Sie lernen die Verstellungskunst doch wohl hernach in der Welt; glaubt man etwa sie nicht früh genug dazu anführen zu können? Ihre Einbildungskraft ist ohnedis auch noch weit lebhafter, als die unsrige; ist es klug gehandelt, sie mit falschen und hinreissenden Bildern zu füllen? Nicht einmahl ins Schauspiel gehen dürfen sollten sie, geschweige daß man sie selbst zu kleinen Schauspielern machen sollte. Wenn sie dann darüber höchlich gelobt werden, daß sie ihre Rolle so schön gemacht: so lernen sie ihr Verdienst von Jugend auf in Possen und Tändeleien setzen, scheuen ernsthafte Beschäftigung und werden nutzlose, läppische Menschen. Das heisst Kindern muthwillig Kopf und Herz verschrauben und als Vater und Mutter die Zeit nicht erwarten können, daß die Welt dis an ihnen thue. — Wenn ich nun vollends von Schulkomödien höre, so möchte ich fragen — Schulinspektoren, wo habt ihr euren Verstand gelassen? Ich habe wenigstens zehen junge Männer gekannt, die als Studenten unter herumziehende Truppen gegangen waren und mir alle gestanden, daß sie auf diesen Einfall dadurch gekommen wären, weil

sie auf der Schule, die sie frequentirt, jährlich mehrere Komödien hätten aufführen müssen. Wie? schicken Eltern dazu ihre Kinder in öffentliche und wohl in fremde Schulen, daß ihnen da der Trieb zum Komödiantenleben eingeflößt werden solle? Und, wenn dis auch nicht der Fall wäre, erwägt man denn gar nicht, daß die jungen Leute dadurch vielen Zeitverderb erhalten und von der Lust zu ernsthaften Studien abgeleitet werden? Acht Tage vorher und acht Tage nachher kommt doch wohl kein anderer Gedanke in ihre Seele, als an die Rolle, die sie aufführen sollen oder aufgeführt haben. Wenn das nun jährlich drei- viermahl geschieht — wozu nützen ihnen die Schuljahre? Die einzige Entschuldigung darüber, welche sich hören lässet, ist die, daß die jungen Leute dadurch dreust und gewandt werden sollen, öffentlich aufzutreten und zu reden. Könnte denn aber dieser Zweck durch öffentliche Redeübungen nicht eben so gut erreicht werden, wobei die jungen Leute noch den Vortheil beizu hätten, daß sie die Reden selbst verfertigten und sich also nicht blos im Deklamiren, sondern auch im Elaboriren übten? Und was sorgen wir doch für Dreustigkeit öffentlich aufzutreten und zu reden? Sie findet sich von selbst; wer sie nicht hat, dem werden wir sie nicht geben, und wer sie hat, dem brauchen wir sie nicht zu geben. Eine schändliche Entschuldigung

der Schulkomödien aber ist es, wenn man sagt, der Eintrag derselben sei ein Theil der Besoldung des Rektors. O wehe dem Lande, wo die Schüler den Rektoren den Sold erst durch Komödien erspielen müssen! Kälber- und Fohlenhirten, Gänsefrau nicht zu vergessen, erhalten ihr Brodt, ohne weiter etwas zu thun, als was ihres Amts ist; die Menschenerzieher aber müssen Komödie aufführen, wenn sie leben wollen ... Hier rufe doch der Sprecher im Menschenparlamente — hört, hört!

Verzeihen Sie mir diese Digression, bester A.; ich kehre nun zur Hauptsache zurück. Zu einem wohleingerichteten Theater gehören nicht nur gute Akteurs, sondern auch gute Stücke. Da ist es dann nicht genug, daß auf den Anschlagszetteln blos stehe — mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis wird heute aufgeführt — die hohe Obrigkeit mus sich auch darum bekümmern, was in dem aufzuführenden Stücke stehe; sie mus es selbst lesen und beurtheilen, ob die Aufführung räthlich sei und fromme. Ja, sie thut noch weit besser, wenn sie die Stücke selbst bestimmt oder Männer dazu authorisirt, die eine weise und edle Wahl zu treffen wissen. Da ist es nun warlich empörend, zu sehen, was für ein Geist iezt über unsern Schauspieldichtern schwebe. Man

frohlockte darüber, daß der Hanswurst von der Bühne getrieben sei; nicht einmahl zu gedenken, daß es mit dieser Hanswurstvertreibung nicht besser stehe, als mit der Hofnarrenvertreibung, und daß, wie das Hofnarrenamt ietzt immer noch von irgend einem der Hofbedienten nebenbei betrieben wird, auch fast iedes Theaterstück immer seine Hanswurstrolle noch habe, ohne gerade Hanswurstrolle zu heissen, sondern — so viel Schaden haben alle Hanswürste der Vorwelt auf dem Theater nicht gestiftet, als der beträgt, den ietzt der Unsinn, worin unsere Theaterautoren unter einander wetteifern und sich selbst immer zu übertreffen suchen, anrichtet.

Das Theater soll und darf nichts Anderes sein, als Darstellung des wirklichen Menschenlebens. Wozu denn andere Darstellungen für uns Menschen? Wesen anderer Art können wir einmahl nicht werden; sollen wir etwa Narren in unserer Art werden? Auch soll und darf das Theater nur Darstellung des guten und edlen, aber nicht des schlechten und abscheulichen Menschenlebens sein. Es ist genug, daß wir dis zuweilen zu unserem Entsetzen in Natura sehen müssen; wie kann man auf den Einfall kommen, uns durch seine künstliche Vorstellung amüsiren zu wollen? Was sollen also erstlich die über-

spannten Empfindungen und Ideen auf dem Theater, die Jeden, der sie wirklich hat, nur unglücklich machen? Was sollen ferner die heroischen Handlungen darauf, welche, wenn sie wahre Geschichte sind, unter gewissen Umständen zwar nothwendig und daher edelmüthig waren, auf die Umstände keines Menschen im ganzen Parterre aber passen, und deren Nachahmung also eine wahre Tollheit wäre? Was sollen endlich die Vorstellungen von Raub, Entführung, Zweikampf, Selbstmord und Meuchelmord? Ich begreife es gar nicht, wohin unsere theatralischen Schriftsteller denken. Ob sie denn gar nicht glauben mögen, daß hier und da etwas davon hangen bleibe, und daß Gemüther unter der Zuschauerschaft sind, die schon Anlage und Stimmung dazu haben, und die nur noch eines letzten elektrischen Schlags bedürfen, um zur wirklichen That zu schreiten? Liegt ihnen denn daran, dis zu bewerkstelligen? Unmöglich kann doch ein rechtschaffener Mann für ein einziges Unheil der Art, das er stiftete, sich durch die Bewunderung seines Genies beruhigen, welche ihm Tausende für seine treffende Darstellung zollen. Und wenn er auch in der ganzen Behandlung seines Süiets noch so viel warnende Winke vor gewissen Handlungsweisen gibt, um nicht ein solches Ende zu haben: so übersehen doch die, welche einmahl schon so handeln, alle diese Winke

und finden das Ende schön, weil es mit einer Art von Seelengrösse und Mannkraft begleitet hingestellt wird. Wie viel traurige Erfarungen von den Wirkungen der durch solch Schauspiel erhitzten Fantasie junger Leute haben wir nicht schon! Sollten sie nicht endlich bei den Behörden Eindruck machen? Man ist in unsern Tagen sehr darauf bedacht, die Preßfreiheit einzuschränken; man erschwert die Untersuchung der Wahrheit und der Staatsverfassungen; der ärgste theatralische Unsinn aber passirt die Censur und wird frei und öffentlich in allen Buden verkauft, während daß gesunder Menschenverstand Kontrebande ist. Wenn nun auch kein Fürst machen kann, daß dergleichen Aftergenieprodukte nicht ausserhalb Landes gedruckt werden, so kann er doch verhindern, daß sie in seinem Lande zur Schau gestellt werden, und hierzu ist dann in der That bei dem immer mehr Ueberhand nehmenden Schwindelgeiste der Theaterverfasser die höchste Zeit.

Es sei auch, daß ich Ihnen noch so strenge schiene, lieber A., ich für mein Theil würde den Vorschlag thun, alle Vorstellungen von Thorheiten und Lastern vom Theater zu verbannen. Es ist nicht nur ein höchst unmoralisches Geschäft für den Schauspieler, alle seine Seelenkraft darauf zu verwenden, den Narren und den Bösewicht in

ächter Vollkommenheit zu machen; sondern ich sehe auch nicht den geringsten Nutzen davon ein. Thorheit, wenn sie ihre gehörige Abfertigung erhalten soll, mus die Geissel der Satire treffen; glauben Sie aber wohl, daß ein Thor schon durch Satire klüger geworden sei? Laster können ohne ihre eigenthümlichen verführerischen Reize nicht hingestellt werden, und dann schlurft der, welcher iene liebt, diese ein, ohne sich an die folgende Moral weiter zu kehren. Weisheit und Tugend sollten also meiner Meinung nach den Stof zu allen theatralischen Vorstellungen hergeben; lehren sollte man auf der Bühne blos durch Beispiele, wie man in allen wirklichvorkommenden wichtigeren Lagen des Lebens am klügsten und am besten handeln müsse. Ich dächte, dem Dichter selbst schon müste es weit angenehmer sein, sich mit Bearbeitung des Vernünftigen und des Moralischschönen zu beschäftigen, als Verirrungen des Verstandes und Herzens in allen ihren unseligen Folgen zu schildern; für das Parterre aber würde offenbar auf ieden Fall besser dadurch gesorgt. Wenn die Weisheit als ehrwürdig und die Tugend als liebenswürdig hingestellt werden, so steht zugleich die entgegengesetzte Thorheit als verächtlich und das entgegengesetzte Laster als verabscheuungswürdig da, ohne daß man iene erst verächtlich und dieses erst verabscheuungswürdig zu machen besonders

sich angelegen sein lassen darf; die Zuschauer selbst fügen den Kontrast hinzu. Man kommt aber auch auf diesem milderen Wege der Belehrung weit sicherer zum menschlichen Herzen, als wenn man die Thorheit verspottet und das Laster in seiner gräslichen Endschaft aufstellt. Die Thoren schütteln den Spott ab, und die Lasterhaften schmeicheln sich damit, daß man bei mehrerer Vorsicht dem gräslichen Ende ausweichen könne. Wird jenen aber gesunde Vernunft gereicht, so fängt sie ihnen selbst an einzuleuchten und sie entsagen dem Vorurtheile gutwillig, weil man sie nicht schamroth gemacht hat; und werden diesen die Reize der Tugend vorgehalten, so wird der Wunsch in ihnen erregt, solcher auch theilhaftig zu werden. Erwägen Sie dis Alles, edler Menschenkenner, und sagen, ob ich nicht Recht habe. Beissende Verhöhnung erbittert den Dummen nur, und grausenvolle Erschütterung wirkt auf den Schwachen nicht länger, als sie währet. Nur durch sanfte Ueberzeugung von dem Klügeren und Besseren werden die Menschen am glücklichsten klüger und besser gemacht.

Solchemnach würde ich nur solche Stücke für's Theater bestimmen, in welchen die gemeinnützigsten Wahrheiten des menschlichen Lebens fak-

tisch erwiesen und die wichtigsten Pflichterfüllungen als brav ausgeführt und herrlich belohnt hingestellt würden. Welchen reichhaltigen Stof für dergleichen enthalten das bürgerliche und das häusliche Leben! Und — sind diese Beiden nicht die eigentliche Sphäre, in der wir in der Gesellschaft thätig und glücklich sein sollen? O möchten dis unsere ietzigen deutschen theatralischen Schriftsteller beherzigen und uns verschonen mit Bearbeitung der Geschichten der Vorwelt und des Auslandes, die auf unsere Zeiten, Sitten und Lagen gar nicht passen! Vergnügen wird ia erst dann recht menschlich, wenn es auch mit Nutzen verbunden ist. Was hilft es denn aber, uns auf einige Stunden recht meisterlich in das alte Rom oder Griechenland, oder nach Spanien, China und Mexiko, oder auch selbst in die deutschen Ritter- und Raufzeiten hinzuzaubern und weiter nichts dadurch zu bewirken, als daß wir, wenn die Illusion ein Ende hat, ausrufen — das war die Täuschung bis aufs Höchste gebracht!? Hat denn unsere vaterländische Geschichte nicht auch Vorgänge genug, die sich ietzt noch ereignen und also auch auf uns anwendbar sind? Diese bearbeite der Schauspielschreiber, und seine Fiktionsstärke übe sich an vollkommner Vorstellung alles dessen, was von uns geschehen mus, wenn wir menschliche Würde und Glückseligkeit erlangen wollen. Er

zeichne uns die schönsten Scenen des Familienlebens, wofür der Sinn immer mehr verlohren geht, und stelle uns vernünftige Elternliebe, unwandelbare Geschwistertreue und hohe Kinderdankbarkeit vor. Er gebe uns Beispiele von biderer Freundschaft, von ächtem Patriotismus, von Uneigennützigkeit und Gemeinsinn, von Grosmuth und Feindesliebe. Er arbeite auf Amts- und Berufseifer, auf gegenseitige Achtung der verschiedenen Stände gegen einander und auf Ehrfurcht gegen die Gesetze hin. Er mahle die Bescheidenheit bei grossen Verdiensten, die Genügsamkeit an einem mässigen Loose, die ausharrende Geduld, den Sieg über sich selbst u. s. f. Ha, welch ein Feld hat er vor sich, wo er allenthalben noch schneiden und Garben binden kann!

Allerdings, lieber A., dürfte, wenn nach diesen Ideen der grosse Vorrath von vorhandenen Schauspielen gemustert würde, sich nur ein kleiner Theil davon zur Ausführbarkeit qualificiren; das schadet aber nicht. Unsere Schriftsteller, die für das Theater arbeiten, würden, wenn sie sähen, daß sie mit Bombast und Luftschwung kein Glück mehr machten, sich zur wirklichen Welt, zur Orts- und Zeitwelt herablassen und brauchbarere Produkte liefern. Bis dahin müsten wir uns freilich mit Wenig begnügen; es ist ja aber auch nicht nö-

thig, daß tagtäglich Schauspiel sei. — Hiervon auch einige Worte.

Der Genus dieses Vergnügens artet ebenso leicht in Sucht aus, wie ieder andere; es fällt aber in die Augen, daß die Schauspielsucht eine der schädlichsten Suchten sei, und darum ist es nicht rathsam, daß für ihre Befriedigung zu sehr gesorgt werde. Es mag sein, wer es will, der sich ihr ergibt, so entfernt sie ihn von Naturgenüssen und verleidet ihm endlich solche. In der schönsten Jahreszeit läuft er lieber ins Komödienhaus, als daß er den herrlichsten Scenen in der offenen Schöpfung beiwohnen sollte. Ebenso verliehrt sich auch sein Geschmack am Wirklichen; Alles, was ihm gefallen soll, mus Fiktion sein. Man denke sich aber einen Menschen, der unter allen seinen Geisteskräften die Imagination vorzüglich kultivirt, wird er zu Erwerbung ernsthafter Kenntnisse, die Nachdenken erfordern, und zu Geschäften, die ganz leidenschaftlos verrichtet werden müssen, aufgelegt sein? Die theatralische Tinktur, welche sein Karakter empfängt, wird vielmehr allenthalben an ihm sichtbar sein. Die schönsten Menschenhandlungen in Natura erhalten von ihm den Beifall nicht, welchen er der Illusion zollt. In Gesellschaften ist sein ewiges Gespräch vom Schauspiel, und, wer da nicht mit-

sprechen will oder kann, der ist sein Mann nicht. Seine Lieblingslektüre ist die theatralische; ernsthafte, den Verstand ausbildende und bereichernde Bücher sind ihm zuwider. Wie gesagt, an Jedem, der sich der Schauspielsucht ergibt, zeigen sich diese Wirkungen bald mehr, bald weniger; an iungen Leuten am meisten. Diese ergreift ein völliger Schwindelgeist und macht sie zum gesetzten wirklichen Leben ungeschickt. Nimmt man nun an, daß sich Menschen dieser Sucht ergeben, welche viel wichtige Berufsgeschäfte und die Aufsicht über ein grosses Hauswesen haben, was kann man davon erwarten? Werden die Geschäfte allemahl beendigt sein, wenn das Schauspiel anhebt? Diese mögen also beendigt sein, oder nicht, die Stunde schlägt, man lässet alles stehen und liegen und eilt ins Komödienhaus. Und — kann das Hauswesen bei so häufigen und langen Entfernungen seiner Aufseher und Aufseherinnen auf eine gute Art bestehen? Stärkt das oft ausser dem Hause sein etwa den Hang zum häuslichen Leben? Ist das etwa eine gute Kindererziehung, wenn die Eltern an keinem Abend in ihren vier Pfählen sind? Wenn dann nur nicht gar auch oft Leute auf diese Sucht verfielen, die nicht einmahl das Geld dazu übrig haben! Was sie nun unnützer Weise dem Luxus widmen, mus an andern Orten erspart werden, und so lassen sie es oft lieber an den

Noth-

Nothwendigkeiten des Hauses fehlen, als daß sie sich die Entree ins Komödienhaus versagen sollten. Sie sind karg gegen alte Verwandte, hart gegen kranke Dienstboten, geitzig gegen ihre leiblichen Kinder und halten diesen lieber die elendesten Stümper von Lehrern, um den Aufwand fürs Theater bestreiten zu können. Ja, ich habe Familien genug gekannt, die, wenn eine Schauspielertruppe an ihren Ort kam, versetzten und verkauften, um diese nur unausgesetzt besuchen zu können. Auch wirklich wohlhabenden Familen, wenn sie stark sind, kostet diese Sucht in der That doch zu viel und beschränkt wenigstens ihren Trieb Gutes zu thun. Wer als Menschenfreund mit ihnen zu schaffen haben mus, bekommt bei ieder Gelegenheit die kläresten Beweise davon. Wenn sie fast tagtäglich das Geld zu Thalern den Schauspielern hintragen, so haben sie zu Beförderung der humanen Anstalten oft kaum so viel Groschen. Diesem Uebel würde zwar dadurch abgeholfen sein, wenn die Schauspieler salarirt würden und die Entree Jedem umsonst frei wäre; dafür würde dann aber auf der andern Seite die Schauspielsucht bis ins Ungeheure befördert werden und das übrige Böse, das sie stiftet, in unzuberechnendem Masse stiften. Besonders würde der gemeine Mann zuströmen, der doch um Gottes willen vom Theater wegbleiben mag. Eine weise Ein-

schränkung der Zahl der Repräsentationen ist also sehr nöthig.

Ich habe schon oben bemerkt, daß ich gegen den Einlas der Kinder bin, und will iezt meine Gründe davon abgeben. Wie die Mehresten unserer Theaterstücke, besonders die hochgepriesensten, noch beschaffen sind, so ist es doch warlich gegen alle vernünftige Edukation, wirkliche Kinder ins Parterre zu führen. Wozu sollen sie denn die Sprache solcher Leidenschaften in gröster Ausführlichkeit schon hören, von der ihr Herz noch keine Silbe spricht? Glaubt man etwa, daß sie sie nicht früh genug lernen können? Ich habe es oft nicht begreifen können, wie Eltern, die in ihrem Hause selbst und auch sogar durch weise Auswahl ihrer Gesellschafter recht brav dafür sorgten, daß ihre Kinder vor dergleichen unzeitigen Eindrücken bewahret würden, die Kleinen im Komödienhause hernach diesen völlig Preis gaben; aber so kommts, wenn man nicht sistematisch zu Werke geht, oder das für gut hält, was Mode ist. Wozu sollen ferner für Kinder die Anblicke von Greuelthaten, von denen man wünschen müste, daß sie sie nie im wirklichen Leben haben möchten? Wozu die Gemüthserschütterungen bis zum Schaudern und Entsetzen, die sogar auf ihre noch zarte Gesundheit den schädlichsten Einflus haben können? Und,

wenn dann nun vollends der Schelm, der seine Sache vollkommen macht, und der Selbstmörder, der recht schön niedersinkt, feierlich beklatscht werden, weis das Kind zu unterscheiden, daß blos das Treffende in der Vorstellung beklatscht werde, oder wird es nicht vielmehr denken, daß die Schelmerei und der Selbstmord selbst so beklatscht und bewundert werden? — Gesetzt aber auch, es wäre das beste Schauspiel, so ist es doch Illusion. Was sollen Kinder mit dieser? Sollen sie sie etwa für Wahrheit halten? Ja, ia, dis geschieht; ich habe selbst es mit angehört, wie ein Kind von sechs Jahren die Frage that — Mama, ist denn das wirklich ein König da? O über die Erziehung zu Fratzen — wann wird sie ein Ende haben! In die Natur gehören Kinder, aber nicht ins Komödienhaus.

Daß in den Schauspielhäusern auch mehr auf Zucht und Ehrbarkeit gesehen würde, sowohl hinter den Koulissen, als in den Logen, ist auch zu wünschen. Viele gehen doch wohl blos hin, um einander Rendezvous zu geben, oder Verabredungen zu treffen, die, wenn sie noch Eltern haben, diesen nicht, und wenn sie verheurathet sind, dem andern Gatten nicht behagen können . . .

Es ist mir noch übrig, des Orchesters zu gedenken. Gemeiniglich wird die Zeit zwischen den Akten vom Parterre verschwatzt, und dis mag

dann wohl daher kommen, daß die Musik so elend aufgeführt wird. Der herumziehenden Truppen gedenke ich hier nicht einmahl; denn, wie wollen diese in ieder Stadt, wohin sie kommen, Virtuosen finden? Aber auffallend ist es, daß der Höfe immer Weniger werden, welche auf gute Kapellen halten. Mich däucht, es waren gute Zeiten, wo die Fürsten noch Musikfreunde waren. Wenigstens sind ein öffentliches schönes Schauspielhaus und eine schlechte Kapelle, oder gar keine, ein wahrer Widerspruch. Virtuosen müssen es nicht nur sein, welche agiren; Virtuosen müssen auch die Geigen streichen, die Hörner blasen u. s. w. Die Kraft der Musik mus sich zur Kraft der Aktion gesellen; so werden die Eindrücke, welche das Stück macht, gestärkt; die Empfindungen, welche es erregte, werden erhöhet, und das ganze Theatervergnügen erreicht seine Vollkommenheit. — —

Dis sind meine Ideen über das Schauspielerwesen, lieber A., wenn solches ein anständiges Vergnügen gewähren und nicht, statt Nutzen zu stiften, den grössesten Schaden stiften soll. Ich glaubte sie bei einem Oberaufseher aller Schauspielhäuser in einem so grossen Lande an den besten Mann zu bringen. Ich zweifle auch nicht, daß Viele davon schon die Ihrigen sein mögen. Lassen Sie mich bald von Ihren Theaterformen recht viel lesen!

XXXVII.

Über Gilden, Zünfte und Innungen der Handwerker.

An einen Mann, der sie abgeschafft wissen wollte.

Sie wissen aus langer Erfarung, daß ich kein Feind von Neuerungen bin; Sie wissen auch, warum ichs nicht bin, nehmlich — weil ichs für die Bestimmung unseres Geschlechts halte, auf allen Seiten mit der Zeit immer weiter zu kommen. Ehe ich mich denn aber doch dazu hergebe, das Neue zu billigen, oder gar bewirken zu helfen, mus ich erst überzeugt sein, daß es besser sei, als das Alte, d. h. daß wir wirklich dadurch weiter kommen; und, wenn ich dann gar vom Gegentheile mich überzeuge, so bin ich mit allen Kräften gegen das Neue, und das ebenfalls darum, weil wir dadurch, statt weiter zu kommen, gar wieder rückwärts gingen. Diese allgemeine Einleitung wird Ihnen allerdings ein böses Omen für Ihren Gegenstand sein; und — ia, ia, sie ist es auch.

Sie wollen, Freund, daß das ganze Zunft- und Innungswesen der Handwerker mit Allem, was dazu gehört, aufgehoben werde, d. h. daß Jeder arbeiten und verfertigen könne, was er wolle, ohne aufzeigen zu können, wo er es erlernt und wie lange er daran gelernt habe, ob er gehörig aufgedungen, losgesprochen und durch Fertigung eines Meisterstücks Meister geworden sei u. s. w. Sie fragen, ob die ersten Meister etwa von den Göttern auf die Erde gesendet worden, und folgern daraus, weil dis Niemand beweisen könne, daß, so gut die ersten Meister also Meister aus sich selbst geworden sein müsten, auch ieder ehrliche Christenmensch noch auf den heutigen Tag ebenso Meister aus sich selbst werden können müsse. Sie versichern, daß Ihnen gar nichts daran liege, ob ein sogenannter Meister Ihnen die Arbeit gemacht habe, oder nicht, wenn nur die Arbeit selbst Meisterarbeit sei. Sie weissagen allen Arten von Handwerken schnellere Fortschritte, wenn aller Innungszwang wegfiele, weil sich Jeder dann mehr bestreben müste, etwas tüchtiges zu liefern. Sie versprechen sich und uns Allen auf diesen Fall wohlfeilere Preise u. s. w. u. s. w.

Guter Mann, die ersten Meister sind freilich nicht von Himmel gekommen, sondern auf der

Erde gewachsen; aber wurden sie es deswegen wirklich ganz aus sich selbst? Was verstehen Sie unter den ersten Meistern, und wer waren nach Ihrem Verstande die ersten Meister? Wenns uns auch nicht die Geschichte lehrte, so würde es uns unsere eigene Vernunft lehren, daß die Menschen Alles, was sie betrieben und verfertigen, nur nach und nach besser zu betreiben und zu verfertigen gelernt haben. Wenn aber da Jeder aus sich selbst immer ganz von vornan hätte anfangen sollen, so wäre auch wohl Jeder am Ende nur gleich weit gekommen; so ungefär, wie wir es bei den Spinnen, Bienen, Bibern u. s. w. sehen. Ja, die Menschen wären in ihrer Art nicht einmahl so weit gekommen, wie diese, weil es ihnen an den Kunsttrieben fehlt, welche diese haben. Die Nachkommen unter den Menschen kamen also nur dadurch weiter, als ihre Vorfaren, daß sie nicht wieder von vornan anfingen, sondern da fortfuren, wo diese aufgehört hatten, daß sie die erlangten Einsichten und Geschicklichkeiten derselben benutzten und auf diesem schon gelegten und vorgefundenen Grunde weiter baueten. Dis konnte nun zwar dadurch schon geschehen, daß sie als vernünftige Wesen die gelieferten Arbeiten der Vorweser betrachteten; aber noch weit schneller muste es von Statten gehen, wenn sie die Vorweser selbst arbeiten sahen, ihnen dabei auf die Finger

guckten, die Handgriffe ihnen ablernten und sie dazu über die Sache sprechen hörten. So entstanden Lehrer und Lehrlinge sehr frühzeitig; wer etwas wuste und konnte, der hatte iüngere Freunde, denen er es mittheilte; diese standen nun gleich auf seinen Schultern und sahen weiter.

Der Arbeiten für die menschlichen Bedürfnisse gab es Viel und bald immer Mehr. Wer konnte sie Alle betreiben und verfertigen lernen? So wählte Jeder nur Einige davon, und bald nur eine Einzige. Sobald dis Letztere geschah, ward der Grund zum Meisterwerden gelegt; denn, wenn ein Mensch seinen ganzen Verstand und Fleis nur auf einerlei Arbeit richtet, kann es nicht fehlen, daß er etwas Rechts zu Stande bringe. Dergleichen Leute, die nur blos einerlei verfertigten, lehrten ihre iüngeren Freunde auch nur wieder dasselbe Einerlei verfertigen, und so entstanden die abgesonderten Handwerker. Der eine Lehrling lernte geschwinder, der andere langsamer; man machte einen Durchschnitt zwischen den leicht- und schwerbegreifenden, und so entstanden gewisse Lehriahre. Man wollte von dem, was man einzig und allein betrieb, sein Brodt als Bürger haben, und so entstanden Zünfte und Innungen. Als diese erst waren, ward eine kleine Solennität daraus, wenn ein neuer Lehrling an-

genommen ward, und ebenso, wenn er losgesprochen ward. Der Ablauf der bestimmten Lehrjahre war freilich die Basis der Losssprechezeit; man fand aber, daß es Bengel gebe, die auch in zwanzig Jahren nichts rechts zu lernen Lust hatten, und so ward die Verfertigung eines Meisterstücks eingeführt, welches, wenn es unter unpartheiischer Aufsicht gemacht wird, gewis eine der vernünftigsten Anstalten ist. Halten Sie, mein Freund, diese Erzählung vom Ursprunge der Dinge, von welchen wir sprechen, nicht für Hirngespinste; sie ist dem natürlichen Gange aller menschlichen Dinge so angemessen, daß sie keines weitern Beweises für ihre Wahrheit und Richtigkeit bedarf.

Wichtig mus Ihnen aber doch die Bemerkung sein, daß bei iener eingeführten Ordnung alle Handwerker sich von Zeit zu Zeit mehr vervollkommnet haben. Ist es also auch wohl rathsam, eine alte Ordnung, von der man so etwas wirklich darthun kann, über den Haufen zu werfen? Wie, wenn dann die Dinge wieder zur uralten Unvollkommenheit zurückkehrten? Umgestossen sind überhaupt alte Einrichtungen bald; ich habe es aber auch oft genug erlebt, daß man am Ende sie doch wieder hinstellen muste.

Recht gern glaube ich es Ihnen, daß es Ihnen Einerlei sei, ob ein Meister die Arbeit gemacht habe, oder nicht, wenn sie nur meisterhaft ausgefallen sei; ich meine es ebenso. Ob Sie und ich aber viel meisterhafte Arbeit erhalten würden, wenn das ganze Zunft- und Innungswesen aufgehoben würde, das ist die Frage. . . Lieber Freund, iezt haben wir doch ausser vielen guten Meistern auch wenigstens ausserordentlich viel mittelmässige in allen Handwerkern; hernach aber würden wir uns vor Stümpern nicht retten können. Das ist ia der Hauptvortheil bei aller fremden Anleitung zu allen menschlichen Arbeiten und Geschäften, daß dadurch Leute, die durch sich selbst Wenig oder Nichts geworden sein würden, doch immer noch eine Art von Mittelschlag werden. Und glauben Sie denn nicht, daß dieser Leute unendlich mehr sind, als derer, die sich selbst ausbilden können? Was sollte nun aus ihnen Allen in den untern Ständen werden, wenn keine Lehriahre bei den Handwerkern mehr wären? Das ungefär, was aus den muthwilligen Buben iezt wird, die ihren Lehrherren entlaufen. So aber müste ein Mensch doch ganz auf den Kopf gefallen sein, wenn er in mehreren Jahren bei seinem Meister nicht so viel begreifen könnte, daß er mit seiner Arbeit sich einmahl ehrlich nähren könne; und, wenn er einmahl weis, daß man von seinen

eigenen Händen einst ein Meisterstück fordere, so wird er sich auch in seinen Lehrjahren Mühe geben, es fertigen zu lernen. Ziehen wir vollends noch den Muthwillen der Jugend in Betracht, o wie nothwendig ist es, daß die jungen Bursche von beständigen Aufsehern angetrieben werden, sich gehörig zu appliciren! Die Wenigsten treiben sich selbst. In den Jahren, wo sie noch Elternbrodt geniessen, fällt es ihnen nicht ein, daß sie sich dereinst selbst Brodt schaffen müssen; kommt dann nun diese Zeit, so würden sie nicht im Stande sein, es sich zu schaffen, wenn sie nicht frühzeitig unter gewissem Zwange angehalten würden, sich die Kenntnisse dazu zu erwerben. Ich weis es recht gut, daß es Menschen gibt, die ihre eigene Lehrherren wurden und es weit in ihrem Fache brachten; aber wie selten sind sie! Und — wurden sie es denn wirklich so ganz ohne fremden Unterricht? Sind es Gelehrte, so halfen sie sich durch Bücherlesen; sind es Künstler und Professionisten, so liefen sie doch irgend einmahl bei einem wackern Meister durch die Schule, hatten etwa einen Verwandten, oder einen Freund der Art, bei dem sie sich eine Zeitlang aufhielten u. s. w. Gewis gilt auch hier, wie überall, das — aus Nichts wird Nichts.

Also lassen sie uns ja die Zünfte und Innungen beibehalten! Die Abschaffung derselben wür-

de keineswegs den Fortgang der Handwerker zur Vollkommenheit, sondern vielmehr ihren Rückgang zur Unvollkommenheit befördern. Es ist bald gesagt, daß, wenn Jeder verfertigen darf, was er will, auch Jeder sich bestreben müsse, etwas Tüchtiges zu verfertigen; wenn er nun aber nichts Tüchtiges zu verfertigen gelernt hat, und es aus sich nicht zu verfertigen weis — wie denn da? Und — haben wir denn nicht auch bei der gegenwärtigen Einrichtung unter den Meistern die Wahl, wem wir abkaufen wollen? Können wir nicht zu dem gehen, der die tüchtigste Arbeit fertigt? Ich fürchte, ich fürchte, wenn die Innungen weg wären, wir möchten wohl keine Wahl mehr haben und müsten Alles nehmen, wie wir's kriegen könnten. Die Wohlfeile würde uns warlich nicht darüber trösten; wir würden gern noch einmahl so viel geben, wenn wir es noch einmahl so gut bekommen könnten. Eine Zeitlang würde es nach aufgehobenen Zünften noch gehen, d. h. so lange die zugelehrten Meister noch fortdauerten. Bald aber würden wir, wenn sie sich schon zu verringern anfingen, ihren Verlust empfinden, für den wir keinen Ersatz sähen, und unsere Nachkommen würden, wenn solche völlig ausgestorben wären, uns wenig Dank dafür wissen, daß wir, denen es wohlgefiel, Meisterarbeiten kaufen und besitzen zu können, sie zum Vor-

liebnehmen mit lauter Pfuscher- und Stümper-
arbeiten verdammt hätten. Manche Arten von
Arbeiten würden sich vieleicht ganz verliehren,
oder doch wenigstens so elend gefertigt werden,
daß sie den ehemahligen Nahmen nicht mehr ver-
dienten. Hieher rechne ich alle dieienigen, zu
welchen sehr künstliche Handgriffe, und wohl gar
eine ganze Menge derselben, gehören. Diese kön-
nen weder in Büchern deutlich genug beschrieben,
noch in kurzer Zeit vollkommen abgesehen werden.
Sie sind die Resultate gemachter Versuche und
zufälliger Erfarungen mehrerer Jahrhunderte, de-
ren Sammlung, wie ein kleiner Schatz, bei den
Innungen ad Depositum gegeben ist, der mit ih-
rem Bestande Bestand und mit ihrem Vergange
Vergang hat. Wie sollten wir es wagen, den so
schätzbaren Nachlas eines halben oder gar ganzen
Jahrtausends aufs Spiel zu setzen! Gott sei
doch Lob und Preis dafür, daß wir ietzt auf allen
Seiten so weit sind, als wir sind; wir wollen
uns wenigstens auf keiner Seite durch wagehal-
sige Neuerungen um das wieder zu bringen suchen,
was wir einmahl haben. Die ganze Geschichte
aller menschlichen Kenntnisse aber belehrt uns,
daß keine Art derselben eher feste Dauer auf dem
Erdboden hatte, bis sie das gemeinsame Eigen-
thum ganzer Gesellschaften und Korporietäten
ward. Auf einmahl können diese nicht aussier-

ben; mit Einzelnen aber, die allein im Besitz einer gewissen Kenntnis waren, ging schon manche nützliche Wissenschaft verlohren.

Ich mus noch eines wesentlichen Guten gedenken, welches die Zünfte und Innungen der Handwerker stiften können. Sie wissen, lieber Freund, wie schwer es auch in dem wohleingerichtesten Staate halte, alle wahrhaftigwürdige Nothleidende zu versorgen. Unter diese gehört doch wohl vorzüglich der arme kranke oder arme alte Bürger, der eigentliche Handwerksarbeiten verrichtet und die rohen Naturprodukte, welche wir, wenn sie auch noch so im Uebermasse da wären, doch ohne seinen umformenden Fleis nicht benutzen könnten, für unsere Nothdurft und Bequemlichkeit bearbeitet. Für ihn ist die Innungskasse oder Lade, sobald sie gehörig eingerichtet ist und unter gehöriger Aufsicht steht, sein erster Beistand und Trost. Mit Unrecht hat man die Gilden und Innungen mit A b g a b e n a n K a m m e r n u n d K i r c h e n belastet; sie müssen überzeugt sein, daß sie Alles, was sie an die Lade geben, im Nothfalle für sich selbst geben. Dann gibt Jeder gern, was er zu geben hat, und dann ist gewis auch Keiner, der zur Innung gehört, auf der Stelle ohne Hülfe. Und dis Geholfenwerden a u f d e r S t e l l e ist doch die Hauptsache,

ist aber auch zugleich das, wohin wir es bei den besten allgemeinen Armenanstalten nie bringen werden.

Freund, ich gehe noch weiter; ich bin nicht nur Vertheidiger der Innungen überhaupt, sondern auch sogar gewissermassen der geschlossenen Innungen. Ich gehe dabei von dem unumstößlichen Grundsatze aus, daß in einer wohleingerichteten bürgerlichen Gesellschaft kein Nahrungsstand zu stark besetzt sein müsse; weil seine überflüssigen Mitglieder doch nur Bettler werden und die Uebrigen wohl gar zugleich ruiniren. Es ist aber die Pflicht der Obrigkeit, dahin zu sehen, daß ieder rechtschaffene Bürger für sich und seine Familie zureichendes Brodt habe. Mithin müssen nicht so viele Meister werden können, als da wollen, sondern die Stärke ieder Innung mus sich nach dem iedesmahligen Lokale richten. Sie werden mir vermuthlich einwenden, daß wir auf solche Weise unter eine Art von Tirannei der Handwerker geriethen, die sich auf eine so geringe Zahl, als möglich, reduciren, unter sich Verabredungen treffen und uns nach Herzenslust übertheuern würden. Wenn ich aber von geschlossenen Innungen rede, so meine ich ia damit nicht, daß die Innungen sich selbst nach eigenem Gefallen schliessen dürfen sollen; nein, sie mögen zwar die Vorschläge

zur Bestimmung ihrer Stärke und Gliederzahl thun, die Obrigkeit aber mus nach ihrer Lokalkenntnis solche prüfen und darüber entscheiden. So geschieht dem Publikum nicht wehe, und den Innungen wohl. Ereignen sich günstige Verbindungen von Umständen, die einem gewissen Handwerke Aufnahme verschaffen und bleibende Dauer derselben versprechen: so kann sich die Obrigkeit alsdann doch immer ihres Rechts bedienen und die Zahl der Innungsglieder verhältnismässig vermehren. Betrachten Sie alle die Städte, wo diese Verfassung eingeführt ist, so werden Sie finden, daß der Handwerksmann daselbst durchgehends in gutem Wohlstande sei; dahingegen anderwärts, wo Jeder Meister werden kann, wer will, Hunger und Kummer bei ihm zu Hause sind.

Wenn ich So den Zünften und Innungen das Wort rede, so glauben Sie nicht, Freund, daß ich auch Alles das, was ihnen anhangt, billige und an ihrer ganzen gegenwärtigen Verfassung nebst Zubehör nichts auszusetzen finde. Vielmehr erblicke ich manches Fehlerhafte daran, das abgeschafft werden sollte, ohne daß sie selbst abgeschafft würden. Hierauf hin würde ich an Ihrer Stelle arbeiten; was ich aber dazu rechne, will ich Ihnen ietzt aus einander setzen.

Man

Man hat von einer Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften geredet; man sollte auch von einer Prüfung der Köpfe und — Rümpfe zu den Handwerken reden. Das Aufdingen ist recht gut, es sollte aber durchgängig nicht eher geschehen, bis man gesehen, daß sich der junge Mensch wirklich zur Profession schicke. Eine gewisse Probezeit sollte sein, die aber mit acht oder vierzehen Tagen nicht abgethan sein dürfte. Und wenn sie auf ein halbes Jahr ausgedehnt würde, was schadete es? Zeigte sichs während dieser Zeit zur Genüge, daß der Bursche Fähigkeit und Lüst genug zu dem bestimmten Handwerke hätte, so würde ihm solche gut gerechnet; zeigte sich aber das Gegentheil, so wär's doch wohl besser, daß er ein halbes Jahr verlöhre und noch zu rechter Zeit ein anderes Handwerk ergriffe, als daß er auf seine Lebenszeit ein Stümper würde. Ist er aber einmahl aufgedungen, so hält das Ergreifen eines andern Handwerks schon schwer. Die Aufdingekosten sollen dann nicht umsonst gezahlt sein, das etwa mitgebrachte Bette soll nicht verlohren sein u. s. w. Der Bursche mag sich nun zur Profession schicken, oder nicht, so mus er bei ihr bleiben. Ich halte daher das schnelle Aufdingen für eine der Hauptursachen davon, daß wir unter allen Arten von Professionisten nicht Mehr vollkommene Meister haben.

Häufig ist es der Fall, daß die Meister ihre Lehrburschen während der Arbeitszeit unbarmherzig behandeln, ausser derselben sich aber nicht um sie bekümmern und sie auf den Strassen allen möglichen Unfug treiben lassen. Beides müste nicht sein dürfen. Es ist zwar wahr, daß der Lehrbursche etwas lernen und das Brodt beim Meister nicht umsonst essen wollen mus; ebenso wahr ists, daß der Meister ihn, wenn er's verdient hat, an Eltern Statt züchtigen kann; aber unverantwortlich ist es doch, wenn er für iedes kleine Versehen von Meister und Gesellen barbarisch geprügelt wird, und himmelschreiende Sünde ists, wenn er, der als ein gesunder Knabe zum Meister kam, durch Arbeit, die noch über seine Kräfte geht, bei ihm versiecht oder gar zum Krüppel wird. Hieher gehört besonders bei gewissen Professionen das Ziehen und Tragen solcher Lasten, denen kaum das stärkste Thier gewachsen ist. Der blosse Anblick davon ist schon schaudererregend und empört das Herz des Jugendfreundes darüber, daß nicht bessere Aufsicht über dergleichen ruchlose Meister ist. Sollte es nicht Sache der Obermeister sein, sich hierum mehr zu bekümmern? Oder, wenn diese etwa selbst Unmenschen sind, solltens die sogenannten Innungsassessoren nicht thun? Das Unwesen auf der andern Seite, welches die Lehrburschen, besonders von gewissen Professionen,

an den Abenden oder bei öffentlichen Vorgängen auf den Strassen treiben, sollte an den Meistern selbst gestraft werden. Jeder Meister müste für seine Burschen haften; so hätte gewis all der Unfug ein Ende. Es ist ia auch nicht genug, daß der Meister seine Lehrlinge nur zur Arbeit anhält; er mus auch ihre Erziehung vollenden, sie so viel, als möglich, unter seiner Aufsicht behalten nnd ihnen alle Gelegenheiten zu unmoralischen Handlungen beschneiden.

Als ein wahres Verderben für die bürgerliche Gesellschaft habe ich zu allen Zeiten den Gesellenzwang zum Wandern betrachtet. Wozu das Wandern nur nöthig sein soll? Die Welt etwa zu besehen? Nun warlich, wer als wandernder Handwerksbursche die Welt besieht, der mag Viel an ihr sehen. Sich Wind unter die Nase gehen zu lassen etwa? Da darf man nur beim ersten Gewitteer vors Thor gehen, so wird man Windes genug an Nase und Ohr empfinden. Ein vorzüglicher Meister zu werden etwa? Wer Lust hat, etwas Rechts zu lernen, kann es zu Hause so gut, als in der Fremde, und die Sache bleibt immer doch nur die, daß der Geselle, welcher Meister werden will, sein Meisterstück gut mache. Wie dem, der dis nicht gut macht, zehen Wanderiahre, und wenn er sie in allen fünf Erdtheilen zugebracht

hätte, nicht zu Statten kommen, so sollte es auch dem, der es in erforderter Vollkommenheit liefert, nicht hinderlich sein, wenn er in seinem Leben nicht vor's Thor gekommen wäre. Wenigstens sollte nur ieder wandern können, aber nicht wandern müssen. Daß es dem Staate nicht schädlich sein müsse, wenn der eingeborne Geselle nicht wandert, sieht man ia hell und klar daraus, daß er bei der Obrigkeit des Vaterlandes die sogenannten Muth- oder Wanderiahre abkaufen kann. Wie würde denn die Obrigkeit für Geld etwas zulassen, das dem Staate Schaden stiftete? Wenn nun der Innungszwang zum Wandern aufhörte, so würden vernünftige Eltern ihre Kinder so viel, als möglich, davon abhalten, und dann gäbe es gewis allenthalben mehr rechtschaffene und gesunde Bürger. So aber werden durch das Umherstreichen in der Fremde die mehresten unserer Handwerker an Leib und Seele verdorben. Sie gerathen unterwegs und in den Herbergen in die Gesellschaft der verworfensten Mitgesellen aus allen Völkern und Zungen, werden von ihnen zum Soffe verleitet und zu allen möglichen Lüderlichkeiten verführt. Gott und die Tugend im Herzen wandern sie aus, und ohne Religion und mit dem beflecktesten Gewissen wandern sie wieder ein. Wie die Rosen verlassen sie die Eltern, und wie die Schatten kehren sie zu ihnen zurück. Nun

dürfen sie Meister werden; o würden sie es doch nun lieber nicht! Nach zehen, zwölf Jahren schreien und heulen um ihr Sterbebette ihre Wittwe und Waisen, und sie selbst thun das traurige Geständnis, daß sie sich den frühen Tod aus der Fremde geholt. Das sind die herrlichen Früchte des Wanderungszwanges! O daß unsere Obrigkeiten den Innungen das Verständnis öfneten und Leben, Gesundheit und Tugend ihrer Bürgersöhne gegen sie in Schutz nähmen!

Sind es nicht auch die wandernden Handwerksburschen, welche ein ewiges Hindernis bei völliger Abstellung der öffentlichen Bettelei sind? Alle, die kein geschenktes Handwerk, wie sie es nennen, haben, sind privilegirte Fechtbrüder; auch die, welche Geschenke von ihren Meistern erhalten, gesellen sich oft zu ihnen und überhaupt hält es kein Handwerksbursche für Schande, zu fechten. Sie verlassen sich hierauf so fest, daß sie getrost in der Herberge des Orts, aus dem sie abreisen, den Abend vorher Alles versaufen, vertanzen und verspielen, was sie haben. Alle noch so milde und noch so strenge obrigkeitliche Anstalten dagegen fruchten nichts. Das Geld aus den öffentlichen Allmosenkassen, das ihnen, um nicht zu fechten, gereicht wird, ist so gut, wie zum Fenster hinausgeworfen; sie nehmen's, verprassen's und

fechten doch. Umsonst wird verboten, diesen Fechtbrüdern vor den Thüren zu geben; das Mitleid gegen die armen Handwerksburschen, welche wandern müssen, ist unerschöpflich. Bürger, die nicht einen Heller zur Armenkasse beitragen, haben immer Pfennige für sie in Bereitschaft, verstecken den Fechtbruder in ihren Häusern, wenn ihm die Bettelvögte nachsetzen, und erlösen ihn mit Gewalt aus den Händen derselben, wenn er schon ergriffen ist. Also — den Wanderzwang weg; so wandert gewis nicht der zehnte Theil unserer losgesprochenen Gesellen. Wer dann wandern will, der mus Vermögen dazu haben und mus mit seinem unterwegs gehabten Verdienste von Ort zu Ort gut wirthschaften; denn nun weis die ganze Welt, daß er aus freiem Willen wandere, und nun wird man den Gesetzen gegen die Fechtbrüder besser Folge leisten.

Käme der Wanderungszwang ab, so könnten auch die Herbergen der Innungen abkommen. Die gewis alsdann nur kleine Zahl von einwandernden fremden Gesellen fände entweder Arbeit, oder könnte Reiheherum bei den Meistern ganz bequem übernachten. Jene Herbergen aber sind es eben, wo unsere wandernden Bürgersöhne am meisten verdorben werden. Sie liegen da und faullenzen, schwärmen Tag und Nacht

und werden nicht nüchtern, bilden sich zu wahren Thiermenschen um und verabreden da, wenns zu öffentlichen dummen Streichen kommt, ieden derselben, den sie ausführen wollen. Sollte dieser letztere Umstand nicht allein schon die Vorsteher der öffentlichen Ruhe und Sittsamkeit antreiben, diese Nester aller Handwerksburschenungezogenheiten zu zerstören? Sollen aber Herbergen einmahl sein, so sollten wenigstens bessere Herbergsanstalten getroffen werden. Hier ist die Hauptsache, daß immer ein und derselbe Herbergsvater, und daß dieser ein vernünftiger und gesitteter Mann sei. Die Obrigkeit selbst mus ihn bestimmen und er mus aus der Innungslade Entschädigung für den Arbeitsverlust erhalten, den ihm sein Amt verursacht. Ist dis Alles nicht so, so wird es ihm um so lieber sein, ie ärger die Burschen bei ihm wirthschaften; er wird sie zum Fechten antreiben, damit sie desto Mehr aufgehen lassen können. In ieder Herberge müssen die gedruckten Herbergsgesetze angeschlagen sein, und ieder einkehrende Wandernde mus so, wie er sich ausgeruhet hat, zu ihnen geführt werden. Der Herbergsvater mus dafür stehen, daß die Gesetze gehalten werden; er mus im Nothfalle auf der Stelle obrigkeitlichen Beistand haben, der ihn dabei unterstützt. Was unter diese Gesetze vorzüglich gehöre, ist leicht zu erachten. Es müssen schlech-

terdings keine sogenannte Feierbursche auf der Herberge liegen bleiben. Diese Brut ist es eben, welche oft die ganze zahlreiche Gesellenschaft einer Innung im Orte verdirbt. Welcher einwandernde Geselle keine Arbeit erhält und gesund ist, der mus nach vier und zwanzig Stunden wieder auswandern. Unterdessen lebt er von dem, was ihm aus der Lade, oder aus der Allmosenkasse, gereicht wird. Fechten gehen darf er durchaus nicht. Auch sogar die Geschenke, welche die Meister gewisser Professionen zu reichen pflegen, müssen in Beiträge an die Lade verwandelt und aus dieser durch den Herbergsvater ihm gereicht werden. Lustig mögen iunge Leute immerhin sein; sobald es aber zum Lärmen und Toben kommt, mus ihnen Einhalt geschehen. Lüderliche Weibspersonen müssen in die Herberge nicht Eingang haben dürfen. Hazardspiele, und wenn es blos mit Würfeln wäre, müssen nicht gelitten werden. Die Nacht mus nie in Tag verwandelt werden dürfen, sondern so, wie es zehen Uhr ist, mus der Herbergsvater auftreten und Auseinandergang gebieten. Hört dieser auch nur das Geringste von vorhabenden Tumulten, so mus er auf der Stelle bei der Behörde davon Anzeige thun, damit die Gährung in ihren ersten Augenblicken unterdrückt werde, und dann mus die Herberge auf die ersten drei Tage für alle Gesellen im Orte geschlossen sein. Hier, ich ge-

stehe es gern, lieber Freund, ist noch gewaltiger Innungsunfug. Wenn ein moralischer Mensch den Herbergen vorübergeht, so sollte er oft meinen, daß daselbst eine Art von amerikanischen Wilden bei einander wäre; aber warum leiden es die Obern?

Man kann noch mehr Thor- und Tollheiten der Zünfte und Innungen in Ansehung ihrer Vergnügen angeben, die alle beseitigt werden sollten und auch gleich beseitigt werden würden, sobald die Obrigkeit nur wollte. Obenan dürften hier wohl die Fastnachtslustbarkeiten stehen. Ich begreife nicht nur gar nicht, wie sich die Protestanten die Fastnachten zueignen können, da sie die Fasten selbst aufgegeben haben; sondern das ganze Fastnachtwesen gleicht auch zu sehr den heidnischen Bacchanalien, als daß sich die gesamte Christenheit nicht längst seiner hätte schämen sollen. Es ist mir ein ganz abscheulicher Gedanke, daß sich Christen zur Feier der Leiden ihres Heilandes durch Saus und Braus, durch Schwelgerei und Ueppigkeit vorbereiten und gleichsam einweihen. Wie nur ein vernünftiger Mensch diese Verbindung der Dinge gutheissen, wie eine christliche Obrigkeit, der es um die Religion in ihrem Staate zu thun ist, sie erlauben kann! Geht es Ihnen nicht auch so, Freund, — ich

weis nicht, ich mag um solche Zeit keinem Juden dreust ins Gesicht sehen, es ist mir immer, als wenn er spräche — Nein, machet euch doch nicht so breit gegen uns, unsere Väter spotteten zwar über die Leiden eures Jesu, ihr aber iuchheiet gar dazu. In diesem Fastnachtsunfuge nun schweifen die Innungen ganz vorzüglich aus. Sie liegen oft mehrere Tage und Nächte beisammen; Meister und Gesellen, Mütter und Töchter — Alles schwelgt, spielt, tanzt und tobt. Einem solchen Hause, worin sie ihre sogenannte Lustbarkeit haben, vorüberzugehen, ist für ieden gesitteten Menschen ein Greuel; und wenn dann die Tage vorbei sind, sehen die Schwärmer nicht anders aus, als wären sie von harten Krankenlagern aufgestanden — bleich, verwüstet, entnervt. Sonntags vorher ist in allen Kirchen die Feier der Passionszeit angegangen, und unmittelbar darauf werden diese wilden Freuden genossen. Bedarf es aber wohl Mehr, als eines einzigen obrigkeitlichen Verbots, um diesem abscheulichsten Widerspruche im Religions- und Sittenwesen ein Ende zu machen? Freilich müssen sich dann aber auch die höhern Stände schämen, sich nach ihrer Art gerade um diese Zeit lustig machen zu wollen.

Die Spielereien der Innungen mit ihren sogenannten Aufzügen sollten gleichfals abgeschaft werden; es betreffe eine Gelegenheit, welche es wolle. Fast die ganze Woche hindurch, in der sie vorwalten, liegt die Arbeit; Jeder bereitet sich dazu vor und hat den Kopf davon voll; auch läuft man schon vorher zusammen, um Alles zu verabreden. Es wird also nichts verdient; vielmehr wird unnützer Kostenaufwand gemacht. An den Aufzugstagen selbst wird gesoffen und gelermt, wovon die Köpfe hernach auf einige Tage wüste sind. Einem klugen Manne kann kein Anblick abgeschmackter sein, als wenn er die Handwerksburschen mit Federhüten, Ordensbändern, blossen Degen und wohl mit Citronen darauf einherstolziren sieht, während daß vieleicht noch ein verkleideter Hanswurst mit der Pritsche links und rechts um sie her allen möglichen Unfug treibt. Sind es militärische Aufzüge der Meister selbst, so möchte man wohl fragen, wozu diese? Geschehen sie in Uniform, so verursacht es den unnützesten Aufwand für Bürgerfamilien; trägt Jeder seinen Sonntagsrock, wie er ihn hat, so reicht das buntscheckigte Korps einen possirlichen Anblick. Der Handwerksgeist und der Soldatengeist schicken sich aber doch gar nicht zusammen; auch dächt' ich, wären die Zeiten vorbei, wo eine arbeitsame Bürgerschaft die Achtung ihrer

Obrigkeit nicht anders erhalten konnte, als wenn sie sich ihr in geschlossenen Gliedern mit Ober- und Untergewehr zeigte. An vielen Orten gibt es noch Innungsschießen, zu welchen iede Innung bei Strafe einige Meister schicken mus. Nicht einmahl zu gedenken, daß der, welcher einen unbeweglichen hölzernen Vogel abschiesst, oder das Centrum einer unbeweglichen Scheibe trift, deshalb nicht gerade auch den beweglichen Feind gut treffe; sondern — was sollen ietzt diese Uebungen, die aus Zeiten herrühren, wo noch ein Graf mit dem andern, eine Stadt mit der andern kriegte? Was sollen sie für arbeitende Bürger, deren Wohlstand darauf beruhet, daß sie von Fleis, von Stille und vom häuslichen Leben doch ia nicht abgerufen oder gar entwöhnt werden? Haben wir denn noch nicht Soldaten genug?

Auch die Zusammenkünfte der Innungen in ihren Angelegenheiten, wenn sie z. E. Quartal haben, Meister aufnehmen u. s. w., bedürfen einer grossen Reform. Wozu das Zusammenkommen der ganzen Zunft? Kann sie nicht durch Deputirte erscheinen? Je Mehr zusammen, desto grösser doch nur am Ende der Lerm. Wozu das Aufzehren eines Theils ihres Kassenbestandes? Könnte dieser nicht menschlicher für arme alte Mit-

meister verwendet werden? Und wie sieht es dann, wenn es zur Nacht kommt, in solchen Zusammenkünften aus? Glaubt man da noch unter Menschen zu sein? Jeder zecht auf Regimentsunkosten, und so glaubt er nicht genug zechen zu können. Die Köpfe fangen an, wirre zu werden; es treten Zänker auf; der Zank wird allgemein, und die zu ihrem allerseitigen Wohl und zu noch innigerer Verbindung unter sich zusammengekommene Gesellschaft geht in Feindschaft auseinander. Mus vollends zu solchen Innungszechereien ein armer iunger Meister, oder gar ein armer Knabe, die Kosten hergeben, welche inhumane Gewohnheit, die vor allen Dingen zuerst abgeschaft werden sollte! Wie kann Jener also eher an Meisterwerden denken, bis er so viel bei einander hat, den Schmaus zu bezahlen? Und soll dieser etwa das Geld dazu erst zusammenbetteln? Mus denn bei ieder Gelegenheit gezecht werden? Besteht etwa hierin die Hauptsache, und hat Nichts eine Art, wenn dis nicht dabei geschieht?

Dis führt mich noch zu allen den übrigen Misbräuchen bei den Handwerkern, gegen welche Kaiser Joseph gleich beim Antritte seiner Regierung zu seinem unsterblichen Ruhme auftrat, die aber doch immmer sowohl in Ihrer Gegend, als in der meinigen, noch herrschen. Man kann sa-

gen, daß kein einziges Handwerk davon frei sei; bei einigen derselben aber geht die Sache ins Abscheuliche. Ich will hier des Hutmacherhandwerks gedenken, das ich näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe. Der Unfug, den die Gesellen desselben noch in vielen deutschen Ländern treiben dürfen, übersteigt den Glauben aller vernünftigen Menschen. Des Freihaltens, des Einbringens, des Abbrennens, des Trommelns u. s. w. will ich nicht einmahl gedenken, noch weniger mich in die Erklärung davon einlassen. Bitten Sie, wenn Ihnen diese Ausdrücke unverständlich sind, den ersten besten Hutmachermeister Ihres Orts, daß er sie Ihnen erkläre; sie werden Ihr blaues Wunder hören. Das Einzige will ich nur dabei anmerken, daß bei allen diesen infamen Gebräuchen Alles nur aufs Saufen auslaufe, und daß auch die rechtschaffensten Meister nicht im Stande sind, ohne obrigkeitliche Verbote denselbigen ein Ende zu machen, weil sie sonst, wenn sie Söhne haben, die ihre Profession erlernt, und diese wandern lassen wollen, gewärtigen müssen, daß solche in der Fremde zu Krüppeln geschlagen werden. Das Geringste ist, daß der Sohn eines solchen Vaters, von dem es im Auslande bekannt ist, daß er gegen diese Misbräuche sei, auf der Herberge alsdann unter den Tisch kriechen und sagen mus — mein Vater ist ein

Hundsfot. Vom Gesellen- und Meistermachen der Hutmachergesellen aber lassen Sie Sich erzählen! Nicht wahr, ieder vernünftige Mensch würde glauben, daß es, um einen Lehrburschen zum Gesellen zu machen, genug sei, wenn ihn das Gewerk losgesprochen hat, und daß ihn nun auch die Gesellen für einen Gesellen erkennen müsten, wenn ihn alle Meister dafür erkennen. Aber nein, diese glauben das Recht zu haben, ihn auch erst zum Gesellen machen zu müssen, schleppen ihn auf die Herberge und mishandeln ihn da auf das niderträchtigste. Ist er dann vollends der Sohn eines Hutmachermeisters, der Ordnung liebt, so sei ihm Gott gnädig. Sie barbiren und frisiren ihn so, daß ihm das Blut vom Gesichte läuft und kein Haar auf seinem Kopfe bleibt. Das nennen sie — Gesellen machen. Ebenso müste auch ieder vernünftige Mensch der Meinung sein, daß die Gesellen denienigen für Meister erkennen müsten, der sein Meisterstück gehörig verfertigt hat und vom ganzen Gewerke anerkannt ist; aber auch nein, die Gesellen fordern ihn auf die Herberge und nehmen ihm erst den Gesellenstand förmlich ab. Dis besteht dann darin, daß der iunge Meister allen Gesellen so viel zu saufen schaffen mus, als sie haben wollen. Es giebt freilich auch gute und vernünftige Gesellen, die an allen diesen und andern Misbräu-

chen Misfallen haben; aber sie dürfen sichs nicht merken lassen, ohne von der übrigen Brut auf das frevelhafteste gemishandelt zu werden. Sie müssen auf die Herberge, wo unaufhörlich gezecht wird, und kommen sie nicht, so müssen sie doch die iedesmahlige Zeche bezahlen helfen. Sehen Sie, das sind allerdings Abscheulichkeiten, die endlich abgeschafft werden müssen. Kostet dis aber wohl Mehr, als ein einziges Verbot der Obrigkeit? Kaiser Joseph gab dis, und als es bei den lüderlichen Hutmachergesellen nicht fruchten wollte, bekamen sie Stockschläge; dis fruchtete.

Zur Abschaffung der Innungen selbst sind alle solche theils alberne, theils ruchlose Handwerker-Gebräuche und Herkommen kein Grund; warum sollte man das Kind mit dem Bade ausschütten? Aber freilich ists die höchste Zeit, daß alle Innungen zu Ehren der Vernunft und zur Beförderung der guten Sitten unter einer so grossen Volksklasse von selbigen gesäubert werden. Wodurch kann dis aber nur geschehen? Durch nichts, als durch obrigkeitliche Machtsprüche, die mit der grössesten Strenge ausgeführt werden. Man mus, sobald dergleichen publicirt sind, den Handwerkern auf dem Dache sein und an dem ersten besten, der dagegen handelt, ein derbes

Straf-

Strafexempel aufstellen, das die übrigen abschreckt. So würde einst die kommende Generation der Handwerker nicht glauben wollen, daß die gegenwärtige noch solcher Thor- und Tollheiten fähig gewesen sei.

Ich hoffe, Freund, daß Sie nun am Ende meines Briefs so zufrieden mit mir sein werden, als Sie vieleicht beim Anfange desselben unzufrieden mit mir waren. Ich lasse das Gute, welches alle alte Einrichtungen haben, stehen, und bin froh, daß es einmahl stehe; ich wünsche aber auch das Böse und Mangelhafte, das sie an sich haben, abgeschafft und verbessert zu sehen, weil Beides zusammen zuverlässig der einzige Weg ist, auf dem die Menschheit auf allen Seiten von Zeit zu Zeit immer weiter vorwärts kommen mag. Lassen Sie also den Plan zur Abschaffung aller Gilden, Zünfte und Innungen zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft fahren und arbeiten Sie lieber zu Ihrem Theile daran, daß einer ihrer Fehler nach dem andern beseitigt und eine ihrer Unsinnigkeiten nach der andern verbannt werde. — Auch selbst dem eigentlichen Handwerkergenie kann bei allem fortbestehenden Innungswesen doch geholfen werden. Ich bin ia darum nur für Aufdingen und Lossprechen und für Fortdauer des Lehrburschen- und Gesellenstandes, damit wir

recht viel gute Meisterstücke erhalten; wenn aber Jemand aus sich selbst ein solches liefert, so mag er ausgedungen und losgesprochen, Lehrbursche und Geselle gewesen sein oder nicht, so ist er Eo ipso innungsfähig. Will ihn die Gilde nicht dafür erkennen, so erklärt ihn der Fürst vermöge seines Dispensationsrechts dafür, oder macht ihn zum Freimeister. Ich habe aber doch selbst in meiner Gegend Beispiele davon, daß z. E. Drechsler und Tischer, die dis blos von Natur waren, nach Fertigung des gewöhnlichen Meisterstücks sich in die Innung ohne Widerstand einkauften und hernach alle Innungsgerechtsame ausübten und genossen. — Es gehe Ihnen ferner wohl, mein lieber Freund!

XXXVIII.

Über die Gottesäcker.

An eine Frau von Stande, die sehr richtig zu empfinden pflegte.

Ich danke Ihnen nochmals, meine Gütige, für das schwermüthige Vergnügen, welches Sie mir neulich in Ihrem Garten mit so vieler Ueberraschung machten, als Sie mich daselbst an Ihre künftige Grabesstäte führten. Wie schön wäre es doch, wenn Sie gar nicht stürben! Welcher richtig empfindende Mensch mus Ihnen in den Klagen nicht beistimmen, die Sie über unser gewöhnliches Gottesackerwesen führen? Wer kann in Abrede sein, daß Sie die Endzwecke, welche Sie bei Ihrem einsamen Begräbnisse in Ihrem Eigenthum haben, durch selbiges völlig erreichen werden? Ueber ihren Wunsch aber, den Sie, als ich mich von Ihnen beurlaubte, äuserten, daß es Jeder machen möchte, wie Sie, erlauben Sie mir Ihnen meine Gedanken mitzutheilen.

Daß erstlich auf diesen Fall auch Jeder einen Garten haben müste, wie Sie, will ich nicht einmahl erwähnen; sondern gesetzt, dis wäre auch, so würde doch von Hunderten kaum Einer immer den Hauptendzweck erreichen, welchen Sie dabei haben und auch gewis erreichen können. Sie wollen nehmlich, daß Ihre Gebeine einst ungestört zerstäuben sollen, und daß vor Ablauf eines Jahrhunderts wenigstens nicht nur kein Todtengräber, sondern auch kein anderer Gräber, er grabe nach Thon oder Lehm oder Torf, da, wo Sie ruhen, wühle. Dazu haben Sie nun in Ihrer Lage nichts weiter nöthig, als daß Sie die Disposition treffen, daß binnen hundert Jahren nach Ihrem Tode Ihr Garten von Ihrer Familie, die ihn ohnehin wohl behalten wird, nicht veräusert werde. Sagen Sie aber, wie viel sind der Familien, die ihre Grundstücke auf solche Weise eigenthümlich besitzen können? Werden nicht die mehresten Gärten nach dem Tode der Erblasser verkauft? Wer hätte auch wohl nur Lust, einen Garten mit Gräbern zu kaufen? Und, wenn er ihn kaufte, würde er die Gräber unversehrt lassen? Was würde dann endlich aus allen Gärten, wenn jeder neue Besitzer sich wieder darin begraben liesse? Kaufte man nicht am Ende einen Gottesacker, wenn man einen Garten zu kaufen gedächte? Es ist also nichts gewisser, als daß der Käufer das

Grab, das er findet, umwühle, und so läuft in den mehresten Fällen der, welcher sich in seinem Garten begraben lässet, weit mehr Gefahr, daß seine Gebeine eher umhergeworfen werden, als wenn er sich auf dem ersten besten Gottesacker begraben liesse.

Sind denn auch alle Gärten so von menschlichen Wohnungsplätzen entfernt, wie der Ihrige? Was sollte daraus werden, wenn Jeder in seinem Hausgarten begraben sein wollte? Ja, wenn unsere Leichname verbrannt würden, so könnte Jeder seinen Aschenkrug hinsetzen lassen, wohin er wollte. So aber wird schon dagegen geeifert, wenn in Städten auch nur einzelne Plätze, die sogenannten Kirchhöfe, zu Gottesäckern dienen; wie, und nun sollte die ganze Stadt zu einem allgemeinen Gottesacker werden?

Auch ist es äuserstnöthig, daß das Begraben unter öffentlicher Aufsicht stehe. Dis kann aber nur auf die Art Statt haben, daß es öffentliche und allgemeine Begräbnisplätze gebe. Wenn Jeder seine Todten in seinem Garten begraben dürfte, was meinen Sie wohl, daß daraus entstehen würde? Warlich unübersehbares Unheil! Wie mancher Hausgenosse ist den Uebrigen im Wege! Würde er dann einst vermisst, so brauchte nichts erwie-

dert zu werden, als — er sei gestorben und man hätte ihm in aller Stille im Garten begraben. Denken Sie doch nur an die vielen misvergnügten Ehen, welche geführt werden; denken Sie an Kinder, denen ihre Eltern zu lange leben; denken Sie an Familien, die unglückliche Glieder haben, an hungrige Erben reicher Vettern und Muhmen, die die Zeit nicht erwarten können, u. s. w. So aber, wenn die Todten nur auf öffentlichen Gottesäckern begraben werden, mus ihr Begräbnis gemeldet werden; man mus den Tag des Todes und die Art des Todes sagen; kurz, es ist unweit schwerer, zu begraben, wen man will. Wenn also ia Eins sein müste, so wäre es doch besser, daß die Leichname natürlichgestorbener nach zehen Jahren auf den Gottesäckern wieder herausgerissen würden, als daß Menschen, die andern zur Last leben, ihres Lebens nicht sicher, nicht so sicher wenigstens, als möglich, sein sollen. Klagt man auch schon über das Lebendigbegrabenwerden auf Gottesäckern, wo das Begraben doch erst nach einigen Tagen geschehen kann, wie häufig würde es vollends werden, wenn Jeder den Andern begraben könnte, wo er wollte! Wie würde mit vielen Menschen geeilt werden, daß sie nur eingescharrt würden, damit sie gewis nicht wieder auflebten!

Gesetzt aber, dis Alles wäre nicht, so würde ich doch mich aus allen Kräften der Abschaffung der Gottesäcker widersetzen. Es ist erstlich etwas ganz anderes, unter hundert oder tausend Gräbern zu stehen, als neben einem Einzigen. Wer ein besonderes Lieblingsgrab darunter hat, kann es ia doch aussuchen und besonders an dasselbe hintreten. Gottesacker — erwägen Sie einmahl diesen lieben Ausdruck unserer Alten! dachten sich diese nicht dabei ein ganzes Feld, worauf Gott gleichsam ganze Saaten zur Erndte des künftigen Lebens ausgestreuet habe? Wie nun der Anblick eines ganzen Saatfeldes einen weit feierlicheren Eindruck macht, als einzelne aufgehende Körner, so ists auch mit ganzen Gottesäckern und einzelnen Begräbnisplätzen. Nicht, als wenn wir, wie die Alten, denken sollten, hier stehen wir unter tausend Todten, die Alle einmahl wieder auferstehen; das Auferstehungsbild bleibt doch aber nun einmahl die Versinnlichung unserer mit Verwandlung verbundenen Fortdauer im Tode, und so können wir allerdigs da denken — alle die Tausende, deren irdische Hüllen und Gebeine hier umherliegen, haben schon den grossen Wechsel der Welten angetreten und sind schon in dem Leben, das wir noch zukünftig nennen. Das müste doch aber schon ein völligwüster Mensch sein, der dieser Vorstellung, wenn sie ihn da ergreift, nicht

nachhinge und solchergestalt viel andere seinem Herzen sehr heilsame Vorstellungen ihr associirte. Er wird sich den Tag schon vergegenwärtigen, an welchen er einst ebenso, wie diese Tausende, seine Hülle ablegt und verwandelt wird; er wird lebhafter, als irgendwoanders, die Eitelkeit aller irdischen Dinge fühlen; er wird sich des Gedankens nicht erwehren können, daß alle diese Todten schon gerichtet sind, oder daß es ihnen nun so gehe, wie sie hier gelebt haben, und wird sich dadurch in weiser und edler Anwendung seines Lebens bestärken. Ja, ia, Madam, die Gottesäcker gehören zu den wenigen Stäten, wo sich ernsthaftes Nachdenken uns durch die Sinnlichkeit selbst sehr feierlich aufdringt.

Es sind mir selbige aber auch noch aus einer andern Ursache sehr werth. Wie herrschend nehmlich sind nicht noch die Vorurtheile der Geburt, des Standes und der Fülle äuserlicher Glücksgüter! Mit welchen verächtlichen Blicken sieht nicht oft noch der Hohe auf den Niedrigen, der Mächtige auf den Schwachen, der Reiche auf den Armen hin! Was für Entfernungen von einander im Leben verursacht dis unter ihnen! So ists ia in der That noch das Einzige, wodurch diesen Thorheiten kräftig entgegengewirkt wird, daß man sehen mus, wie da endlich doch Alle, Vornehme

und Geringe, Herren und Knechte, Tonnenmänner und Bettler zusammenkommen, und wie aller Stolz und Uebermuth, er gründe sich, worauf er wolle, und er habe sich in Ehrwürdigkeit zu behaupten gewust, wie er wolle, zuletzt doch auf dem Gottesacker lächerlich werde. Warlich, wenn es Sitte würde, daß iene aufgeblasenen Thoren sich in ihren Gärten begraben liessen und sich dadurch noch über die Sterblichkeit hinaus von den Uebrigen trennten: so sollten sie wohl gar ihre Knochen noch für edler halten, als die Knochen der Uebrigen, und so gäbe der Tod sogar ihrem Dünkel noch Nahrung.

Wenn ich so den Gottesäckern das Wort rede, so wiederhole ich nochmals, daß ich über die Mängel, welche die gegenwärtige Einrichtung derselben, so viel ich weis, überall, nur hier mehr, dort weniger, noch hat, mit Ihnen ganz einverstanden sei. Warum wird diesen aber nicht abgeholfen und so die gute Sache zur Vollkommenheit gebracht? Es kommt ia nur darauf an, daß die Obern wollen; so ists leicht geschehen. Ich will Ihnen meinen Gottesackerplan mittheilen; vielleicht, wenn der Gottesacker Ihres Orts bei Ihrem Leben noch demselben entspräche, daß Sie sich alsdann doch nicht in Ihren Garten begraben liessen. — —

Der Gottesacker gehört vors Thor und mus in guter Entfernung von den Wohnplätzen der Lebendigen sein. Ich weis nicht, ob es irgendwo einen eigentlichen Gottesacker, d. h. einen Platz, der blos dazu bestimmt wäre, mitten in einer Stadt gebe — dis wäre unstreitig einer der abscheulichsten unter allen menschlichen Einfällen; sehr häufig aber wird der Raum um die Kirchen her, oder der sogenannte Kirchhof, dazu gebraucht. Nicht nur aber, daß man in solchen Fällen dem Gottesacker nie die gefälligere Gestalt geben kann, welche er doch eigentlich haben sollte; sondern es ist auch wider die ersten Grundzüge aller medicinalischen Polizei gehandelt, wenn man so thut. Die Alten nannten die Kirche das Gottes h a u s; wie nun ieder Ackerbesitzer gern seinen Acker nahe beim Hause hat, so brachten sie auch den Gottes a c k e r dicht ans Gottes h a u s. Die Kirche war ihnen heilig, der Kirchhof auch; so wollten sie auch auf einem heiligen Platze begraben sein und kauften wohl Begräbnißstellen in den Kirchen selbst. Viele von ihnen glaubten gar, dadurch erst selbst heilig zu werden; und so liegt mancher Schelm vor dem Altare, wie mancher Rechtschaffene unter dem Galgen liegt. Sollte nicht allein schon diesem Heiligkeitsbetruge, oder doch dieser kleinlichen Frömmelei und diesem religiösen Vorurtheile endlich zu steuren Zeit sein? Die Fürsorge

für die Lebendigen macht dis aber doppelt zur Pflicht. Welch eine Zumuthung für Leute, die zur Kirche gehen, um Gott da öffentlich zu verehren, daß sie da Todtengerüche und Gräberdünste einsaugen sollen! Ist denn in diesen Gebäuden nicht ohnehin die Luft schon dumpfigt genug? Ich weis ein Beispiel, daß eine Kirche blos von einer neugemachten Begräbnisstelle vier Wochen lang roch; so, wie ich ein Beispiel weis, daß, als einst eine sehr fette sogenannte erzvornehme Leiche im Familienkirchengewölbe niedergesetzt ward, die Leute vor Gestank die Kirche verliessen und im ersten halben Jahre nicht wieder hineingehen wollten. Selbst aber auch die Beerdigungen auf den blossen Kirchhöfen sind der Gesundheit der Umherwohnenden gefährlich. Die Fäulniß der Leichname dampft ihre pestilentialischen Dünste durch Sarg und Grab aus; in Frühjahrszeiten, wenn nach langem, starken Froste plötzlich Thauwetter einfällt, brechen ganze Wolken derselben hervor; bei ieder Eröfnung eines alten Gewölbes wird die Luft umher wirklich vergiftet. Treten auch wohlthätige Winde ein, die Dunst und Dampf und Gift verwehen, wohin verwehen sie sie alsdann anders, als in die geöfneten Hausthüren und Stubenfenster der Nachbarn? Alle Gräber gehören also von den Wohnungen der Lebendigen weg. Draussen im freien Felde schaden die aus ihnen

aufsteigenden Dünste keinem Menschen. Sie zertheilen sich da an sich schon leichter, und der Wind, welcher da mehr Gewalt hat, treibt sie bald auseinander.

Vors Thor also gehört der Gottesacker, aber — an die Landstrasse? Ich weis gar nicht, wie man so häufig auf den Einfall gekommen sein möge, ihn so anzulegen. Ob sich etwa die Fuhrleute und die Reisenden dadurch an ihre Sterblichkeit erinnern sollen? Das wäre fast so, als wenn man die Galgen und Räder auch hart an die Landstrasse pflanzt, damit sich die vorüberwandernden Diebe und Mörder auch an ihre Sterblichkeit erinnern sollen. Diese Einrichtung ist abscheulich. Ich reisete einmahl durch eine Gegend, wo nicht lange vorher eine starke Exekution gehalten worden war. Fünf Räder und drei Galgen, die über und über mit faulen Menschenfleische paradirten, dampften mir, da ich gegen den Wind ritte, auf tausend Schritte schon so entgegegen, daß ich es auch mit vorgehaltenem Schnupftuche nicht ertragen konnte, sondern einen Umweg über das nächste Dorf nehmen muste. Das heisse ich die Nasen der Reisenden köstlich bewirthen. Doch — was thut man nicht Alles in Deutschland für die Nasen der Reisenden! Auch die Schindanger legt man ia hart an den

Landstrassen an. Etwa auch, um uns an die Sterblichkeit der Pferde, Ochsen und Schafe zu erinnern? Auch gestorbenes Vieh mus so gut tief eingescharrt werden, als der verstorbene Mensch. Soll dis aber nicht sein, so müste es wenigstens in Gegenden und Winkel geworfen werden, wohin kein Mensch kommt. Wenn nun Reisende auch keinen Schaden davon hätten, daß die Gottesäcker dicht an der Landstrasse liegen, so verliehren diese doch dadurch die Stille, die Geräuschlosigkeit, welche auf ihnen herrschen sollten, und die Jeder, der als ein empfindungsvoller Mensch in sie eintritt, daselbst zu finden wünscht.

Es kommt auf die Grösse des Orts und auf die Volksmenge darin an, ob ein oder mehrere Gottesäcker sein müssen. Bedarf es nur Eines, so mus sein Umkreis auch nach diesem Verhältnisse bestimmt werden. Die Hauptsache ist, daß iedes Grab wenigstens vierzig Jahr unaufgerissen bleibe. Mangel an Platz mus also das Gegentheil davon nicht nothwendig machen, und, wie es dem Todtengräber, wenn er etwa holzgierig wäre, zu verwehren sei, daß er es ohne Noth thue, werde ich hernach sagen. Man spreche, was man will — wenn es auch wahr ist, daß wir, wenn wir sterben, unsern Körper, der begraben wird, auf

ewig ablegen, daß kein Verstorbener davon weiter etwas wisse oder habe, man gehe mit seinem Leichnam um, wie man wolle, und daß Knochen am Ende nichts als Knochen sind: so ist und bleibt es doch ein empörender Anblick, halbe und ganze Menschengerippe, Schädel mit Haaren und beinahe mit Fleisch noch, halbe Leichenkleidung und halbe Särge umhergeworfen zu sehen. Madam, hierin haben Sie vollkommen recht, und es ist unverantwortlich, daß es gelitten wird. Nach vierzig Jahren aber ist hiervon nichts zu besorgen. Asche blos wird herausgeworfen werden, die sich von anderer Erde nicht mehr unterscheidet. Und sollten vom eichenen Sarge noch beträchtliche Ueberreste sein, so dächte ich wäre es ohnehin wohl Zeit, daß wir mit den Eichen räthlicher umgingen, als daß unsere Reichen sie fernerhin auf das unnützeste zu Särgen verschwenden dürften.

Ein solcher nach diesem Verhältnisse an sich geräumiger Platz mus dann auch blos zum Gottesacker gebraucht werden, und man mus dem Todtengräber nicht durch die Finger sehen, wenn er ihn als eine Quelle seiner Revenüen betrachtet und ihn einschränkt. Ich habe es an vielen Orten gefunden, daß diese Leute sich unter allerlei Vorwande, besonders unter dem Vorwande der tiefern Lage, ganze Theile der Gottesäcker zueig-

nen, sie mit Flachs besäen, oder mit Gartenfrüchten bestellen, oder mit Fruchtbäumen bepflanzen. Das ist Unfug, der dem Geitze dieser Erdwölfe nicht nachgesehen werden mus. Hieher gehören dann auch andere Misbräuche, die sie mit den Gottesäckern treiben. An vielen Orten sind die Gottesäcker die öffentlichen Trockenplätze, und man rechnet dis unter die Accidenzien des Todtengräbers, der das Recht der Verjährung dabei vor sich hat, oder dem solches wohl gar bei seinem übrigen kümmerlichen Gehalte bei seiner Anstellung selbst mit in Anschlag gebracht wird. Wer nun die Menschenart, Waschweiber genannt, kennt, der weis, daß sie grossentheils wahre weibliche Matrosen zu Lande sind. Saufen, Fluchen, Zotenlieder singen — dis sind die Erholungen, welche sie sich oft auf ihre nächtlichen Arbeiten gewähren zu müssen glauben. Schicken sich diese Dinge wohl auf einen Kirchhof? Ist das das Heilighalten der Gottesäcker, die man doch für geweihete Plätze hält? Und — wie mus dem Gutdenkenden zu Muthe werden, der an einem schönen Tage ausgeht, um das Grab seiner Eltern, oder seiner Freunde zu besuchen und bei selbigem sich sanften und frommen Empfindungen zu überlassen, wenn er von weitem schon das Juchheien trunkener und wüster Weiber hört! Warlich, er kehrt lieber wieder um. Ist denn

das erlaubt, daß auf solche Weise der schönste Nutzen, welchen die Wohnungen der Todten für die Lebendigen stiften könnten, zerstört wird? Kommen nun gar die iungen Hausmägde noch hinzu und haben sich diese obendrauf ihre Liebhaber hinbestellt — — so geht es oft ins Schändliche, was auf den Gottesäckern geschieht. Zu N. fand ich sogar, daß auf einem Gottesacker, an dessen offener Seite ein Teich sich befand, stark gebleicht ward. Die Grabhügel sahen da nicht anders aus, als hätten sie die wilden Eber zerwühlt. Tag und Nacht war da wilder Lerm und Singsang, und es war im Orte allgemein bekannt, daß in ieder Nacht daselbst die schändlichsten Zusammenkünfte der lüderlichsten Menschen gehalten würden. Ich bezeigte meine Verwunderung darüber, daß man, da man doch allenthalben die Leichen gern im Trocknen beerdigte, sie hier von oben herab sogar täglich befeuchten liesse; man gab mir aber zur Antwort, dieser Kirchhof gehöre einem dasigen Hospitale, welches ihn verpachtet hätte, daß ihn nun der Pächter benutzen könne, wie er wolle. Ja, ich habe an mehreren Orten sogar geschehen, daß im Herbste die Fleischerknechte ganze Hammelheerden gegen eine gewisse Abgabe an den Todtengräber auf die Gottesäcker trieben, und daß Kühe und Pferde darauf weideten. Die Unsauberkeiten nicht ein-

mahl

mahl gerechnet, welche dadurch entstehen, so ists ein widriger Anblick, grosse Thiere da zu finden, wo man nur seine Todten sucht, und alle gute und fromme Empfindung wird dadurch gestört. Wo also eine Obrigkeit dem weidenden Vieh die Gottesackerthüre öffnen lässet, da schliesst sie sie vor allen sanftempfindenden Menschen zu. Nicht einmahl von selbst über die Umhegung mus ein grosses Thier auf einen solchen Platz kommen können, sondern er mus mit einer gehörighohen und festen Mauer umgeben sein. Zu allen Zeiten mus man Ruhe und Stille auf ihm antreffen können, und er mus nichts Widriges, nichts Zurückscheuchendes an sich haben. Dis führt mich nun seiner bessern und zweckmässigen Einrichtung näher.

Man mag in Deutschland reisen, wo man will, so geben die Gottesäcker darin einen öden, niderschlagenden und oft abschreckenden Anblick. Blos dieienigen, welche die evangelische Brüdergemeine angelegt hat, zeichnen sich auf eine vortheilhafte Weise aus. *) Wollte man fragen,

*) Schade, daß der Verf. den neuen Gottesacker bei Dessau nicht noch kennen lernte, den der ietzt regierende Fürst daselbst angelegt hat. Es würde ihm viel Freude gemacht haben, seine Hauptideen da ausgeführt zu sehen.
Anm. d. Herausg.

warum richteten unsere Alten diese ihnen doch so werthen Plätze so trostlos und armselig an Allem, was das Gemüth erheben kann, ein: so wärs dieselbe Frage, als — warum legten sie so tiefe Trauer über ihre Todten an, vermummten sich, schlugen die Häuser schwarz aus, zogen die Fenstergardinen herunter, legten sich auf vier Wochen Hausarrest an u. s. w. Dessen ungeachtet richteteten sie grosse Leichenessen aus, und liessen es nicht daran fehlen, daß der ganze Leichenkondukt, der übrigens des Todten bei der Weinflasche gar nicht gedachte, halbtaumelnd dem Sarge folgte. Ist das nicht dasselbe, als wenn die Gottesäcker an sich das trübeste, düsterste Ansehen gewähren und doch die benebelten Waschweiber auf ihnen herumschwärmen? Es ist eben so offenbar, daß unsere Alten mit Aeuserlichkeiten Alles abzuthun glaubten, als es offenbar ist, daß sie noch auf gut jüdisch über Tod und Sterben denken musten. So ist es aber doch nun wohl Zeit, daß wir unsere christlichere Denkart darüber auch äusern; und, wenn wir dann auch wirklich schon so weit sind, daß Trauerhaus und Leidtragende nicht mehr die alten lauter Jammer und Trostlosigkeit ankündigenden Gestalten führen, warum sollten nicht auch unsere Gottesäcker nun ein gefälligeres, holderes Ansehen gewinnen? Das Grab nimmt ja nicht den Menschen selbst

ein, sondern blos seine irdische Hülle, in der er zur Verwandlung reifte, und die er auf immer ablegen muste, wenn er in den höheren Zustand eintreten sollte; warum soll es also so widrigwichtig aussehen? Voransterben heisst, in das bessere Leben früher eingehen und da auf seine Hinterlassenen freudig warten; Hinterlassenwerden heisst, bald nachsterben, den früher Eingegangenen in das bessere Leben folgen und sie da freudig wiedersehen; warum soll denn der Gottesacker ganz reitzlos sein? Soll er etwa denen, die in ihn eintreten, die Hofnung des Wiedersehens benehmen? Die Alten selbst nannten ihn ja Gottes acker; auch ein Acker ist nicht ohne Ordnung und Abtheilungen, noch weniger lässet man ihn Dornen und Disteln tragen. Wer verwehrt es uns, einen Gottes acker einen Gottes garten zu nennen und ihn als einen solchen zu behandeln?

Sehen Sie, Madam, daß ich ebenso, wie Sie, gern nicht auf einer Art von Anger, sondern in einem Garten begraben sein möchte, aber nur nicht in meinem eigenen Garten, sondern in einem Gottesgarten. Den Gottes acker in einen Gottes garten zu verwandeln, dazu gehört gar nicht viel; es versteht sich aber freilich, daß ein neuer Platz dazu gewählt werden müsse.

Man versieht diesen Platz mit einer simplen Mauer und theilt ihn dann in vier Theile. Ringsherum an der Mauer wird ein breiter Weg gelassen, und ebenso auch ein breiter Weg lang und queer mitten durch den Platz. So liegt dann iedes Viertheil für sich. Der Weg ringsherum wird mit schattenden Bäumen beflanzt, die von der Art sind, daß sich keine Raupe auf ihnen hält. Ich für mein Theil wählte dazu den Akazienbaum, der zugleich schnell und herrlich schattet und obendrein noch sehr wohlriechend blühet. An den Wegen lang und quer durch den Gottesgarten aber machte ich zwei Ellen breite Blumenbeete, die mit lauter perennirenden Blumengewächsen bepflanzt würden. Man hat ia doch dergleichen so viel vom frühesten Frühling an bis zum spätesten Herbst, daß man darunter nur wählen darf. Die Stelle der Bäume auf diesen Beeten liesse ich Malven, englische Aster und Riesensonnenblumen vertreten, die alle auch perenniren. In der Mitte des Gottesgartens, wo sich die Wege durchkreutzen, liesse ich eine grosse Laube machen von Rosen, Schasmin, Kaprifolium, spanischem Holunder, Fasanenkraut u. s. w., und Bänke darin. Ebenso auch kleinere ähnliche Lauben an iedem Ende der Durchschnitte. Uebrigens weder Pracht beim Eingange in den Gottesgarten, noch sonst irgendwo darin, son-

dern ein blosses gewöhnliches Gartenhaus queer-vor, worin der Todtengräber wohnte, durch welches die Leichen getragen würden und das die einfache Ueberschrift hätte — Eingang zum Gottesgarten. Und dann, Madam, wollte ich den sehen, der meinen Gottesacker nicht für einen Garten erklärte.

Gewölber für Vornehme und Reiche müssen auf so einem Gottsacker nicht sein. Ich weis wohl, daß man die Mauer umher dazu benutzen kann; aber dis ist wider alle natürliche Gleichheit der Menschen im Tode. Die Leichen müssen in dem Gottesgarten alle eingelegt werden, wie die Tulipanenzwiebeln. Keine Familie mus sich davon ausschliessen wollen, und wenn sie auch auf den sogenannten Kirchhöfen, oder gar in den Kirchen selbst, Erbbegräbnisse hätte. Die Nacht ist vergangen, mus ihnen gesagt werden, der Tag ist herbeikommen; benehmet euch wie am Tage. Bei dem ersten Viertheile wird angefangen. Auf zwölf Jahre mus dis hinreichen! So, wie die Leichen auf einander folgen, werden sie da eingesenkt; es mögen sein Reiche oder Arme, Vornehme oder Geringe, Greise oder Kinder. Durchaus mus keine Ausnahme dabei gemacht werden dürfen. Ist das erste Viertheil voll, so wird zum zweiten gegangen, und so fort bis zum vierten. Ist auch

dis voll, so wird beim ersten wieder angefangen. So sind auch dem holzgierigen Todtengräber die Hände gebunden, und so darf kein Mensch befürchten, daß sein Grab vor der Zeit wieder aufgewühlt werden werde. Die Viertheile, welche anfangs noch nicht mit Leichen bepflanzt sind, können unterdessen mit Kartuffeln für das Armenhaus im Orte bepflanzt werden. Sobald aber das letzte Viertheil an die Reihe kommt, mus alles Kartuffelpflanzen ein Ende haben.

Die Gewalt der Hinterlassenen über die Gräber ihrer Verstorbenen mus eingeschränkt werden, und sie müssen nicht damit thun können, was sie wollen. Hügel müssen sie nicht aufwerfen dürfen — es mus Alles ebenes Land sein, wie im Garten — noch weniger Leichensteine bauen mit goldenen Inschriften. Leichensteine benehmen die Aussicht, geben ein finsteres Ansehen, erheben im Tode noch den Reichen über den Armen und beschimpfen im Grunde Jeden, dem sie gesetzt werden. Wehe dem, der, um nicht in den ersten zehen Jahren vergessen zu werden, einer Piramide, oder auch nur einer Urne, bedarf, die seinen Nahmen erhält! Ein Kreutz auf die Mitte des Grabes — dis ist brav und christlich gedacht. Das heisst — mein lieber Verstorbener hat nun alle seine Leiden überstanden, und so stelle

lich in seinem Nahmen das Kreutz, das er trug, nun hieher. Blumen um das Kreutz her gepflanzt — dis ist noch christlicher gedacht. Das heisst — meinem lieben Verstorbenen gehts nun wohl, und sein Heil blühet dort, wie diese Blumen hier auf seinem Grabe blühen.

Denken Sie sich einmahl so einen Gottesgarten, gütige Freundin, in welchem die Beete an den Wegen und die Gräber dazwischen voll Blumen blüheten — wollten Sie nicht auch darin begraben sein? Gegen einen solchen Garten käme doch auch der Ihrige, so schön er ist, nicht in Vergleich. Sie werden mir vielleicht einwenden, daß die Blumenbepflanzung der Grabstäten nie allgemein sein, oder doch bald nachlassen werde. Was das Letztere betrift, so könnte man immer daraus die Gesinnungen der lebenden Hinterlassenen beurtheilen, wie lange sie das Blumenpflanzen betrieben. Es möchten selbige nun aber auch pflanzen, so lange sie wollten und nicht wollten — ia, es möchten aus Umständen gleich anfangs viele Grabstäten unbepflanzt bleiben, so kann es doch wenig Kosten machen, daß perennirende Blumen und Staudengewächse darauf angelegt und zu gewissen Zeiten behackt und von Unkraut gesäubert werden.

Bei Einrichtung eines solchen Gottesgartens müssen freilich alle sogenannte öffentliche

Leichenbestattungen ein Ende haben. Wenn Hunderte, oder gar Tausende, auf einmahl in einen Garten einspatziren, so gehts dem Garten übel. Wozu aber auch dergleichen Aufzüge mit Todten? Doch wohl nur dazu, daß die Glocken abgenuzt werden und daß die muthwillige Jugend aus den untersten Ständen Gelegenheit bekomme, allerlei Unfug zu treiben. Auf einer Reise kam ich einmahl eben einem Gottesacker vorbei, als eine solche Procession auf ihn einzog. Mehrere Tausende machten den Vor- und Nachtrab aus. Ich lies mich durch meine Neugier verleiten, abzusteigen, und auch auf den Kirchhof zu gehen. Während daß nun das Grablied gesungen ward, trieben ganze Heerden von rohen Buben die ausgelassensten Streiche zwischen den Gräbern umher, und, als hernach eine Parentation gehalten ward, nahm der Lerm so Ueberhand, daß die Büttel ihn nicht stillen konnten. Um den Greuel vollkommen zu machen, war ein Hase durch ein Loch in der Mauer vorher auf den Gottesacker gerathen. Diesen entdeckten die Jungen und nun ging das Gehetze los. Bald trieben sie ihn auf diesen, bald auf ienen Zuschauerhaufen hin, und dann entstand ein Geschrei und Gelächter, daß der Parentant allemahl eine Pause machen muste. Endlich trieben sie ihn so, daß er diesem durch die Beine lief; worauf der Herr Magister auch zu lachen anfing und — zu

parentiren aufhörte. Werden dergleichen feierliche Leichenbestattungen vollends an dunkeln Abenden gegeben, so sind sie das ärgste Sittenverderbnis, das man sich denken kann, und es gibt keine Unfläterei, die nicht alsdann auf dem Gottesacker selbst getrieben würde. Mir gefiel es daher zu F., wo durchaus alle Todten ohne Unterschied des Morgens in aller Frühe, ohne allen Sang und Klang und ohne alle Begleitung, die Familie ausgenommen, beerdigt wurden. Und so müste es dann auf einem Gottesgarten auch gehalten werden. Leichen zur Erde bringen mus das stilleste, geräuschloseste, einsamste Geschäft sein, und es ist genug, daß die Menschen oft im Leben viel Wesen und Wirren machen, so mus ihr Transitus zur gänzlichen Stille dieser Stille auch schon ähnlich sein. Auch können in unsern Tagen alle Hinterlassene das Geld besser gebrauchen, welches auf dergleichen heilige Possen verschwendet wird.

Man spricht oft Parentationen und Leichenpredigten das Wort; ich gestehe aber, daß ich ihnen von Herzen feind bin. Das Allgemeinnützliche, was der Prediger dabei sagt, kann er auf seiner Kanzel allezeit sagen; was er aber vom Verstorbenen, dem er die sogenannte letzte Ehre erzeigt, sagt, kann er immer ungesagt lassen. Das

Gute, welches dieser gethan, spricht für sich selbst; sein Böses aber werde in Vergessenheit, wie sein Leichnam in der Erde, begraben. Auch weis ia Jedermann, daß der Prediger für baar Geld, welches lacht, spreche. Die mehresten Menschen sind doch nur vom Alltagsschlage; was ist also von ihnen zu reden? Nicht viel Mehr, als was Gellert ihnen samt und sonders ein, für allemahl parentirte — sie lebten, nahmen Weiber und starben. Wird nun gar ein offenbarer Schurke für einen Doppelluidor, der doppelt lacht, selig gepriesen, so ists ein wahres Skandal für die ganze Christenheit. Jenem Parentanten, welchem der Hase durch die Beine lief, konnte ichs recht ansehen, wie äuserstsauer es ihm ward, auf gleichem Erdboden und in freier Luft so einen Haufen von Menschen, wie ihn umgab, durchzuschreien, und das Getöse, welches nah und fern war, zu überschreien. Warlich, er war wie gekocht und gebraten. Wenn nun dergleichen heiliges Galimathiaswesen wegfällt, so braucht es auch keiner hohlen Schuppen auf den Gottesäckern, die so ein finsteres Ansehen gewähren. Ich habe mitunter recht sonderbare Anwendungen dieser offenen Scheuren gesehen. An dem einen Orte fand ich sie überall mit Schränken besetzt, worin die Kränze, welche die Todten, als sie auf der Parade gestanden, gehabt, aufbewahret wurden; kann man sich

wohl einen lächerlicheren Firlefanz denken, als solche Kränze? Und doch waren in manchem Schranke zwanzig, dreissig dergleichen. Rechnet man auch nur einen zu acht Groschen — ob dafür nicht manchem Armen, der nicht einmahl auf reinem Stroh liegt, ein nothdürftiges Bette geschafft werden könnte? An einem andern Orte hatte der Todtengräber sein Heumagazin unter dem Schuppen. Ja, an einem gewissen Orte fand ich sogar konfiscirte Arbeiten, welche die Zünfte den Verfertigern, die nicht zunftsässig waren, weggenommen und da an Ketten gelegt hatten. Ueberall aber fand ich die schwarzen Todtenbahren und Ruhegabeln unter den Schuppen, die einen wahrhaftigwidrigen Anblick gewährten. Diese müste mein Gottesgärtner in seinem Gottesgartenhause aufbewahren, ohne daß sie eher an das Tageslicht kämen, bis sie gebraucht würden.

Was nun den Einlas derer, welche so einen Gottesgarten besuchen wollen, anbetrift, so glaube ich, daß folgende Einrichtung damit die beste sei. Gleich beim Eingange müste eine Tafel stehen, die etwa die Inschrift hätte — „Die Vernunft gebietet hier Stille, und der Wohlstand beobachtet sie.“ Blos an Sonntagen müste der Garten wirklich offen sein, so, daß man eintreten könnte, wie man wollte; an den übrigen

Tagen aber müste man sich erst bei dem Gärtner melden, welcher alsdann ihn öfnete. Wirkliche Kinder, die noch ohne allen Religionsunterricht sind, gehören nicht dahin, weil der ganze Anblick nur verschraubte Eindrücke auf sie machen würde, und muthwilligen Buben, wie auch anderem rohen Gesindel, müste der Eintritt durchaus verwehret sein. Zu haben müste übrigens im Garten nichts sein, als — Blumen.

Gewis würde ein so einladend eingerichteter Kirchhof bald zu den öffentlichen Sonntagspromenaden aller gesitteten Einwohner des Orts dienen, und ich verspräche mir Viel für Aufklärung und Moralität von ihm. Wenn die Wohnungen des Todes auf solche Weise einen anmuthigen Anblick gewährten: so würde der Tod selbst seine rauhe und schreckende Gestalt verliehren. Man ginge unter Gräbern umher, die keine Gräber zu sein schienen; man bekränzte sich mit Blumen von ihnen, wie von seinen eigenen Terrassen; man würde durch die blühenden Gefilde erheitert und erhübe sich von ihnen allmählich zu ienen Paradisen, in welchen sich die guten Verstorbenen befinden und deren Bild sie wären. Es würde den Anschein gewinnen, als hiesse Sterben nicht mehr von den Seinigen getrennt werden, weil hier die Gesellschaften der Lebendigen und Todten immer

wieder zusammenflössen; der Anblick der Grabstäten der Menschen aus allen Ständen durch einander würde das Gefühl der natürlichen Gleichheit wecken und für das bürgerliche Leben sehr wohlthätig machen; der schönste Schmuck der Natur überall und die Zerstörung der Leichname, welche unter ihm vorginge, würden die vermischtesten Empfindungen hervorbringen und zu den sanftesten Melancholieen einladen, die guten Herzen so wohl thun. Jeder könnte sich dann auch Stunden aussuchen, wo er weniger oder gar keine andere Gesellschaft auf dem Kirchhofe anträfe. Wenn dann ein Paar Liebende sich den Schwur ewiger Treue leisten wollten, wo könnten sie es heiliger thun, wo könnten sie ihrer Liebe himmlischere Reinigkeit geben, als hier? Wenn Geschwister den Tag des Todes ihrer Eltern feiern wollten, wo würden sie ihn mehr unter Vorempfindungen des frohen Wiedersehens feiern, wo würden sie sich unter einander in gegenseitiger Zuneigung höher stärken, als hier? Wenn ein Freund dem andern, der seinen Blicken entzogen ist, sein lebhaftestes Angedenken weihen wollte, wo würde ihm seine Fantasie dabei besser zu statten kommen und sein Herz dadurch mit süsserer Wonne erfüllen, als hier? Und wenn der einsame Weise über Leben, Tod und Unsterblichkeit einmahl recht hoch und hehr nachdenken und alle diese drei Vorstellungen

unter ein Ganzes vereinigen wollte, das aber lächelnd und anmuthsvoll sein soll, wo würde es ihm durch Hülfe seiner Sinnlichkeit sogar besser gelingen, als hier?

Recht Schade, ia wohl recht Schade, Madam, daß unsere Gottesäcker durch ihre elende Einrichtung noch allen diesen herrlichen Nutzen verliehren, den sie stiften könnten. O möchte es doch unsern ietztlebenden Grossen gefallen, den Reformationsgeist unseres Zeitalters auf diesen für die Menschheit so wichtigen Gegenstand zu leiten! Dem Tode seine Schrecken benehmen — die Lebendigen durch die Todten noch inniger verbinden — durch Kirchhofsanmuth dem Volke die Seligkeiten iener Welt versinnlichen — könnte es fürstlichere Handlungen geben, als diese? Nicht wahr, Madam, Sie versprechen es mir nun, daß, wenn bei Ihrem Leben der Gottesacker Ihres Orts ein Gottesgarten werden sollte, Sie auf die Grabstäte in Ihrem Garten noch Verzicht thun? Geschähe solches aber nicht, so bleiben Sie unter der glücklichen Verbindung von Umständen, welche dabei für Sie Statt hat, bei Ihrem Vorsatze; nur kann es keinen Menschen geben, der die späteste Ausführung desselben sehnlicher wünschte, als ich.

XXXIX.

Über öffentliche Landstrassen.

An den Herrn Hof- und Landkommissair B. zu P.

Ich hatte schon oft darüber klagen gehört, wie unsicher, halsbrechend und durchaus unangenehm es sich in Ihrem Lande reise; so schlimm aber als ich es letzthin selbst befunden habe, hätte ich mir es doch nicht vorgestellt. Blos meinen Pistolen habe ich es zu danken, daß ich nicht geplündert ward, und einem Zufalle, daß ich nicht gerädert ward, und meinem Flaschenfutter, daß ich mich vor Hunger und Durst schützte; wie lang mir übrigens Zeit und Weile unterwegs geworden sei, will ich nicht einmahl in Erwähnung bringen. Ich werde nun zwar wohl schwerlich ie wieder in Ihre Gegend kommen und könnt's also dabei gut sein lassen, daß ich mit heiler Haut davon gekommen bin; erlauben Sie mir aber, Herr B., daß ich die Sache der reisenden Menschheit führe. Ich thue dis um so lieber, ie Mehr Gutes ich von

Ihnen allenthalben, wohin ich in Ihrem Lande kam, gehört habe. In den drei Jahren, seit welchen Sie angestellt sind, sollen Sie schon viel Verbesserungen bewirkt haben; o richten Sie doch Ihr nächstes Augenmerk auf einen der wesentlichsten Mängel, welche Ihr Land noch hat! Ihr guter junger Fürst, der unmittelbar auf drei seiner Vorgänger folgte, die sich um das allgemeine Beste nicht viel bekümmerten und noch dazu ziemlich lange regierten, mag freilich wohl alle Hände voll zu thun finden; sind nicht aber blos für den Handel schon gute Landstrassen eins der ersten Erfordernisse, und hat nicht jeder Fremde, sobald er durch kultivirte Länder reiset, die rechtmässigsten Ansprüche darauf, daß er sicher, bequem und mit Vergnügen reisen könne? — —

Das Abscheulichste für einen Reisenden ist allerdings, wenn er unterwegs nicht einmahl vor Mördern und Räubern sicher ist. Kurz vor meiner Zeit war in Ihrem Walde zwischen N. und M. ein Handelsjude erschlagen worden; einige Monate vorher ein Tablettier. Man erzählte mir sogar, daß es nicht gar lange her sei, daß daselbst in der Nacht die Post angefallen worden, und warnte mich vor diesem Walde. Ich machte also lieber einen Umweg, verlohr darüber einige Stunden und hätte doch bei einer Haar meinen

Koffer eingebüsst. Ich muste nehmlich dennoch an der Seite des Waldes weg, und, wie ich da im besten Sprechen mit meinem Fuhrmanne war, kam es mir vor, als fiele etwas hinten vom Wagen. Ich wendete mich schnell und guckte durch das Fensterchen hinter mir; da sah ich dann, wie eben zwei Kerle den Koffer, welchen sie aus Unvorsichtigkeit herabrutschen lassen, aufhuben und mit ihm fortwollten. Ich schriee Halt, grif nach meinen Pistolen und sprang aus der Chaise. Die Räuber zogen den Koffer schon ins Dickigt; ich drohete, Feuer auf sie zu geben; sie sahen, daß es Ernst war, liessen ihre Beute stehen und entflohen. So behielt ich zwar das Meinige, das Schrecken aber, das ich davon hatte, war keine Kleinigkeit; und, wie mir dabei zu Muthe gewesen, als ich den Koffer wieder auf den Wagen bringen half und dann während des Festbindens, die Pistolen in der Hand, neben dem Fuhrmanne Wache hielt, will ich auch nie vergessen. Ueberhaupt, Herr B., schien es mir iederzeit übel ausgesonnen, wenn ich Landstrassen antraf, die mitten durch grosse Waldungen führten. Das heisst ia in der That, Reisende den Räuberbanden recht in den Hinterhalt zuführen, oder diese dahin locken, weil es da nie leer an Lockspeise für sie wird. In den mehresten Fällen müste die Sache doch leicht abgeändert und die Strasse anderswo angelegt

werden können; wo aber dis auch nicht angehen sollte, da müsten die öffentlichen Wege wenigstens auf die Breite eines Büchsenschusses frei sein und der Wald schlechterdings niedergehauen werden. Bei einer solchen offenen Aussicht ringsumher könnten dann die Reisenden besser auf ihrer Hut sein, könnten angrifdrohenden Räubern enteilen, oder sich doch in gehörigere Bereitschaft zu ihrem Empfange setzen; den Räubern selbst fiele der Muth mehr im Freien, sie könnten auf die Schnelligkeit des Ueberfalls nicht so viel rechnen, könnten nicht mehr so urplötzlich wieder verschwinden und ihre Beute nicht so leicht auf die Seite bringen.

In vorigen Zeiten gab man den Reisenden sicher Geleite, wovon die Landreuter und Strassenbereuter, welche ich häufig angetroffen, noch die Ueberbleibsel sind. Jetzt lässet man sich das Geleite zwar bezahlen, gibt aber dergleichen nicht mehr. Jene Ritter reuten vielmehr blos darum umher, damit die Reisenden das Geleite nur gehörig abtragen; ia, man hat sie sogar aus Leuten, die sonst Reisende vor Anfällen beschützten, in Leute umgeschaffen, die nun das Recht haben, Reisende selbst anzufallen und diese, wenn sie das nicht erhaltene Geleite nicht bezahlt haben, zur Strafe zu führen oder sie nach Gutdünken für ihre eigene Rechnung selbst abzustrafen. Nun ist

es zwar wohl Einerlei, ob das sichere Geleite auf ieden besondern Fall, oder im Allgemeinen, gegeben werde, wenn es nur gegeben wird; sobald man es sich aber doch bezahlen lässet, mus man es auch wirklich geben, es sei auf die eine oder auf die andere Weise. Es möchte also immerhin das besondere sichere Geleite wegfallen; so müste doch aber wenigstens das allgemeine Statt finden, d. h. Jeder müste mit völliger Sicherheit seines Lebens und seiner bei sich führenden Habe bei Tage und bei Nacht reisen können, und das Land müste von auflaurenden Räubern völlig gereinigt sein. Wie gern würde dann Jeder das Geleite erlegen, das er iezt als einen blossen Druck für Reisende betrachten mus und mit Widerwillen erlegt!

Ein solches allgemeines sicheres Geleite gereicht allerdings den Regierungen mehr zur Ehre, als das ehemahliche Besondere, und es ist auch gar so schwer nicht, selbiges zu bewerkstelligen. Man darf doch in der That nur einen Theil der einkommenden Geleitsgelder nehmen, so kann man in iedem Lande dafür so viel Landhusaren und Landreuter halten, als nöthig wäre. Diese zusammen müsten eine eigentliche Landmilitz ausmachen, die ebenso Kompagnieen und Regimenter formirte, wie das übrige Militär. Mein Herr B., der Nutzen einer solchen Militz ist unverkennbar gros

und sie gehört gewis unter die ersten Bedürfnisse ieder guten Landesverfassung. Ich bin durch viel kleine Länder gereiset, wo ich auf den Heerstrassen auch nicht einen Mann, der einem Soldaten ähnlich sah, erblickte; kam ich aber in die Residenz, so fand ich häufig den unproportionirtesten Ueberflus von berittener und unberittener Mannschaft. Fragte ich, wozu man so viel Leute hielte, so hies es — der Herr hätte sein Vergnügen daran, liesse sie täglich aufziehen, manövriren u. s. w. Ich versichere Sie, die Hälfte von diesen Leuten, wenn man sie im Lande umher vertheilt hätte, würde mehr als zureichend gewesen sein, das ganze Land von Spitzbuben rein zu halten, und so hätten sie doch ihr Brodt verdient und dem Vaterlande genützt; so aber lagen sie alle in der Residenz, faullenzten und dienten zum Fangeballe, womit man sich bei Hofe die Zeit vertrieb.

Von einer solchen berittenen Landmilitz müsten in iedem Dorfe von Belang einige Mann liegen, die im Dienste dergestalt abwechselten, daß immer Einer von ihnen auf seinem Reviere wäre. Die Reviere müsten genau bestimmt sein; an den Grenzen müsten sich die Reuter oft treffen und sprechen, und im Nothfalle müsten sie einander hülfreiche Hand leisten. Die Krüge und Schenken, welche innerhalb der Reviere lägen, müsten besonders oft von

ihnen visitirt werden; denn diese sind häufig die Herbergen der Diebe, und der Herr Krügner gehört wohl selbst zu ihnen. Jeder Wald von Belang müste ebenfalls oft durchsucht werden, und erforderte es seine Grösse, so müsten aus mehreren Dörfern die Landreuter wöchentlich zu einigen mahlen sich vereinigen und ihn gemeinschaftlich bereuten. Ober- und Unterofficiere müsten den Gemeinen aufpassen, ob sie auch ihren Dienst gehörig abwarteten und ihre Schuldigkeit thäten. Es müste arg sein, lieber Herr B., wenn auf solche Weise ein Land nicht rein von Räubern sollte gehalten werden können; und, wenn dann im nächstangrenzenden Lande eben solche Anstalten getroffen würden, u. s. f., o wie menschenfreundlich wäre für uns arme Reisende gesorgt, die wir seither immer für sicheres Geleite bezahlten und — uns dabei selbst vertheidigen musten!

Nicht nur rein von wirklichen Räubern und Mördern würde solchergestalt ein Land gehalten werden, sondern auch rein von allem lüderlichen Gesindel überhaupt, von Vagabonden, Landstreichern und Bettlern. Alle diese Arten von Leuten, auch die letztere nicht ausgenommen, werden nicht allein bei erster Gelegenheit, und sobald sie können, auch Diebe; sondern es ist auch äuserst widrig, auf öffentlicher Landstrasse angebettelt zu wer-

den. Ich bin durch Gegenden gekommen, wo es nicht zum Aushalten war und wo ganze Volkshaufen eine eigene Erwerbsart daraus zu machen schienen. Freilich steht es bei iedem Reisenden, ob er anhalten und seine milde Hand austhun will; aber man mus doch warlich den Kopf nur immer auf dem Rücken haben und so lange schildern, bis man solch Gesindel in einer guten Entfernung wieder hinter sich erblickt. Auch ists ia doch nicht recht, daß man da, wo man seine Augen an den schönen Aussichten der Natur weiden will, Anblicke, die oft Abscheu und Entsetzen erregen, haben soll. Ich erinnere mich mehr als einer menschlichen Misgeburt, die ich an den Landstrassen unter kleinen Hütten liegend fand, und die, sobald sie Reisende kommen sahen, herauskrochen und durch ihre scheusliche Gestalt wirklich erschreckten und Weibern und Kindern schädlich wurden. Einen solchen Elenden habe ich wenigstens zehen Jahre hinter einander immer auf derselben Stelle vorgefunden. Unglückliche der Art verdienen allerdings das höchste menschliche Erbarmen; aber sie sind Gegenstände der Wohlthätigkeit ihres Orts und müssen durchaus dem öffentlichen Anblicke entzogen werden. Eine Obrigkeit, die dergleichen Uebelstand an der Landstrasse duldet, setzt sich dadurch gleichsam selbst ein Schanddenkmahl auf derselben Stäte.

Ein öffentliches Arbeitshaus gehört freilich auch dazu, wenn das Land von lüderlichem Gesindel rein gehalten werden soll; daß es aber ohne Landmiliz nicht die gehörige Wirkung thue, habe ich bei Ihnen selbst gesehen. Sie sollen in der That ein solches Haus, und zwar von besserer Art, errichtet haben; dessen ungeachtet wimmelte es in Entfernung einer Meile davon ebenso in Ihrem Lande von Landstreichern und Landbettlern, wie an vielen andern Orten. Mit Recht schlos ich also daraus, daß es um die exekutife Gewalt in dieser Hinsicht bei Ihnen nicht wohl stehen müsse, und daß es nur daran fehle, daß Jeder, wer sich zum Arbeitshause qualificirt, auch dahin transportirt werde. Vermuthlich machen es Ihre Bauern so, wie die Landleute überall. Wenn noch so scharfe Befehle gegeben werden, daß sie die Landstreicher und Bettler inhaftiren und dann von Dorf zu Dorf bis ans nächste Arbeitshaus abliefern sollen; so vergreift sich doch nicht gern der Landmann an selbigen. Er weis Beispiele anzugeben, daß solch Gesindel, wenn es wieder auf freien Fus gekommen, es dem Dorfe, wo es arretirt ward, gedacht und den Leuten die Häuser über dem Kopfe angesteckt habe. Aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksale also lässet er die Vagabonden lieber passiren und gibt ihnen gar noch, um sie nur von Tücke und Rache abzuhalten. Er-

wägen Sie selbst, ob der Bauer Unrecht hieran habe. Wird aber der Landstreicher, wie iede verdächtige Person, von der Landmilitz aufgegriffen, von Ort zu Ort eskortirt und so bis zum Arbeitshause gebracht, so darf er's dem Bauer nicht Schuld geben und hat keinen Gegenstand, an dem er sich dafür rächen kann. Lassen Sie eine solche gute Einrichtung in Ihrem Lande nur ein Jahr erst gewährt haben; so werden Sie schon den herrlichsten Erfolg davon sehen. Die Sache wird bald ringsumher auf den Grenzen allgemeinbekannt und ieder neuherzueilende Herumstreicher, sobald er das ihm bevorstehende Schicksal hört und nicht Lust zu arbeiten hat, macht linksum. O würden doch solche Anstalten allgemeine Länderanstalten! So würde auch der verworfenste Theil des Volks, der iezt aus Faulheit von gutwilligen und von erpressten Almosen, ia gar von Diebereien, sich nährt, eine menschlichere Stimmung erhalten; er würde sich lieber selbst zur Arbeit entschliessen, um dabei frei zu bleiben, als in die Gefangenschaft gerathen wollen, um darin arbeiten zu müssen.

Dis sei genug von der Sicherheit vor Unsersgleichen, vor Menschen, auf öffentlichen Landstrassen! Reissende Thiere fallen uns Reisende nun freilich in Deutschland nicht mehr an; die Bäre sind ausgerottet, und lässet sich ia dann

und wann ein Wolf noch sehen, so passirt er doch nicht die Heerstrasse. Es giebt aber eine andere Lebensunsicherheit noch unterwegs, die nicht von oben, oder von der Seite her, sondern von unten, von den Wegen selbst, entsteht und da gestehe ich Ihnen frei, daß ich, wenn ich die Wahl zwischen den wahren Mordwegen in Ihrem Lande und zwischen Bären und Wölfen daselbst gehabt hätte, lieber die Letztern da gefunden haben wollte; denn gegen diese hätte ich mich doch noch meiner Haut wehren können, ienen aber muste ich mich ohne alle Kraft und Mittel zur Gegenwehr auf Gnade und Barmherzigkeit ergeben. Ja, ia, lieber Herr B., ich din doch viel gereiset, aber so etwas von Fahrstrassen ist mir in meinem Leben nicht weiter vorgekommen. Alle mögliche Wegübel und Gefaren den Hals zu brechen vereinigen sich bei Ihnen auf einer Reise von etwa zwölf Meilen. Jetzt kommt man auf eine Strecke, die so tief ausgefahren ist, daß die Achsen aufschleifen und mit iedem Augenblicke zu brechen drohen; dann bleibt man in einem Loche liegen, woraus man sich mit Hebebäumen wieder winden mus; dann mus man eine lange Fläche zusammengelaufenen Wassers passiren, wo man die Löcher nicht einmahl sehen kann und also nach den vorher auf trockenem Wege gemachten Erfarungen unaufhörlich umgeworfen zu werden und

zugleich zu ertrinken fürchten mus; dann folgt ein Knippeldamm, auf welchem iede Ribbe im Leibe knickt und knackt; dann gehts bergan dergestalt, daß das eine Rad eine Viertelelle höher steht, als das andere; dann gehts tausend Schritte im ekelhaftesten Sande fort; dann gehts ebenso schief wieder herab durch einen Sumpf, der von weitem gleich mit Steckenbleiben drohet, u. s. w. Das abscheulichste bei dem Allen ist noch das Pfänderrecht, welches dabei ausgeübt wird, und welches ich nirgends so gemisbraucht gefunden habe, als bei Ihnen. Dieses Recht gehört unter die brutalen Rechte, und ist eine Art von Strassenraub. Ich will gern einräumen, daß es verdrieslich sei, wenn ein Fusgängerweg zwischen Saaten zum Fahrwege ohne Noth gemacht, oder wenn über eine Wiese, die bald gemähet werden soll, blos, um hundert Schritte zu ersparen, weggaloppirt wird; wenn man dann aber doch, um Lebensgefar auszuweichen, die Wiese kaum bestreicht oder einen kleinen Halbzirkel durch Saatfeld macht, so mus ia das wohl erlaubt sein; und wenn dann die Schelme, welche dem Uebel leicht abhelfen könnten, von weitem schon auflauern, schnell herzuspringen und pfänden, sollte man sich nicht gegen sie, wie gegen Marodeurs wehren dürfen? Es ist ia in der That, als liessen sie das Wegunwesen nur darum so, um pfän-

den zu können. Welchem Reisenden ist nicht schon sein Wagen, geschweige dann seine Gesundheit, oder gar sein Leben, lieb? Ich bekenne es Ihnen daher aufrichtig, daß ich mehrere solcher Schurken in Ihrem Lande tüchtig durchgeprügelt und Einen davon, der von dem Vorderpferde meines Spitzspanns durchaus nicht loslassen wollte, mit meinem Hirschfänger queer über die Hand gehauen habe. Zweimahl hatte ich mich nehmlich kaltblütig pfänden lassen; als ich aber hernach erfur, daß die dasigen Bauern und Pächter es recht darauf anlegten, vertrieb ich Gewalt mit Gewalt und zog nöthigen Falls blank.

Ohne gleich kostbare Chaussee in Vorschlag zu bringen, habe ich mich doch mehr dann zu sehr überzeugt, daß allen diesen Wegübeln in Ihrem Lande leicht abgeholfen werden könnte. Wie bald können ganze Dorfschaften die seit zehen und mehreren Jahren ausgefahrnen Fahrgleise wieder zuschütten, oder ein Loch mitten im Wege ausfüllen! Angehalten, gezwungen sogar müssen sie aber dazu werden; denn der Bauer selbst mit seinen hohen Wagenrädern macht sich viel daraus, wie die Strasse sei, und kröpelt seinen Schritt fort. Eben so sah ich auch, daß da, wo auf der breitesten Landstrasse Flüsse rauschten, noch die Ueberbleibsel eingegangener Graben auf beiden Seiten zu sehen

waren. Man stelle also nur diese Graben wieder her, so verläuft sich das Wasser in sie. Was die Brücken betrift, so könnte man ia wohl die Gemeinen, oder die Pachter, welche sie halten müssen, leicht dahin bringen, daß sie sie in sicherem Zustande hielten; mus sie aber die herrschaftliche Kammer selbst halten, so ists ia vollends unverzeihlich, wenn solche nicht die Besten unter allen Brücken im Lande sind. Die Kammern müssen den Bauern und Pachtern ein Beispiel geben, wie sie ihre Brücken erhalten, nicht aber, wie sie sie zu Grunde gehen lassen sollen. Neben den Ribbenzerknickenden Knippeldämmen sah ich die grössesten Steine auf den Feldern liegen, die sich freilich nicht selbst sprengen konnten, die aber blos auf einen menschlichen Sprenger warteten, um stückweis herunter zu fallen und von Natur einen Steindamm zu bilden. Auf gleiche Weise sah ich zu beiden Seiten des morastigsten Weges Sand in Menge, der ebenfalls nur darauf wartete, daß ihn Menschen herunterwerfen möchten. Wie leicht übrigens bei ungleichem Wege auf- und abwärts die hohe, Fall- und Umsturzbereitende Seite abgeworfen werden könne, brauche ich nicht einmahl zu bemerken. Eine einzige Wegekommission, die zweimahl herumreiset, einmahl im Frühiahre, wo sie befiehlt, was geschehen soll, und dann wieder im Herbst, wo sie nachsieht, ob auch das Be-

fohlne geschehen sei, vermag doch in der That in einem einzigen Jahre Alles.

Mein lieber Herr B., es ist ia nicht genug, daß wir arme Reisende Zoll und Geleite bezahlen müssen und daß dieser Art von Abgaben so viel sind, als die Regierungen wollen; — in Ihrem Lande habe ich siebenmahl Zoll und Geleite bezahlt und bin nicht nur, wie schon gesagt, einmahl in Gefar gewesen, geplündert zu werden, sondern auch siebenzigmahl siebenmahl, Hals und Beine zu brechen. Sagen Sie mir doch nur, was macht man bei Ihnen mit dem Zoll- und Geleitsgelde? Sieht man es etwa für eine blosse Kammerrevenue an? Ich dächte, ein Theil davon wenigstens müste wieder auf die Wege selbst, die es einbringen, verwendet werden, oder alle Ausländer müsten sonst gemeinschaftliche Sache machen, Ihr Land zu vermeiden und Ihnen Zoll und Geleite zu verreuten und zu verfahren, wie sie nur wüsten und könnten.

Im Grunde aber wäre es freilich besser, wenn alle Landstrassen Chaussee, oder doch eine Art von Chaussee, würden. Ich weis Alles, lieber Herr B., was Sie hierauf erwiedern können, und gebe gern zu, daß es hier leichter, als da, hier vollkommener, als dort, geschehen könne. Aber — irgend

ein Etwas davon kann allenthalben geschehen, sobald man nur will und Achtung für Reisende selbst, nicht aber blos Inbrunst nach Zoll und Geleite, hat. Und — welcher Reisende gibt nicht gern etwas Mehr, sobald er auch nur nicht in Gefar ist, umgeworfen zu werden und Hals und Beine zu brechen? Ich habe einmahl die Reise von Magdeburg über Zerbst nach Leipzig gemacht; hilf Gott, welch ein Weg von einer Elbbrücke bis zur andern! Von der zweiten aber an nach Dessau, und von Dessau bis an die sächsische Grenze — welch ein sicherer, lieber und wahrhaftigromantischer Weg! So, wie man aber nur über die Dessauische Grenze tritt, so geht das unseligste Unwesen wieder an, das man nur von einer Elbbrücke bis zur andern fand, und es ist nicht anders, als käme man aus dem glücklichen Arabien ins wüste. Ein wahrer Beweis, daß es nur auf die Regierungen ankomme, gute Landstrassen zu bilden!

Bei den Chausseen oder doch chausseeartigen Landstrassen würde noch obendrein der Vortheil gewonnen werden, daß die Landstrassen in grösseren Strecken gerader würden. Der Glaube unserer lieben Alten war ziemlich gerade; ihre Strassen aber machten sie alle krumm. Man kann mit Recht von ihnen sagen — sie lebten gerade und baueten krumm. Ein Beweis hiervon sind

alle alten Städte; welche von diesen hat wohl eine gerade Strasse? Jeder bauete, wie er wollte; wie er gebauet hatte, wards seinem Nachfolger zum Rechte, wieder so bauen zu dürfen; und, wo nun nicht ein Fürst durchgreist, da bauen die Bürger ewig so krumm und so dumm, wie vor hundert und fünfhundert Jahren. Gerade so ists auch mit den Landstrassen. Man sieht es schon deutlich genug, wenn man reiset; besiehet man aber vollends von einem hohen Thurme oder von einem noch höheren Berge die Reisenden, so mus man sich den Bauch vor Lachen halten. Es ist oft nicht anders, wenn man die Wagen fahren siehet, als wenn man Schlangen laufen sähe; manchmahl lässets gar, als wenn die Reisenden Krebse würden.

Mein Herr B., auch in dieser Hinsicht mus ich mich im Nahmen der reisenden Menschheit über Ihr Land beklagen. Dergleichen Ab- und Umwege, wie bei Ihnen, gibt es auch selten. Wenn ich eine Stadt, durch welche die Strasse ging, eine Zeitlang gerade vor mir gehabt hatte, so lag sie mir in Kurzem wieder links und dann wieder rechts u. s. f. Wenn ich offenbar in gerader Linie nur eine halbe Stunde nach manchem Orte noch hin hatte, so währete es der unaufhörlichen Krümmungen wegen eine ganze Stunde, ehe ich ihn erreichte. Ja, zu D., wo ich das Thor schon vor

mir sah und dachte, nun fährst du ein, lenkte sich der Weg noch einmahl so, daß es schien, als führen wir wieder heraus, bis endlich nach zehen Minuten eine entgegengesetzte Lenkung mich erst wirklich hinein brachte. Daß auch durch diesen Fehler der Landstrassen, wie durch die Schlechtheit derselben, das Reisen nicht nur langweiliger, sondern auch kostbarer werde, leuchtet zu sehr in die Augen, als daß es erst bewiesen werden müste. Es wäre ia aber doch auch diesem Uebel bald abzuhelfen. Zuförderst müste mit einzelnen Feldbesitzern, oder mit ganzen Gemeinen, die bei der Abänderung der Strasse interessirt wären, die Güte versucht werden. Sobald sie das, was sie auf der einen Seite verlöhren, auf der andern wieder gewönnen, könnte man doch wohl von ihrer Vernunft und Billigkeit erwarten, daß sie nichts dagegen einzuwenden haben würden. Wäre ihnen aber der Ackerverlust nicht in Natura zu ersetzen, so müste er unpartheiisch taxirt und dann nach der Taxe bezahlt werden. Steht eine Regierung in Ansehen und Liebe bei den Einwohnern ihres Landes, so werden diese kaum Schwierigkeiten dagegen machen. Sollte dis aber geschehen, so ist nichts weiter übrig, als daß ein Machtspruch geschehe. So sehr ich im Ganzen gegen die Machtsprüche bin, so hat doch auch hier, wie immer, die Regel ihre Ausnahmen. Dazu haben wir Obrigkeit,

keit, daß sie sehr gemeinnützige und höchstnothwendige Verbesserungen, wenn einzelne Starrköpfe ihnen Widerstand zu leisten wagen, mit Gewalt durchsetze. Ein solcher Machtspruch unterscheidet sich von den sogenannten despotischen Machtsprüchen dadurch sehr deutlich, daß er der Obrigkeit zur Ehre und dem Volke zur Schande gereicht; dahingegen diese dem Volke zur Ehre und der Obrigkeit zur Schande gereichen. Dessen ungeachtet, Herr B., ist es doch meine Meinung nicht, daß die Landstrassen Meilenweit schnurgerade sein sollen. Dis ist nicht nur in den mehresten Fällen nicht zu bewirken, weil unzuhebende Hinderniße dabei obwalten können; sondern zuweilen ist auch ein Einschnitt des Weges angenehm. Der Reisende übersieht dann nicht auf einmahl die lange Bahn, welche er noch vor sich hat, und so ist ihm in der That, als würde ihm die Bahn kürzer. Nur die wahren Wurstwege und die ewigen Wurstwege können nicht anders, als äuserstekelhaft sein.

Warum sollte denn aber dem Reisenden der auf die beschriebene Weise unbeschwerlich gemachte Weg nicht auch angenehm gemacht werden? In vielen Gegenden hat die Natur schon dafür gesorgt, und darum reiset sichs da auch so mit Lust. Die Abwechselungen von Höhen und Tiefen, von

Land und Wasser, von Feld und Wald, welche sie anzubringen wuste, gewähren dem Auge den reitzendsten Prospekt und dem Herzen das sinnlichgeistigste Vergnügen. Wie leicht ists doch, ihr angefangenes Werk zu vollenden, oder ihr da, wo sie ärmer an Reitzen erscheint, zu Hülfe zu kommen! In Ihrem ganzen Lande, Herr B., ist mir z. E. keine Allee von Bäumen im Felde vorgekommen. Wie herrlich aber die Landstrassen auf beiden Seiten dazu benutzt werden können, sieht man unter andern auch im Dessauischen, wo sich deshalb auch ieder Reisende so wohl befindet. Man kann bei der Bepflanzung mit verschiedenen Holzarten und mit Fruchtbäumen nach Beschaffenheit des Bodens abwechseln. Unter ienen nehmen sich die Pappel, der Platanus und der Akazienbaum am schönsten aus. Der blosse Anblick solcher Alleen ist schon schön; ihr Schatten im Sommer ist aber auch labend. Reiset man zwischen Fruchtbäumen zur Frühlingszeit, welcher Pomp ihre Blüthe! Reiset man zwischen ihnen tiefer im Jahre, oder im Herbst, welch ein Obstsegen an ihren Zweigen! Da, wo man die Landstrassen auf solche Art benutzt, werden sie sogar zu einer neuen beträchtlichen Kammerrevenue; die Bäume selbst aber sind leicht zuzuziehen, und es ist gut, wenn man mehrere Baumschulen im Lande hat, um bei Verschiedenheit des Bodens den auszupflanzenden

Bäumen gleichartigen Boden wiederzugeben, als der war, worin sie erwuchsen.

Am Ende solcher Alleen, wenn sie lang und gerade sind, lassen sich verschiedene Gegenstände benutzen, oder anbringen, die dem Auge einen holden Ruhepunkt gewähren und das Reisen noch anmuthiger machen. Man kann die Allee geradezu auf ein Lustschlos, oder auf ein Vorwerk, oder auch nur auf eine simple Dorfkirche führen. Man kann an ihrem Ende eine Piramide, oder ein Wirthshaus, oder ein gothisches Gebäude, oder einen künstlichen Berg, der überall mit Bäumen bepflanzt ist, u. d. m. anlegen. Auch den Landstrassen zur Seiten lassen sich allerlei ergötzende Parthieen hervorbringen, wenn die Natur sie versagt hat. Wäldern können Durchschnitte gegeben werden; kahle Sandhügel können mit Nadelhölzern bekränzt werden; es können Feldgärten mit lebendigen Umzäunungen angelegt werden; die Baumschulen zu den Alleen können in einiger Entfernung von diesen sich befinden u. s. w. In den Alleen selbst kann hier und da ein Rund angebracht werden, welches mit perennirenden Blumen und Staudengewächsen umgeben ist; auch können hier und da steinerne Ruhebanken für die Wanderer Platz finden, u. s. w. u.

s. w. Und — findet ein Fürst sonst nur Vergnügen an dem Vergnügen derer, die durch sein Land reisen, wie viel tausend andere Verzierungen seiner Landstrassen kann er bei mässigem Aufwande anbringen! So viel weis ich, wenn ich ein Fürst geworden wäre, ich machte die Landstrassen zu einem meiner Steckenpferde, ich geitzte nach dem Beifalle der Ausländer und wäre stolz darauf, wenn ich hörte, daß Reisende sich aus einem Umwege von mehreren Meilen nichts machten, um nur durch mein Land reisen zu können. Ich habe immer gefunden, daß in solchen Ländern die Strassen am besten waren, deren Fürsten selbst viel gereiset waren; diese wusten, wie wohl es thue, mit Freuden reisen zu können, und darum ists gar nicht übel, wenn ieder Prinz, der einmahl regierender Herr werden soll, vorher recht weit umherreiset. Notabene aber — wenn er erst regierender Herr ist, mus er sich auf seinen eigenen Landstrassen am besten gefallen und mus machen, daß sich auch ieder Fremde auf ihnen gefalle.

Ich sagte Ihnen endlich noch gleich zu Anfange meines Klagebriefes, Herr B., daß ich es meinem Flaschenfutter zu danken hätte, daß mich in Ihrem Lande nicht gar auch die Leiden des

Hungers und Durſts gedrückt hätten. Dis iſt nicht ſo zu verſtehen, als wenn ich nichts zu eſſen und zu trinken vorgefunden hätte; auch ſoll es nicht von Ihrer Hauptſtadt gelten; von den kleineren Oertern, von den Wirthshäuſern beſonders rede ich, welche man auf den wirklichen öffentlichen Landſtraſſen bei Ihnen antrift, und wo gefuttert oder doch Heu den Pferden vorgelegt zu werden pflegt. Das Küchenelend, welches ich in dieſen letztern, von dem Mangel an Vorräthen an bis auf die elende Zubereitung deſſen, was man ia noch hatte, und die damit verbundene allenthalben ſichtbare Unreinlichkeit, angetroffen habe, war unter aller Kritik. Wer nichts mitbringt, findet nichts — hies es da mit Recht für ieden Reiſenden, der nur einigermaſſen ſich über Handwerksburſche und Fuhrknechte erhebt. Nun iſts zwar wohl wahr, daß man, wenns ſein mus, auch einmahl ein Paar Tage von Salz und Brodt leben könne; auf Reiſen will dis aber gerade am wenigſten gehen, und dann mus doch wenigſtens ein guter Trunk dabei zu haben ſein. Das Kellerelend war iedoch obendrein noch gröſſer, als das Küchenelend; ich fand nehmlich überall gutes Brodt. Nur muſte man nicht etwa gerade dazu kommen, wenn neuer Teich bereitet ward; denn alsdann ver-

ging jedem gesitteten Menschen auch sogar der Appetit zum Brodtessen daselbst. Aber — der Trunk, Herr B., der Trunk in allen diesen Wirthshäusern ging ins Abscheuliche. Man sah und schmeckte es ihm deutlich genug an, daß nicht die Brauer, sondern die Wirthe, welche ihn verkauften, daran Schuld wären; dessen ungeachtet lies man sich ihn theurer bezahlen, als das gute Getränk in den Städten. Kamen Reisende von gutem Stande, so forderten sie eine Bouteille, bezahlten sie, kosteten sie und liessen sie stehen. Den Wirthen gefiel das Ding; denn sie konnten auf solche Weise eine Bouteille zwei- dreimahl verkaufen. Aber die armen Fusgänger jammerten mich, wenn sie, von der Reise ermüdet, sich durch ein Glas Bier erquicken wollten, es vor den Mund nahmen und schauderten. Ich konnte mir, wie gesagt, wohl helfen. Ich nahm mein Flaschenfutter zur Hand, lies mir Brodt dazu geben, hielt so meine Mahlzeiten und lebte von Brodt und Wein. Herr B., sollte nicht in jedem Lande die öffentliche Polizei darüber wachen müssen, daß Reisende und Passanten besonders in solchen Wirthshäusern, wo sie einzukehren gezwungen sind, auf eine menschliche Art bedient würden? In den Städten hat man die Wahl; man fragt

nach dem besten Gasthofe und kehrt da ein. Was soll man aber auf öffentlicher Landstrasse anfangen? So ists doch also nicht erlaubt, daß solche Kneipwirthe vor allen andern Wirthen betrügen dürfen, wie sie wollen, d. h. daß sie nicht nur das elendeste Getränk führen, sondern daß sie es sich auch noch auf den theuersten Pfennig bezahlen lassen dürfen. Hier wäre doch wohl eine vorgeschriebene Taxe am allernöthigsten; hier müste doch wohl besonders darauf gesehen werden, daß die Schenkwirthe es mit Verschlechterung und Verderbung der Getränke nicht zu arg machten. Die Reisenden müsten mit ihren Beschwerden aus Humanität gehört werden; man müste diese Krüge, Schenken und Kneipen oft visitiren und ieden Wirth, der sich durch schändlichen Soff, den auch die Thiere nicht einmahl mögen, an Passanten versündigte, exemplarisch bestrafen. — —

Ich wiederhole nochmahls, lieber Herr B., daß mich all dis beschriebene Reiseelend in Ihrem Lande nie wieder treffen werde; lassen Sie sich aber die Sache der unzählichen Fremden, welche nach mir zu Ihnen kommen werden, zu Herzen gehen. Ich erwarte dis mit Gewisheit von Ihrem gemeinnützigen Karakter und werde

es sogar Ihrentwegen selbst mit Vergnügen hören, so oft mir nach einiger Zeit Reisende erzählen werden, daß sie besser reisen bei Ihnen gehabt, als ich. Ich aber werde an meine Fahrt durch Ihr Land denken, so lange meine Augen offen stehen.

XL.

Über die Spielsucht.

An den Herrn Staatsminister R. zu T.

Sie haben ein- für allemahl die Excellenz von mir verbeten und mir es zur Pflicht gemacht, nach alter Art ferner an Sie zu schreiben; so gehorche ich Ihnen. — —

Es geht Ihnen also ganz so, wie mir, mein edler Freund; ich habe mich auch von den gewöhnlichen Gesellschaften völlig zurückgezogen, weil ich nicht weis, was ich darin mit mir vornehmen soll. Alles spielt, und — spielen kann ich nicht täglich. Wie es aber bei Ihnen und bei mir ist, so ists iezt allenthalben; man kann sagen, daß der Spielgeist in alle Lande ausgegangen sei. Jeder Mann von Kopf und Herz klagt darüber, machts, wie wir, und isolirt sich. Traurig genug, daß der gesellschaftliche Ton unserer Nation so ver-

stimmt ward und daß man dadurch um seine eigenen Zeitgenossen kommt.

Gnädiger alter Freund — Sie scheinen mir zu tolerant bei der Sache. Sie beklagen blos den verderbten Geschmack unseres Zeitalters, wünschen seine Verbesserung und hoffen sie. Ich gehe weiter und — verwünsche ihn; ich betrachte ihn als die Ursache des allgemeinen Kopfs- und Herzensverfalls, des Verfalls des häuslichen Glücks, des Amts- und Berufseifers, der Gemeinnützigkeit und alles des geselligen Guten, das die Erde sonst hatte; ich halte es daher für Pflicht, statt blos zu hoffen, daß er sich von selbst, wie alle Moden, wieder verliehren werde, ihm rasch entgegen zu arbeiten, damit er sich noch eher verliehre, und das um so mehr, weil er noch immer im Zunehmen begriffen ist. Thun Sie nun iezt einmahl, als wäre ich auf ein Stündchen bei Ihnen und lassen mich über die leidige Spielsucht reden und ausreden.

Das Spiel sei, von welcher Art es wolle, so ist und bleibt es ausgemacht, daß Spielen eine Sache für Kinder sei. Diese, wenn sie allein sind, haben noch nichts zu thun, so spielen sie vor sich; und, wenn sie mit ihresgleichen beisammen sind, wissen sie noch nichts zu reden, so spielen sie

unter einander. Wenn sie nun auch den ganzen Tag spielen, so nimmt uns das kein Wunder; 's sind Kinder — sprechen wir. So oft also ein Erwachsener spielt, zeigt er sich wieder als ein Kind. Nun mag es ja immerhin sein, daß Erwachsene dann und wann spielen und daß also das gewesene kleine Kind aus ihnen manchmahl hervorblicke; wenn sie dann aber doch nicht leben können, ohne zu spielen, was sind sie anders, als wirkliche grosse Kinder? Wählen sie nun vollends das Kartenspiel zu ihrem Spiele, so sind sie noch thörichter, als die Kinder. Diese lieben doch wenigstens noch Spiele, bei welchen sie sich bewegen und den Umlauf ihrer Säfte befördern; die grossen Kartenspieler aber pflanzen sich an den Tisch dazu, sitzen da sechs, acht und mehrere Stunden hinter einander und verdicken alle Flüssigkeiten ihrer Maschine. Gott ehre mich unsere Buben, welche Ball spielen, vor unsern vornehmen Herren, welche den ganzen Nachmittag und Abend und die halbe drauf folgende Nacht beim Lomber oder Farao sitzen und, wenn sie aufstehen, darüber klagen, daß sie sich krumm und lahm gesessen hätten! Schlagt doch lieber Ball, spreche ich, oder schiebt Kegel, oder spielt Billiard; so wird wenigstens euer Zeitverderb nicht Gesundheitsverderb zugleich. Ich mag nicht weiter Linien ziehen zwischen Kindern und Spielsüchtigen; sonst dürfte

sichs wohl ergeben, daß so, wie es unsern gern spielenden Kindern auf allen andern Seiten auch anzusehen ist, daß sie noch in den Spiel- und Gaukeljahren leben, die Spielsucht auch unsern Erwachsenen viel anderweitigen kindischen Anstrich gebe. Man sehe nur oft ihr Betragen in Gesellschaften gegen einander, man höre da ihre Unterhaltungen ausser dem Spiele, ihre Urtheile über die ernsthaftesten Gegenstände, ihre Einfälle, ihren Witz, ihre Scherze — es läuft Alles so aufs Läppische hinaus, daß den gesetzten Mann davor ekeln mus. Genug aber, Spielen ist etwas Unmännliches, und so schickt sichs wenigstens nicht, daß es Männern zur Leidenschaft werde.

Dessen ungeachtet spielt, wer spielen kann, und selbst solche Männer, die den ausgebildetesten Verstand haben, erscheinen oft als Erzspieler. Ich habe Freunde unter diesen, welche ehemahls, wie ich, gegen das Spiel waren; als ich sie nach einigen Jahren wieder besuchte, wollte ich meine Konversation nach alter Art wieder mit ihnen treiben, aber — ia, genade Gott, die Zeiten waren vorbei; die Spieltische wurden gesetzt, und man konnte mit Verwunderung darüber gar nicht fertig werden, als ich die Parthie ausschlug. Ich würde die Metamorphose unbegreiflich gefunden haben, wenn mir nicht Einer von ihnen den Wink

zu ihrer Erklärung dadurch gegeben hätte, daß er sagte — „es sei einmahl ietzt der Ton so und er müsse sich seiner Verbindungen wegen in ihn fügen.“ Ob ich diesem nun gleichwohl ansah, daß er mit solcher Inbrunst spiele, daß er, wenn das Spielen noch nicht der Ton wäre, ietzt selbst es dazu machen helfen würde: so glaube ich doch in der That, daß seine Spielsucht so, wie er angab, entstanden sei. Seine Lage hatte sich nehmlich unterdessen geändert und er muste ihrentwegen mehr, als sonst, die gewöhnlichen Gesellschaften frequentiren. Da war nun nicht nur einmahl nichts weiter zu haben, als Spiel, sondern er glaubte es auch mit den Gesellschaftern nicht verderben zu dürfen. Er gab also ihrem Geschmacke nach und spielte mit, und ich bin fest überzeugt, daß er dis anfangs mit wahrem Verdrus gethan habe. Nach und nach verlohr sich der Verdrus und er spielte schon mit mehrerer Gleichgültigkeit. Endlich ging die Gleichgültigkeit in Wohlgefallen daran über, und so gewöhnte er sich das Spielen so an, daß er es nun nicht lassen kann. So verführt Einer den Andern; so werben die Spielergesellschaften unaufhörlich und so lassen sich oft die besten Köpfe zu solcher Kinderei hinreissen.

Wer wollte gegen die gemeinschaftlichen Freudengenüsse sein! Nein, Menschen, welche gemein-

schaftlich für eine und dieselbe bürgerliche Gesellschaft arbeiten, müssen sich auch gemeinschaftlich ergötzen dürfen. Was ist das aber für eine gemeinschaftliche Ergötzung, wenn sie blos zusammenkommen, um zusammen sich hinzusetzen und zu spielen! Die erste Eigenschaft, welche ein gesellschaftliches Vergnügen haben mus, ist doch wohl diese, daß Alle, die bei seinem Genusse sind, gleichen Antheil daran nehmen und dadurch zu gleicher Freudigkeit gestimmt werden können. Gesetzt nun auch, es wären lauter Spieler beisammen, so, daß Alle gleichen Antheil an der Spielunterhaltung nähmen, ist es möglich, daß sie sich dadurch auch in gleichem Grade ergötzen und erheitern können? Gewinnen Sie denn Alle? Wie mus die Stimmung der Verliehrer gegen die Stimmung der Gewinner kontrastiren! Und — je höher nun vollends gespielt wird, wie stärker mus der Kontrast sein! Die gerühmte Gleichgültigkeit nehmlich gegen Gewinn und Verlust ist so eine Narrenspoße, daß ein vernünftiger Mann mit Recht sich für beleidigt erklären kann, wenn er sie sich weis machen lassen soll. Sind denn die Spieler von gleichem Temperament? Sind sie Alle in der Lage, daß sie sich aus Gewinn und Verlust nichts machen dürfen? Doch, wozu Beweise dieser Art; man gehe in die erste beste Spielergesellschaft und überzeuge sich da von der Wahr-

heit der Sache durch den blossen Anblick der Spieler. Im Ganzen gilt alsó die Regel — in der Masse, in welcher das Spiel die Gewinner zur Heiterkeit stimmt, stimmt es die Verliehrer zum Verdrus. Selbst denen, welche gleichgültig scheinen, traue ich nicht; die Sache ist hier wohl nun die, daß mancher Spieler es mehr in der Gewalt hat, die Eindrücke, welche der Gang des Spiels auf ihn macht, zu verbergen, und daß er Gleichgültigkeit affektirt. Wie kann man also, auch nur von dieser Seite betrachtet, das Spiel ein gemeinschaftliches Vergnügen nennen, da es offenbar die grössere Hälfte der Gesellschaft zum Misvergnügen stimmt!

Gesetzt aber auch, es ginge wenig oder gar nichts verlohren, wozu ist nun am Ende die Gesellschaft beisammen gewesen, wenn sie aus einander geht? Haben sich diese Menschen wirklich genossen? Sind sie wirklich beisammen gewesen? Auf solche Weise, wenn sie weiter nichts thun, als spielen, wollten, brauchten sie nicht als Bekannte, Freunde und Mitbürger zusammenzukommen, sondern sie konnten als die einander fremdesten Menschen beisammen sein. Ja, wenn sie allerseits künstliche Maschinen gewesen wären, die zusammen gespielt hätten, hätten sie auch nicht viel weniger an einander gehabt. Ein kluger Mann

gab sich einst die Mühe, eine Stunde hindurch jedes Wort aufzuschreiben, das von drei andern Männern, die auch für kluge Männer gelten wollten, am Spieltische gesprochen ward, und las ihnen hernach das Ganze vor. Ein unsinnigeres und faderes Gemengsel von Interrogationen und Exklamationen hätte man auf einem Tollhause nicht hören können. Bei ähnlichen Versuchen wird Jeder ähnliche Erfarungen machen. Wenn dann nun aber ia auch zuweilen vernünftige Männer Diktaten zu so Sinn- und Zusammenhang-losen Manuskripten liefern mögen, sollten sie sich nicht vor einander und vor sich selbst schämen, es oft, oder gar tagtäglich, zu thun? Sobald in der Gesellschaft die vertraute oder auch nur freundschaftliche Unterhaltung wegfällt, hört sie auf eine wahre menschliche Gesellschaft zu sein. Die Sprache ists ia eben, welche uns in so hohem Grade gesellig macht; so müssen auch Gespräche der Hauptzweck aller gesellschaftlichen Zusammenkünfte sein. Leider haben nun diese der Spielsucht Platz machen müssen. Man kommt zusammen, begrüsst sich und — spielt; man hört auf zu spielen, nimmt Abschied und — geht wieder aus einander. Es ist also ebensoviel, als wäre man gar nicht beisammen gewesen. Mir fällt dabei ein drolligter Vorgang ein. Ich erkundigte mich einmahl bei Mehreren nach einem Fremden; man wies mich an

einen Mann, der ihn sehr gut kennen sollte. Ich befragte mich also bei diesem um ihn. „O ia, ich kenne ihn speciell, speciell, antwortete er, denn ich habe einsmals zu L. sechs Wochen lang tagtäglich mit ihm gespielt.“ Als ich nun die Specialien gern hören wollte, wuste er weiter nichts, als daß er — sechs Wochen lang mit ihm gespielt. Zu einer Unterredung war es zwischen Beiden nie gekommen. O des Unsinns, der allen Nutzen und Frommen menschlicher Zusammenkünfte zerstört! Die traurige Ausrede, daß viel Menschen wenig zu reden hätten und zu reden wüsten, und daß man sich also ohne Spiel in den Gesellschaften nur angähnen würde, dient doch wohl zu weiter nichts, als unsere Ignoranten zu privilegiren, Ignoranten zu bleiben. Wer nicht mitreden kann, der höre zu, wenn Andere sprechen — dis folgt doch wohl weit natürlicher. Und, wenn das Spiel vollends als das beste Mittel gepriesen wird, die verleumderischen Zungen in der Gesellschaft in Zaum zu halten: so mus es ia ieder rechtliche Mensch für eine Iniurie annehmen, wenn er zum Spiele eingeladen wird. Es ist ebenso, als wenn man zu ihm sagte — Lassen Sie uns eilen, uns über die Kartenblätter herzumachen, ehe Sie sich über unschuldige Leute hermachen.

Man tadelt es schon mit Recht an einem Menschen, wenn er die Gesellschaftsgenüsse übertreibt und keinen Tag ohne sie verleben kann. Wenn es nun aber vollends blosse Spielgesellschaften sind, die er tagtäglich frequentirt — welch eine aftermenschliche Anwendnng von der Zeit macht er! Ist das Leben dazu da, daß es verspielt werde? Mein edler Freund, die Spielsucht ist ein greuliches Ding; sie streitet wider die menschliche Bestimmung und vereitelt sie endlich ganz. Unsere Bestimmung ist, immer weiser, besser und thätiger für die Welt zu werden.

Daß man am Spieltische nichts lerne und keine Kenntnisse der Wahrheit und andere nützliche Kenntnisse einsammle, brauche ich wohl kaum in Erwähnung zu bringen. Die Spielzeit selbst geht also geradezu für den Kopf verlohren, und dis allein schon sollte Jeden von vielem Spielen abhalten. Noch weit schlimmer aber ists, daß der ausgelassene Hang zum Spiele auch auf die übrige Zeit ausser dem Spielen unaufgelegt und ungeschickt zur Einsammlung ernsthafter und gemeinnütziger Kenntnisse macht. Vieles Spielen ist zu heftige Zerstreuung, durch welche der Kopf wüste wird. Die Fantasie wird mit zu vielen lebhaften und bunten Bildern angefüllt, als daß sich die Urtheilskraft durch sie durcharbeiten könnte.

Erzspieler spielen endlich in Gedanken unaufhörlich. Wo sie gehen und stehen, da pointiren sie, oder fordern Trumf, koupiren und sürkoupiren, und sehen leibhaftig aus wie sechs Matador und Tout. Richten sie ja ihre Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände, so müssen diese doch spielähnlich, d. h. Bagatellen, leichte Ideen u. s. w. sein. Versuchen Sie es einmahl und wollen so einen Menschen auf einen wichtigen Gegenstand, auf eine Betrachtung, die Anstrengung erfordert, fixiren; Sie werden sehen, daß er Ihnen unter den Händen entschlüpfe. Es ist also äuserst traurig, wenn junge Leute, die sogar erst noch die Grundkenntnisse einsammlen sollen, schon spielsüchtig werden; sind dis vollends Studirende, so wird nie aus ihnen etwas Rechts. Ganz gewis daher in unsern spielsüchtigen Tagen auch die Menge von Halbgelehrten und blos oberflächlich Wissenschaftlichen, die uns zugleich mit Recht befürchten lässet, daß es am Ende wohl gar an Männern von wahrer Gelehrsamkeit fehlen dürfte. Man will nun auch *spielend* Alles *lernen*, statt, daß man sonst mit eisernem Fleis studirte.

Wie es mit dem Kopfe ist, so ists auch mit dem Herzen. So wenig man durch das Spiel klüger wird, so wenig wird man auch besser dadurch. Vielmehr ist übertriebener Hang dazu der

nächste Weg, in hohem Grade schlecht und immer schlechter zu werden. Ich habe Ihnen schon vorhin das Bekenntnis meines Unglaubens an die Gleichgültigkeit der Spieler bei Gewinn und Verlust abgelegt; dort betraf es aber nur das gleiche Vergnügen der Spieler, hier betrift es ihren moralischen Karakter, und so verdient die Sache noch mehr Auseinandersetzung. Ich weis in der That nicht, ob ein Mensch, wenn er dergleichen Gleichsinn gegen Gewinn und Verlust auch wirklich besässe, sich seiner rühmen dürfe. Verliehrt er, so hätte er ia das Geld, welches er da auf den Tisch, wie zum Fenster hinaus, wirft, zu edleren Endzwecken anwenden können. Gewinnt er, so hätte der Mitspieler das verlohrne Geld ebenfalls besser anwenden können. Denkt derienige aber wohl löblich, der sich nichts daraus macht, ob er selbst oder ein Anderer mit Geld Gutes thue, oder Geld verschleudere, einige gute Handlungen mehr zu verrichten im Stande sei, oder weniger? Doch — wir haben der Gleichgültigkeit wegen nichts zu besorgen. Warum spielt man denn um Geld? Damit das Spiel einiges Interesse bekomme, heisst es. Warum spielt man gar hoch? Weil das nidrige Spiel nicht Interesse genug hat. Wie kann denn ein Mensch, für den das Spiel ohne Geld gar kein Interesse, und das Spiel um viel Geld erst viel Interesse hat, uns glaubend machen wol-

len, daß es ihm Einerlei sei, er gewinne oder verliehre? Er will, wie er sagt, daß seine Aufmerksamkeit aufs Spiel gereitzt und erhöhet werde; will er denn aber diese seine Aufmerksamkeit noch obendrein auch theuer bezahlen, oder will er sie nicht lieber von Andern bezahlt wissen? Und — woher kommen die mehresten Zwistigkeiten beim Spiele, welche selbst unter vornehmen Spielern nicht selten sind? Warum klagt man so, wenn man kein Glück hat? Warum mutzt der, welcher in Verlust ist, den begangenen Spielfehler Anderer so auf und mokirt sich darüber, daß ihnen, wenn sie im Glück sind und wagen, Alles gelinge? Mir antwortete zwar einmahl ein vornehmer Mann, der allemahl zu zanken pflegte, wenn er verlohr, daß es ihm gar nicht ums Geld zu thun sei, das er verliehre, sondern daß es ihn ärgere, von seinem Gegner überwunden zu werden; laufts denn aber nicht am Ende auf Eins hinaus, ob man aus Gewinnsucht, oder aus Stolz, zanke? Das Spiel gibt doch Anlas dazu und macht mithin schlecht. Im Grossen fällt das Unmoralische des Spiels freilich mehr in die Augen, als im Kleinen. Darum mus man Gelegenheit suchen, einen stark besetzten Faraotisch zu sehen; ich füge aber gleich hinzu, daß ich es keinem Menschen von feinen Empfindungen zumuthe, dergleichen öfter, als einmahl, zu sehen. Eine

schändlichere Gruppe von wahrhaftig sprechenden Ausdrücken der menschenfeindlichsten Gesinnungen aller Art giebt es nicht, als da. Wie es aber im Grossen ist, so ists im Kleinen; nur weniger auffallend. Jeder Verlust im Spiel ist fehlgeschlagene Hofnung; diese ist nicht nur an sich unangenehm, sondern erregt auch Widerwillen gegen den, durch den sie fehlschlug. Dis ist so wahr, als es wahr ist, daß ieder Gewinn, den wir im menschlichen Leben machen, uns gegen den, der ihn uns machen hilft, geneigt, und iede Wohlthat gegen den Wohlthäter dankbar macht. Und — wie stehts um die Theilnehmung beim Spiele? Ist es möglich, daß da sich der Eine über des Andern Glück freuen könne? Dieses ist ia offenbar sein Unglück. Ist es möglich, daß Unglück da Mitleid erregen könne? Es ist ia Gewinn für den Andern. Neid vielmehr fühlt der, welcher im Verlust ist, gegen den, der im Gewinn ist, und Schadenfreude der Gewinner gegen den Verliehrer. Jener sowohl, als diese, geben sich ia deutlich genug zu erkennen, und wenns auch nur durch Minen wäre; man gebe nur Acht darauf. Warum wollen wir denn aber so gehässige Leidenschaften, die die Vorfälle des wirklichen Menschenlebens schon oft genug in uns erregen, auch noch durch unsere Vergnügensgenüsse befördern? Will man sagen, daß man da-

vor auf seiner Hut sein müsse, so ist ia das Spiel so einer Hut nicht werth. Ist es nicht auch lächerlich, sich einer unnöthigen Hut der Art zu unterwerfen, da wir genug damit zu thun haben, sie in nöthigen Fällen gehörig zu betreiben? Und — kann ein Mensch immer auf so einer Hut und Warte stehen? Die Spielsüchtigen also, die Menschen, die nicht leben können, ohne zu spielen, laufen offenbar Gefar, alles gute und milde Gefühl für Andere zu verliehren, und verliehren es gröstentheils auch wirklich. Wenn Widerwille gegen Menschen, wenn Untheilnehmung, Neid und Schadenfreude tagtäglich sich einer Seele bemächtigen, was soll zuletzt aus dieser Seele werden? Von Arglist, die das Spiel lehrt, von Betrügereien, wozu es leicht verleitet, will ich nicht einmahl reden.

Nehmen wir endlich die Thätigkeit für die Welt — hilf Himmel, wie steht es um sie bei unsern Spielsüchtigen! Spielen heisst Nichtsthun; wie kann man von einem Menschen, der sich an Nichtsthun gewöhnt, erwarten, daß er bei ieder vorkommenden Gelegenheit Viel thun werde? Das ewige Spielen spannt die Arbeitskraft herab und benimmt die Lust zu ernsthaften Geschäften. Es ist also schon nicht recht, wenn Leute, die in Unabhängigkeit und ohne alle bestimmte

Berufsgeschäfte leben, spielsüchtig werden; wollen sie denn gar nichts für die Welt leisten? Wie müssen die wackern Menschen in den untersten Ständen, welche vor Arbeit an kein Spiel kommen können, gegen sie ergrimmen, die vor Spielen an keine Arbeit kommen können und dabei doch weit mehr Wohlleben haben! Aber freilich wird die Sache noch weit böser, wenn die Spielsüchtigen in öffentlichen Berufen leben und wohl gar wichtige Aemter bekleiden. Ich habe Richter gekannt, die, wenn sie bis in die sinkende Nacht gespielt hatten, Tags darauf, wenn angesetzte Termine waren, im Gericht erst die Akten besahen und nicht wusten, was sie den Partheien sagen sollten. Ich habe Prediger gekannt, die Sonntags früh in der Schenke noch spielten, und, wenn der Pot sich sehr häufte, lieber eine Stunde später einlauten liessen und dann auf der Kanzel sprachen, was ihnen in den Mund kam. Ich habe Aerzte gekannt, die, wenn sie einmahl am Spieltische fest sassen, die Patienten, welche nach ihnen schickten, eher sterben und verderben liessen, als daß sie aus dem Spiele gegangen wären. Wenn es dann aber auch immerhin nur Wenige sein mögen, die es so arg treiben, so kann es doch nicht anders sein, als daß Spiel und Berufsübung oft in Kollision kommen müssen. So ist also das Geringste, was fast durch-

gängig geschieht, daß man diese, wenn es einigermassen möglich ist, des Spiels wegen aufschiebt, oder daß man sie, wenn man sie nicht aufschieben kann, nur obenhin und halb betreibt, um zur gesetzten Zeit in der Spielgesellschaft sein zu können. Sitzt man dann bis spät in die Nacht hinein, so geht man Tags drauf mit wüstem Kopfe an seine Geschäfte; wie elend mus da ihre Betreibung ausfallen! Und hat man Abends vorher gar starken Verlust gehabt, wie wird man sich durch Unlust zur Arbeit an seinem Berufe dafür rächen! Ja, und wäre auch dis Alles nicht, ist nicht Jeder, der dem Staate, der Kirche und seinen Mitbürgern dient, verbunden, sich durch fortdauernde Vermehrung seiner Kenntnisse geschickt zu machen, ihnen noch immer besser zu dienen? Man nennt dis gemeinhin fortstudiren. Jeder ist schon sich selbst schuldig, solches zu thun, wenn es auch das allgemeine Wohl nicht von ihm erheischte. Erwägt man nun aber, wie Viele schon blos der Gedanke, daß sie Amt und Brodt einmahl haben, davon abhalte; erwägt man ferner, wie noch weit Mehrere durch Menge der Geschäfte und äuserliche Lagen davon abgehalten werden: wie mus man vollends am Fortstudiren verzweifeln, wenn die Spielsucht sich noch dazu gesellt! Nun wird iede Stunde, welche noch hierzu verwendet werden könnte und ver-

wendet werden sollte, dem Spiele gewidmet. Daher entsteht es dann, daß man sich in allen Aemtern und öffentlichen Berufen blos am Schlendrian, d. h. an ewiger Einerleibehandlung der Alltagsvorfälle begnügt und sich nichts daraus macht, Staat, Kirche und Mitbürger mögen damit zufrieden sein, oder nicht. Ja, ia, lieber, gnädiger alter Freund und Gönner, die eingerissene Spielsucht spielt uns gegenwärtig den vermaledeitesten Streich bei Verwaltung aller Arten von öffentlichen Bedienungen, von den obersten an bis zu den untersten. Alle die, welche sich ihr ergeben, gehen nicht vorwärts in ihren Amts- und Dienstkenntnissen; wer aber nicht vorwärts gehe, der geht rückwärts. Daher die kaum nothdürftige Verwaltung so vieler öffentlichen Stellen. Was nun vollends das Gute betrift, welches Spielsüchtige, die dergleichen Stellen bekleiden, noch ausser denselben, oder ausser dem Kreise ihrer Amtspflichten, thun könnten: so ist daran bei ihnen gar nicht zu denken. Wie sollten Leute, denen ihre vollkommenen Pflichten schon zu Viel werden, und die zu diesen nicht einmahl Zeit und Ruhe genug haben, Musse und Lust zu unvollkommenen Pflichten, zu freiwilligen Ausübungen der Menschenliebe, haben!

Wahr ists also, daß die Spielsucht die ganze Bestimmung des Menschen zerrütte. Man könn-

te auch in der That, um dis zu glauben, blos an der traurigen Wahrnehmung sich genügen lassen, daß sie die, welche sich ihr ergeben, für die edleren und reineren Freuden des Lebens abstumpft und ihnen diese oft gar wirklich verleidet. Wenn man z. E. noch blos im Winter oder an regnichten, stürmischen Tagen, wo uns die Natur den Zutritt zu sich versagt, spielte! Aber nein, das geht iahrausiahrein so; die Jahreszeit sei noch so mild, der Abend noch so himmlisch, man pflanzt sich in seinen Stuben und Sälen an den Spieltisch, oder thut allenfals der Natur die Ehre an, daß man diesen unter eine ihrer Lauben oder mitten in ihren freien Schos hinträgt. Ich werde etwas ganz Eigenes in seiner Art nie vergessen, das ich zu St. mit ansah. Ein dasiger Kaffetier nehmlich, der mehrere solcher Spiellauben in seinem Garten hatte, hielt einen Burschen darauf, der die häufigen Nachtigallen von selbigen verscheuchen muste, weil die Spieler klagten, daß sie vor dem Geschmetter dieser Kanaillen weder ihre Gedanken beisammen haben, noch einander ein Wort verstehen könnten. So geht durch das leidige Spiel zulezt aller Geschmack an den Freuden der Natur verlohren, zu deren Genus doch der Mensch vorzüglich bestimmt ist, die für ihn unter allen Geschöpfen einzig und allein da sind und die sein Herz in demselben Grade zu

edlen Gesinnungen stimmen würden, wie ihn das Spiel dazu verstimmt. — Nehmen Sie ferner die Freuden höherer Freundschaft. Leute, die es einmahl so weit gebracht haben, daß sie spielen müssen, um sich nicht selbst zur Last zu sein, ist es am Ende Einerlei, mit wem sie spielen; wenn sie nur spielen können! Beim Spiele wird weiter an nichts gedacht, als an das Spiel, und ausser dem Spiele bekümmert man sich nicht weiter um einander. Von Freundschaft ist also hier gar keine Rede. Sind es aber auch wirklich sogenannte Freunde, die zusammen spielen, so sind die Gesinnugen, welche ihnen das Spiel gegen einander einflösst, für die Freundschaft eben nicht erbaulich. Ich dächte, daß es mich an meinen Freund nicht inniger fesseln könnte, wenn ich durch ihn in grossen Verlust gesetzt würde; und ebenso könnte ich auch nicht denken, daß ich mir ihn dadurch mehr verbinden würde, wenn ich ihm sein Geld abnähme. Gehe ich zu weit oder nicht, wenn ich glaube, daß so eine Freundschaft mehr eine Gaunerei gegen einander, als Freundschaft, sei, und daß sich der Geist der Gaunerei beim Spiel nach und nach in alle übrigen Verhältnisse und Verhandlungen gegen einander im bürgerlichen Leben überschleiche? Gnädiger alter Freund, ich meine dis wenigstens schon oft wirklich bemerkt zu haben. Die übrigen Freundschaftsstö-

rungen, welche beim Spiele nur gar zu leicht vorfallen, will ich nicht einmahl in Erwähnung bringen. Genug, für den eigentlichen, herzlichen und höhern Genus der Freundschaft verliehrt man den Sinn, wenn das Erste und Letzte immer ist, daß man mit seinen Freunden nur spielen will. Die Ergiessungen des Herzens gegen einander unterbleiben; die Gespräche werden abgekürzt; auf interessante Gegenstände kommt man nicht, weil man nur unter einander zu kindern gewohnt ist; die gegenseitige Theilnehmung ist nicht weit her; die Wirksamkeit für einander noch weniger; und — leiden können sollen für einander gar, hilf Himmel, welche halbe Unmöglichkeit! O wehe der Spielsucht, die so um die himmlischen Freuden aller Seelenvereinigung bringt, durch welche sich doch besonders der Mensch als ein Wesen von höherer Art fühlen sollte! — Nehmen Sie endlich noch die Freuden des häuslichen Lebens, die schönsten, wesentlichsten und menschlichsten unter allen Freuden. Da die Spielsucht auch zugleich den Hang zu ausserhäuslichen Gesellschaften hervorbringt, so verleidet sie unmittelbar dadurch das Familienleben. Viele thun daher ganz Verzicht darauf und bleiben ledig. Noch Mehrere bauen zwar eine Familie, aber ihre häufige Abwesenheit vom Hause macht, daß sie für selbige so gut wie gar nicht da

sind. Die Gattenliebe ist dann wenig mehr, als das Gegentheil der Ehescheidung von Tisch und Bette, und die Erziehung der Kinder wird blos zuerst als ein Geschäft des Gesindes, und dann als ein Geschäft des Schulmeisters, betrachtet; selbst bekümmert man sich wenig um sie. Beiammern Sie mit mir solche arme Kinder, deren Vater tagtäglich ausser dem Hause zu Spiele geht, und deren Mutter unterdessen auf ihrem Zimmer sich, wie ihr Mann, die Zeit vertreibt. Wie es aber nur möglich ist, daß Menschen das sanfteste und dauerhafteste Glück des Lebens — Gattenliebe und Kinderliebe — so leichtsinnig hingeben und die heiligsten und seligsten Gefühle des menschlichen Herzens so geringachten können! Doch eben darum, weil die Spielsucht dis zu bewirken vermag, so ist sie in meinen Augen eins der verwünschenswürdigsten Laster, das ich kenne.

Ich komme noch auf den Geldaufwand, welchen diese Leidenschaft verursacht. Ich habe noch wenig reichgewordene Spieler gesehen, verarmte aber genug. Auch möcht' ich, wenn ich der ärmste Mensch wäre, durch Gewinn im Spiele nicht reich werden; es würde mir, so lange ich lebte, nicht anders zu Muthe sein, als wenn ich lauter gestohlnes und ungerechtes Gut in meinem Hause hätte. Gewis kennen Sie, mein Freund, eben-

so, wie ich, Viele, die im eigentlichen Verstande Alles verspielt haben, die ein ansehnliches Vermögen von ihren Eltern ererbt hatten und nun wirkliche Dürftige sind. Wenn solche Menschen darüber nachdenken mögen, wie sie durch ein Paar Spieliahre ihr ganzes Leben elend gemacht, oder wie sie wohl gar durch ein Paar Abende nur, an welchen sie grosse Summen auf ein einzelnes Kartenblatt setzten, ihren unheilbaren Ruin bewirkt — wäre es zu verwundern, wenn sie Selbstmörder würden? Leider ist das auch oft genug das schreckliche Final der Spielsucht. Man hat seine Mitbürger gemisbraucht und Schulden gemacht, in der Hoffnung, mit fremden Gelde sein eigenes wiederzugewinnen; man sieht sich getäuscht, soll wiederbezahlen und bezahlt mit der Haut. Man hat Mündelgelder oder herrschaftliche Kassen unter sich und nimmt heraus, um vom Gewinn wieder einzulegen; man hat sich betrogen, soll Rechnung ablegen und — quitirt sich selbst mit der Kugel durch den Kopf.

Wenn es aber auch mit der Verschwendung durchs Spiel nicht immer so aufs Höchste getrieben wird: so sollte man sich doch iedes starken Aufwands, welchen die Spielsucht verursacht, schämen. Und, wenn es der reichste Mann wäre, den auch täglicher beträchtlicher Verlust weiter nicht

kümmern dürfte: ist das wohl der Zweck, zu welchem ihn ein günstiges Geschick mit grossem Vermögen beschenkt haben sollte, daß er sich dadurch zum Erzspieler berufen fühle und seinen Ueberflus durch Karten und Würfel verspende? Gibt es denn keine Unglücklichen um ihn her, deren Beistand er werden könnte — keine junge Anfänger in Künsten und Professionen, deren Glück er gründen könnte — keine gemeinnützige öffentliche Anstalt, die er vorzüglich befördern könnte? Nähme er nur die Hälfte der Summen, welche er jährlich zum Verspielen bestimmt, und wendete sie hierzu an, was für ein edlerer Mann wäre er! Aber, Freund Minister, das ist solchen Menschen zu pfahlbürgersch gedacht; das nennen sie salbadern und lachen darüber. Gemeiniglich sind diese Ersten beim Spiele die letzten bei der Wohlthätigkeit, und, wenn auch dis nicht der Fall ist, so könnten sie doch, wenn sie ihre Spielsucht auch nur mässigten, sich weit freigebiger bezeigen. So aber machen sie den guten Werth gerade am unrechten Orte; auch mag Mancher von ihnen sich durch den Verlust im Spiele wirklich so erschöpfen, daß ihm für die Menschenliebe Wenig übrig bleibt.

Wenn sich nun aber vollends Leute der Spielsucht ergeben, die blos ihr gehöriges Auskommen

haben — was gleicht dieser Thorheit? Haben sie dis nur alsdann, wenn sie ihre Berufsgeschäfte gehörig betreiben, so schmälert ihnen ja der häufige Zeitverlust selbst schon das Auskommen; kommt dann öfterer Geldverlust im Spiele noch dazu, wie machen sie sich das Leben kummervoll ohne Noth! Gesetzt, daß sie auch ganz einsam lebten, könnten sie nicht sorgenloser und gemächlicher leben, wenn sie das Spiel aufgäben? Auf solche Weise müssen sie sich aber selbst das entziehen und abkargen, was sie auf Karten und Würfel verschwenden. Haben sie, wie oft der Fall ist, hierzu nicht Lust, so behandeln sie den Mitbürger, welcher Verkehr und Angelegenheiten mit ihnen hat, hart und zapfen dem Armen noch den letzten Blutstropfen ab, um nur ihren Wohllebenstrieb und ihre Spielsucht zugleich befriedigen zu können. Unterstützung Verunglückter aus eignen Mitteln ist vollends eine Rubrik, welche in ihrem Moralsistem gar keinen Platz findet. Leben sie aber nicht einsam, sondern sind sie Familienväter, wie heillos ist alsdann ihre Spielsucht! Frau und Kinder müssen dann zu Hause oft Noth leiden, während daß sie in ihren ausserhäuslichen Gesellschaften den Verschwender machen. Auf die Erziehung der Kinder kann Wenig gewendet werden; diese wachsen wie die Tannen im Walde auf und können wohl kaum ihre Blösse decken. Grausam

nimmt der Vater Barbar, wenn die Spielstunde schlägt, das letzte Geld zusammen und eilt damit fort, unbekümmert darum, ob zu morgen noch Brodt im Hause sei, oder nicht. Die ganze Familie seufzt und ächzt ihm nach. Kommt er Abends wieder nach Hause, so sehens ihm Frau und Kinder gleich an, wenn er auch das Letzte verspielt hat, und laufen zu Winkel; weil sie aus Erfarung wissen, was ihnen in solchen Fällen bevorstehe. Er, der Sünder gegen sie, thut, als hätten sie sich an ihm versündigt, übt Rache an ihnen für das Böse, das er ihnen gethan, tobt über iede Kleinigkeit und spielt den Wüterich im ganzen Hause. —

Durch diese Darstellung, edler Mann, hoffe ich auch Sie gegen die leidige Spielsucht intoleranter gemacht zu haben, und — hierum wars mir sehr zu thun. Ich behauptete nehmlich, daß man diesen verderbten Geschmack unseres Zeitalters nicht blos beklagen, sondern ihm auch entgegenarbeiten müsse, damit er sich noch eher wieder verliehre, als er sich etwa von selbst verliehren möchte, wozu überdis noch nicht der geringste Anschein ist. Wer könnte ihm aber in einem Lande kräftiger und glücklicher entgegenarbeiten, als — die Minister des Landes? Ja freilich, wenn diese selbst Spieler sind, dann ist Alles verlohren; wohl also, dreimahl wohl Ihrem Lan-

de! Sie, in voller Antipathie gegen den Spielgeist — Sie, auf dem ersten Posten des Staats — o thun Sie doch Alles, diesen Alles verkehrenden Geist aus Ihren Grenzen zu verbannen!

Vor allen Dingen schaffen Sie die Hazardspiele ab. Diese sind die unsinnigsten, unsittlichsten und ruinirendsten Spiele. Warlich, in einem gesitteten Staate mus es einem Menschen nicht einmahl leichter gemacht werden, an einem Abend sich um sein ganzes Vermögen zu bringen. Den Selbstmord kann zwar auch die Obrigkeit nicht immer verhüten; gibt sie aber wohl Gelegenheit dazu? Auch ists nicht genug, wenn man die Erlaubnis der Hazardspiele etwa nur auf die Messen und Märkte einschränkt. In einem guten Lande mus nicht nur kein Bürger desselben, sondern auch kein Fremder unter öffentlicher Firma toll und rasend handeln dürfen. Es bleibt auch nicht dabei, daß die Fremden nur spielten; sind die Hazardspiele zu solcher Zeit einmahl erlaubt und ist der Spielgeist im Lande einmahl herrschend, so spielt sie auch der Bürger mit. Ists denn auch wohl recht, daß man, wenn in andern Ländern dergleichen Spiele verboten sind, den Bürgern derselben Gelegenheit lasse, die Gesetze ihrer weisen und wackern Obern ausserhalb Landes mit Füssen zu treten? Sollten nicht alle Obrigkeiten vielmehr gemeinschaftliche Sache machen,

in heilsamen und Moralität befördernden Einrichtungen einander zu unterstützen und den gegenseitigen Unterthanen es unmöglich zu machen, ihre wirkliche Obrigkeit irgendwo, es sei, wo es sei, ungestraft verspotten zu dürfen? Der moralischgute Mensch weis nicht, wie ihm zu Muthe werde, wenn zur Entschuldigung der Erlaubnis der Hazardspiele in allgemeinen Verkehrzeiten ihm gesagt wird, daß dadurch der Markt blühender würde, daß viel Fremde, die sonst nicht kommen würden, den Markt blos deshalb besuchten und daß also die Marktstadt selbst an Nahrung dabei gewönne. Wodurch also eine Stadt zur Marktzeit an Nahrung gewinnt, das ist zur Marktzeit zu erlauben? — Hilf Himmel, welch ein unmoralischer Satz in der Politik! Was würde man sagen, wenn man in Folge dieses Satzes den Vorschlag thäte, auch Falschmünzen zur Marktzeit zu erlauben? Dis würde erst recht viel Fremde in die Marktstadt ziehen, die sonst nicht dahin gekommen wären, und also der Stadt noch weit mehr Nahrung verschaffen... Man kann auch sicher darauf rechnen, daß da, wo Hazardspiele während der Messe- und Marktzeit erlaubt sind, solche auch ausser derselben nicht unterlassen werden; das Wohlgefallen an ihnen ist einmahl erregt; so begibt man sich aus den Kaffehäusern zu Winkel und feiert da, wenn der öf-

fentliche Markt vorüber ist, verschlossenen Markt. Es müssen also dergleichen Spiele niemals erlaubt sein. Sobald die Obrigkeit nur will, d. h. ernstlich will, mus es ihr ein Leichtes sein, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Nur eines Verbots bedarf es, das aber nach Umständen scharf sein und auf dessen Vollstreckung in iedem vorkommenden Falle ohne Ansehen der Person gehalten werden mus.

Dulden Sie auch das zu hohe Spielen nicht länger, Freund Minister. Dieses kann in der That auch zum Hazardspiele ausarten. Ich sehe nicht ein, warum die Obrigkeit nicht das Recht habe, ieder Art von Spielen den höchsten Preis zu setzen, um welchen sie nur gespielt werden dürften. Stände dieser gewissen Spielern nicht an und rächten sie sich dafür an der Polizei dadurch, daß sie ihr zum Possen nun gar nicht mehr spielen wollten, so wäre dis ia eine sehr wohlthätige Rache für sie selbst, für ihre Familie und für die bürgerliche Gesellschaft. Gewis, gewis sollte doch Alles geschehen, was den Bürger nur abhalten kann, sich und die Seinigen zu Grunde zu richten.

Die Spielsucht selbst aber wird iedoch durch diese beiden Vorkehrungen noch nicht verbannt werden; darum mus noch Mehr geschehen. Wak-

kerer Herr und Freund, bewegen Sie Ihren gnädigsten Herrn dahin, daß er feierlich bekannt mache, daß in seinem Lande hinfort niemand mehr die geringste Staats, oder Kirchenbedienung erhalten solle, der — der Spielsucht überwiesen werden kann, und daß ieder schon wirkliche Diener, der der Spielsucht ergeben ist, wenn er sich nicht darin mässigt, abgesetzt werden solle. Glauben Sie, so ein Manifest wird auf die Dienerschaft wirken. Berechnen Sie zugleich die starke Anzahl derselben und erwägen Sie, daß ieder Diener wieder seinen kleinen Anhang, seinen Kreis von Freunden habe, auf den sein Beispiel unverzüglich wirken wird. Aus vielen, aus sehr vielen Familien wird sofort unmittelbar und mittelbar dadurch der Spielgeist vertrieben werden, und sie werden insgesammt wieder an edleren Vergnügungen und Zeitvertreiben Geschmack finden. Die Diener selbst sollten sich doch in der That in unsern Tagen so ein Gesetz wider die Spielsucht geben und nicht darauf warten, daß es der Fürst erst ihnen gäbe. Auf der einen Seite klagen sie, daß ihre Besoldungen, die noch aus alten wohlfeilen Zeiten herrührten, nicht mehr hinreichend wären, und auf der andern vernimmt ihr Fürst, daß sie tagtäglich in den Spielhäusern liegen. Wie kann er glauben, daß er nöthig habe, ihnen Zulagen zu machen? Thut er nicht recht daran, wenn er auf

ihre Klagen antwortet — „machts, wie eure Vorweser, und — seid nicht Spielsüchtige, so habt ihr genug, wie sie"? O hörten doch auf diese Vorstellung die Diener an allen Orten und Enden! Die Spielsüchtigen unter ihnen schaden nicht nur sich, sondern auch allen ihren häuslichlebenden Mitdienern. „Die Leute stehen zu gut, heissts, sonst würden sie nicht so spielen — Ew. Durchlaucht, Ew. Malestät müssen ihnen den Brodtkorb höher stellen."

Sehen Sie noch weiter, Freund Minister, und bewegen Sie Ihren Fürsten dahin, daß kein spielsüchtiger Pachter mehr zur Pacht in Ihrem Lande gelassen werde, daß kein spielsüchtiger innländischer Kaufmann weiter Lieferungen an den Hof habe, daß kein spielsüchtiger Handwerker, von dem Tapezierer an bis zum Schuster, Arbeit für den Hof fernerhin bekomme. Sie werden Wunder sehen, welche Sie in der Spielwelt in allen Ständen bewirken. Gäbe Ihr Fürst vollends zu erkennen, daß seine Diener es mit Kaufleuten, Künstlern und Handwerkern ebenso halten möchten, wie Er — ich bitte Sie, wie würde der unselige Spielgeist bei Nacht und Nebel aus der Residenz, und so nach und nach aus dem ganzen Lande entfliehen! — Dis sind wenigstens reinere Anstalten gegen die Spielsucht, welche ein Fürst treffen kann, als die ich unlängst in einem gewissen Lande fand.

wo man die Spielkarten stempelte und hundert Thaler Strafe darauf setzte, wenn mit ungestempelten Karten gespielt würde. Das Stempeledikt war noch nicht sechs Wochen alt und ein dasiger Finanzrath, der den Einfall dazu zur Welt gebracht hatte, versicherte mir auf seine Ehre, ??? daß man schon an sechstausend Thaler dadurch lukrirt hätte. Nicht wahr, Herr Minister, die Nahrung ist wunderlich?

Doch — ich erinnere mich gern an das, was Sie mir oft gesagt haben, daß ich, wenn die Rede von allgemeinen Reformen wäre, von den Fürsten allein nicht Alles verlangen sollte, sondern daß jeder kluge und gute Bürger dabei auch mitwirken müsse. Sie haben Recht. So wirken Sie, als der erste Bürger in Ihrem Staate, auch für Ihre Person mir zum Beispiele mit. Isoliren Sie sich nicht weiter! Nehmen Sie zwei, drei Freunde, die dem Spielgeiste so gram sind, wie Sie, zur Hand und formiren Sie durch Beihülfe derselben eine Gesellschaft, deren erstes Gesetz ist, daß nicht gespielt werde. Ihr Ansehen, ihr Einflus werden diese Gesellschaft bald zahlreich machen. Es werden sich andere Gesellschaften darnach bilden, und endlich wird es zum Bürgerbrandmark werden, Mitglied einer Gesellschaft zu sein, die blos Spielgesellschaft ist.

XLI.

Über Volksfeste.

An einen Mann, der allen Menschen Freude gönnet.

Von Ihrer Denkungsart, mein Geliebter, war es zu erwarten, daß Sie sich dem Plane, die einzige jährliche Lustbarkeit, welche die untersten Stände bei Ihnen haben, abzuschaffen, widersetzen würden, und Sie erndten mit Recht dafür den Beifall aller Menschenfreunde ein. Wie? die höhern Stände sollten so viel haben und die nidern gar nichts? Der grössește Theil der Menschen sollte blos da sein, zu arbeiten und sich durch das Leben zu quälen? Es bleibt immer wahr, daß Jeder mit den Seinigen in seinem Hause auch vergnügt sein könne, und daß häusliche Zufriedenheit dasjenige sei, worauf man das Volk vorzüglich verweisen müsse; warum sollen denn aber nicht auch ganze Gemeinen dann und wann einen frohen Tag beisammen feiern? Nicht nur, daß der Gemeingeist dadurch befördert wird,

sondern die wackern Leute in den nidrigsten Volksklassen freuen sich auch schon das ganze Jahr hindurch darauf und fühlen sich dadurch in unablässiger Verrichtung ihrer beschwerlichsten Geschäfte gestärkt. Kommt dann der Freudentag, so geniessen sie ihn mit ganzer Seele und vergessen darüber aller Lasten, welche sie sonst zu tragen haben. Ich gestehe es frei, daß der Anblick einer solchen sich belustigenden Volksmenge mehr Angenehmes für mich habe, als alle Festivitäten der höheren Stände. Vieleicht kommt bei mir der Gedanke noch hinzu, daß alle diese Menschen ihre Freude verdient haben; inzwischen ist es gewis, daß sie sie auch darum herzlicher geniessen müssen, weil sie so selten an sie kommt, und eben die natürlichen Ausdrücke dieses herzlicheren Genusses sind es, welche mir an ihnen so behagen. Freilich mus man sie nehmen, wie sie sind; dis fordert aber auch die Billigkeit von uns. Wie kann man von Leuten, die keine feine Erziehung erhalten haben und die sich lebenslang mit den grobesten Arbeiten beschäftigen, Feinheit in Auslassung ihrer Fröhlichkeit erwarten? Fehlt ihnen aber auch weiter nichts, als diese, und bleiben sie übrigens in ihren Schranken: so will ich sie zehnmahl lieber sehen, als viele Gesellschaften unserer Vornehmen, die entweder vor Steifheit nicht aneinander kommen können, oder die freu-

desatt neben einander gähnen und gerade so aussehen, wie Leute, die nach Tische schon wieder essen sollen.

Ja, ja, Volksfeste müssen sein. Alles, was wider sie gesagt werden könnte, betrift nicht eigentlich sie selbst, sondern blos ihre Einrichtung. Und da ists dann freilich nicht zu leugnen, daß diese nicht immer die beste sei. Man kann sie ja aber verbessern und braucht deshalb die Feste selbst nicht abzuschaffen. Zur Verbesserung ihrer Einrichtung hat die Obrigkeit allerdings das Recht; ja, es ist ihr solche gar Pflicht.

Zuförderst ist es ein grosser Fehler, wenn dergleichen Feste eine halbe oder gar eine ganze Woche dauern, wie ich in mehreren Ländern gefunden habe. Die Leute werden dadurch wirklich wüste und verfallen dann eben dadurch auf Zügellosigkeiten und Tollheiten. Das zu langedauernde Vergnügen stärkt sie nicht zur künftigen Arbeit, sondern erschlafft sie vielmehr. Ihre Gesundheit leidet dabei auf das äuserste, und Viele von ihnen, wenn sie hernach vor der Zeit sterben, wissen selbst das Gemeinegelag bestimmt anzugeben, auf welchem sie zu ihrem frühen Tode den Grund gelegt. So angenehm für mich der Anblick eines solchen Volksfestes am ersten Ta-

ge ist, so abscheulich ist er für mich am dritten Tage. Die Leute sehen dann Alle aus, wie zerstört und als hätten sie das Fieber. Das mus nicht sein; die Freude mus ihre Geniesser nicht siech machen. Es ist also nothwendig, daß man da, wo solche Feste mehrere Tage hinter einander dauern, sie auf einen einschränke, und die übrigen Tage lieber durch das Jahr vertheile. So haben die Leute wirklich mehr Genus davon; sie geniessen alsdann ieden Tag und bleiben dabei gesund und — Menschen.

Soll diese Einrichtung aber ihren Zweck erreichen, so mus noch eine andere dazu kommen. Die Volksfesttage müssen nehmlich im ganzen Lande dieselben Tage sein, und es mus den Gemeinen nicht frei stehen, daß die eine diesen, die andere ienen Tag dazu aussetze. Sonst könnten sie sich bereden und die Sache doch so ordnen, daß sie mehrere Tage hinter einander schwärmten. Auch dis habe ich in mehr als einem Lande gefunden, und es erregte meine Verwunderung, daß die Obern ihre Gesetze so illudiren liessen. In einem gewissen Lande ging es so weit, daß das Festwesen in einem Umkreise von sechs Meilen in vierzehn Tagen nicht abris. Warum duldet man aber solche Misbräuche? Man bestimmt ia gewisse Volksbustage durch das ganze Land; wes-

halb sollte man nicht auch allgemeine Volksfreudentage durch das ganze Land bestimmen wollen? Es mus ia auch äuserstsüs für einen Fürsten sein, wenn er denken kann — heute macht sich deine ganze Nation lustig.

Daß ein solcher Freudentag kein Sonntag sein müsse, versteht sich von selbst. Leider reisst diese Mode in den Städten ein; sie sollte aber nicht geduldet werden. Die Zubereitungen dazu halten von der Kirche ab, und das ist nicht fein. Besonders werden dadurch die Dienstboten und ihre Helfershelfer, kurz, die Leute aus den untersten Ständen, die das Kirchengehen am nöthigsten hätten, davon abgehalten. Ueberhaupt, was was man in alten Zeiten auf dieser Seite zu streng war, das ist man iezt zu gelind. Sonst gab es Sabbatsmandate; nun fehlts häufig gar an Sonntagsordnung. Ich meine damit nicht, daß man die Leute zur Kirche treiben solle, wohl aber sollte doch alles beseitigt werden, was sie ganz unnöthiger Weise offenbar von der Kirche zurückhält. Dis ist kein abergläubischer altiüdischer Gedanke. Ein Anderes wärs, wenn das Kirchengehen wie ein göttlicher Hofedienst betrachtet würde. So aber ist es als das einzige Mittel zu betrachten, welches Hunderttausende noch wöchentlich wenigstens einmahl aus ihrem sinnlich-

rohen Wesen herauszieht und zu vernünftigen Betrachtungen führt. Die Vornehmeren sollten ihrerselbst wegen Alles vermeiden, was den gemeinen Mann am Besuche der Kirche verhindert; sie sollten vielmehr Alles thun, um ihn dazu anzuhalten, und ihm mit ihrem eigenen Beispiele dabei vorgehen. Wo hört er denn wohl noch etwas über Rechtschaffenheit, Treue, Genügsamkeit, Geduld u. s. w., als da? Wehe ihnen, wenn er von diesen allen nichts mehr weis! Wer wird dabei Mehr leiden, als sie? Ich werde es nicht erleben, aber Sie könnens noch erleben, lieber Freund, daß unsere Obern ernsthafte Anstalten werden treffen müssen, um den grossen Zweck des Sonntags wiederzustellen; denn so, wie es iezt damit hergeht, darfs nicht lange mehr hergehen, oder äuserste Sittenlosigkeit, thierische Sinnlichkeit und praktischer Atheismus werden die Losung des grossen Hausens. Fast überall in den Städten klagt man iezt über leere Kirchen und sieht auch die unmoralischen Folgen davon; der Landmann aber hält noch auf sein Gotteswort. So suche man ihn ia bei dieser Stimmung zu erhalten und lege seine Freudenfeste nicht nur nicht auf den Sonntag selbst, sondern auch nicht einmahl auf den nächsten Tag vor oder nach dem Sonntage, sondern auf den mittelsten Tag der Woche. So versäumt er durch Zubereitung die Kirche nicht

vorher, und so schläft er in der Kirche nicht nachher. Wie es aussehe, wenn eine ganze Gemeine während der Predigt schläft, kann ich ihnen erzählen. Ich kam einsmals Sonntags in ein Dorf, wo man eben das gewöhnliche Jahresgelag vom Montag an bis zum Sonnabend gefeiert hatte, und wollte den Pfarrer sprechen, der gerade auf der Kanzel stand. Ich schlich mich in die Kirche, die gestopftvoll war, in der aber ausser dem Pfarrer keine wachende Seele sich befand. Sogar der Schulmeister, welcher tapfer mitgefeiert hatte, schlief. Viele schnarchten so stark, daß man es weit hören konnte. Der Pfarrer rief einmahl über das andere — so stehet doch auf! Wenn dann nun auch Einige aufstanden, so schliefen sie stehend wieder ein und fielen mit der Nase auf den Stuhl. Der Pfarrer schlos unmuthsvoll und beklagte sich hernach sehr gegen mich darüber, daß seine Obern ihm bei Strafe befohlen hätten, an diesem Sonntage Kirche zu halten, ob er ihnen gleich das jährliche Kirchenskandal an selbigem vorgestellt hätte.

Wenn nun an einem solchen Freudentage, die Leute vom Morgen bis in die Nacht beisammen gewesen sind, so ist das genug. Also um Mitternacht mus das Fest ein Ende haben. Das Schwärmen bis an den hellen, lichten Morgen

ist wahre Unmässigkeit, die die mehresten Unordnungen bei solchen Gelegenheiten eigentlich hervorbringt und die Jedem schadet, der sie treibt, er sei, wer er wolle. Es ist schon schlimm genug, daß man in den vornehmeren Ständen dergleichen Nachtschwärmereien treibt; das Volk aber mus schlechterdings davon zurückgehalten werden. Der Unfug aller Art unterbleibt sonst nicht; auch gehts für den gemeinen Mann nicht an, daß er, wenn er die Nacht in Tag verwandelt hat, den folgenden Tag in Nacht verwandeln könne.

Die Volksvergnügungen selbst an dergleichen Festen habe ich auf meinen Reisen sehr verschieden gefunden; ich halte aber dafür, daß es den Leuten nicht freistehen müsse, zu wählen, welche sie wollen. Das Herkommen übt hierbei auch gern seine gebietrische Kraft aus; sobald es aber doch offenbar ein albernes, gefärliches oder gar unmenschliches Herkommen ist, mus die Obrigkeit es abstellen. Alles Hanswurstmässige z. E. ist zu verbieten; denn das Volk mus auch durch die Freude nicht närrisch werden wollen. Ebenso mus mit Feuergewehr und Pulver nicht gespielt werden dürfen; wodurch sich schon manches Volksfest mit grossem Volksiammer schlos. Ferner mus das Wettereuten nach einem gewissen Ziele nicht geduldet werden; solche Spässe laufen fast

alle-

allemahl übel ab. Und — Alles, was Thierquälerei ist, mus durchaus nicht dem gemeinen Manne zum Vergnügen dienen dürfen, der ohnehin wenig Gefühl für das leidende Thier hat. So habe ich dem sogenannten Hahnschlagen einmahl mit Abscheu zugesehen und erstaunte nicht wenig, als die vornehmsten Zuschauer aus einer gewissen Residenz beinahe noch mehr Interesse daran fanden, als die Bauerknechte, welche eigentlich die Fete gaben. Ich dächte, den Schmaus abgerechnet, der freilich dabei sein mus und den ich den Leuten ebenso gönne, wie mir selbst, wären Musik und Tanz die passendsten Vergnügen für das Volk. Gegen eine Kegelbahn darneben und gegen das Laufen nach gewissen Zielen habe ich auch nichts.

Es kommt wirklich blos auf die Obrigkeit an, daß sie durch eine Verordnung über die Volkslustbarkeiten dis Alles ein- für allemahl regulire. Ebenso kann es ihr auch nicht schwer fallen, bei den Volksfesten selbst Ordnung, Ruhe, Zucht und Ehrbarkeit zu erhalten; als welches die Hauptsache ist. Ich wiederhole gern, daß man, wenn die untersten Stände sich vergnügen, nicht vergessen müsse, daß es — die untersten Stände sind, daß man bei ihnen nicht Alles so genau zu nehmen habe, daß man manches Anstössige blos auf rohe-

ren Ausdruck des Freudengefühls rechnen möge u. s. w.; zu den Thieren aber, oder gar unter die Thiere noch, mus Keiner von den Leuten durch den Vergnügensgenus herabsinken dürfen. Leider ist dis oft der Fall und rührt wohl daher, daß solche Menschen selten ans Vergnügen kommen. Unter so Vielen der Art, die obendrauf von verschiedenem Temperamente sind, gibts dann immer Einige, welche sich im Genus nicht mässigen können. Sind diese sich nun ganz selbst überlassen, so kann es an den gröbesten Ausschweifungen nicht fehlen. Dis wird verhütet, wenn die Obrigkeit befiehlt, daß iede Gemeinheit, welche sich zusammen lustig macht, zwei der vernünftigsten Männer aus dem Orte zu Aufsehern dabei erwähle, ihnen das Sittenrichteramt den Festtag hindurch übergebe und im Falle, daß sie Widersetzlichkeit fänden, ihnen Beistand leiste. Ich habe das Volk hier und da so brav gefunden, daß es diese allen Unfug verhindernde Einrichtung aus sich selbst getroffen hatte; wo dis nun nicht geschieht, wie leicht kann es da die Obrigkeit thun! Die Erwählten wissen sich wohl recht viel damit und bekommen dadurch ein gewisses öffentliches Ansehen auf immer. Diese müssen alsdann den Flucher und Zotenreisser zur Vernunft zurückbringen, den unbändigen Lärmer zur Ruhe verweisen, dem Säufer das Glas wegneh-

men, die Streiter versöhnen und den Tumultuanten, der gar nicht hören will, beim Arm nehmen und aus der Gesellschaft führen dürfen. So habe ich wenigstens bei solchen Gelegenheiten Ordnung und Zucht sogar unter Bauerknechten erhalten werden gesehen, und so könnts allenthalben sein. Was wärs denn auch Mehr, wenn auf den Dörfern, wo Prediger sind, diese beim Volksfeste ab- und zugingen? Es ist ia kein Böses, wenn sich die arbeitsamsten und belastetesten Menschen einmahl einen vergnügten Tag machen; warum sollte der Prediger nicht dabei sein können? Steht er in Ansehen und Liebe bei seiner Gemeine, so wird seine blosse Gegenwart schon den ärgsten Unband in Schranken halten. Selbst den Justitiarien, wenn sie im Orte, oder nicht weit davon entfernt, sind, würde es wohl anstehen, wenn sie an solchen Tagen sich unter's Volk mischten. Es ist nicht genug, daß sie nur Termine zur Güte ansetzen wollen, wenn sich die Leute schon gezankt haben; es ist ia noch besser, wenn sie den Zank verhüten können. Auch ists nicht genug, daß sie die Gerichtssassen vor sich fordern, wenn sie bei solchen Gelegenheiten ausgeschweift haben, um sie zu strafen; können sie durch ihre blosse Gegenwart beim Feste die Ausschweifungen zurückhalten, so handeln sie ia ihrem Amte noch weit angemessener. In den Städten vollends, wo die obrigkeit-

lichen Personen allemahl wohnen, sie mögen nun zu der höheren oder nideren Obrigkeit gehören, sollten diese schlechterdings angehalten sein, am Volksfeste Theil zu nehmen. Es ist viel klüger und auch sogar billiger, daß man Anstalten vorher treffe, daß keine Volksunordnungen vorfallen, als daß man diese erst vorfallen und Ueberhand nehmen lasse und sich dann mit Bütteln hinbegebe, um sie wieder zu beseitigen. In einer gewissen Grafschaft sah ich sogar einmahl den regierenden Herrn sich unter sein sich lustig machendes Volk mischen und dabei von Ort zu Ort reuten. Das Volk nahm dis ganz so auf, wie er es wünschte, und machte sich auch nicht der geringsten Ausschweifung schuldig. — —

Wenn die Volksfeste auf solche Weise verbessert und eingerichtet werden, so kann man denienigen geradezu einen Volksfeind nennen, welcher sie nicht gelitten wissen will. Ists denn nicht das Volk selbst, welches die Kosten dazu aufbringt? Wer bekümmert sich aber wohl darum, wenn Leute in den vornehmeren Ständen wöchentlich zwei: dreimahl auf ihre eigene Kosten Picknick und Ball haben? Und die armen Geringen und Nidrigen, die Fleissigsten und Freudeberaubtesten zugleich sollten nicht iährlich zwei, dreimahl etwas Aehnliches haben dürfen, da sie doch uns

nichts dazu abfordern, sondern den Freudenthaler sich selbst absparen? O der Inhumanität und Barbarei, die kaum weiter getrieben werden mag! Spielern also soll es freistehen, ihr Geld nach Herzenslust zum Fenster hinaus zu werfen; dem arbeitsamsten, unentbehrlichsten Theile der Nation aber soll es verboten sein, sich für seinen sauern Schweis dann und wann etwas zu Gute zu thun? Wahrer Menschenfreund, widersetzen Sie sich ferner aus allen Kräften iedem Unholde, der mit solchen gehässigen Vorschlägen Ihren wackern Fürsten hintergehen will. Suchen Sie diesen vielmehr dahin zu bewegen, daß er selbst zuweilen kleine Volksfeste ausrichte. Nichts wirkt auf die Nation mehr, als dies; denn sichtbarer kann kein Fürst es machen, daß er auch seinem nidrigsten Unterthan Freude gönne, als wenn er sie ihm selbst zuweilen bereitet, und für diesen schönsten Zug im Fürstenkarakter betet ihn das Volk schier an. Ein Regent thut wohl, wenn er besonders dazu freudige Begebenheiten seines Hauses benützt. Der Gedanke, welcher dadurch offenbar in den Seelen der Unterthanen geweckt wird, daß er wolle, daß selbige auch freudige Begebenheiten für sein Land sein sollen, fesselt sie noch inniger ans Regentenhaus und bewirkt, daß sie zu anderer Zeit auch an traurigen Begebenheiten desselben unaufgefordert ebenso warmen Antheil nehmen.

Ich habe vor vielen Jahren einmahl so einer Volks- und Landesfete beigewohnt, welche einer der humansten Fürsten bei der Geburt seines Erbprinzen gab. Ich glaube in der That, wenn dieser Fürst die Abgaben auf ein ganzes Jahr dem Volke erlassen hätte, es hätte so tiefe Eindrücke nicht auf selbiges gemacht, als die waren, welche ich allenthalben bemerkte. Er hat hernach bis an seinen Tod mit einem ähnlichen Feste bei iedem wiederkehrenden Geburtstage des Prinzen fortgefaren, und dieser Herr ist iezt einer der glücklichsten Regenten. Allerdings ist er seinem Vater im Karakter so ähnlich, wie in der äuserlichen Würde; ich kann mich aber doch des Glaubens nicht enthalten, daß sein Vater dadurch, daß er seinen Geburtstag gleich zu so einem allgemeinen Freudentage für die Nation machte, ihm auch gleich in voraus die Herzen seines künftigen Volks gewonnen hatte. War es denn nicht, als wenn iener dadurch öffentlich ausrufen liesse — euch ist heute der Heiland geboren, der nach mir kommen wird!? Wenigstens überzeugte ich mich wirklich, daß dis sonst ziemlich aufgeklärte Volk doch hierin gern ein wenig abergläubisch war, und die allgemeine Freudenfeier, welche der Vater veranstaltete, in der That für eine gute Vorbedeutung hielt. Man schlägt oft blos aus vornehmer Misgunst die Kosten zu solchen fürstli-

chen Liberalitäten zu hoch an; das Volk ist mit Wenig zufrieden, wenn es nur sieht, daß es von oben herab komme und gutgemeint sei, und schiesst auf den ersten Wink auch gern zu. O wie weit richtiger denkt doch ein Regent, wenn er an freudigen Tagen seines Hauses lieber solchen Aufwand macht, der seinem Volke zu Gute kommt, als wenn er Feuerwerke giebt, mit denen es seine Vorfaren hielten und durch die viele Tausende von Thalern in einer Stunde auf das unnützeste verwendet werden und blos in der Luft verfliegen! Im Grunde gibt ihm ia doch das Volk selbst das Geld dazu; denn woher nimmt er es anders, als von den Einkünften des Landes? Sollte dis nicht auch auf alle Gutdenkende im Lande nebenzu den Eindruck machen, daß sie ihm nie etwas von Allem, was sie ihm zu geben schuldig sind, schuldig blieben?

Ich brachte einst bei einem edlen Rittersmanne, der mein Freund war und nun längst vermodert ist, den Frühling auf seinem Gute zu. Sein Geburtstag fiel in die Mitte des Mai und er pflegte an selbigem allen Leuten im Dorfe so ein Fest zu geben. Da ich also demselben beizuwohnen Gelegenheit hatte, so will ich Ihnen solches noch beschreiben.

So, wie die Sonne aufging, liessen sich Trompeten und Pauken auf einer Anhöhe vor dem Dorfe hören. Dis war das Signal, daß sich die Erwachsenen daselbst versammlen sollten. Ich war mit meinem Freunde schon voraus hingegangen, und er empfing die Ankommenden, welche sich Alle gar festlich geputzt hatten, auf das liebreichste. Sobald sie beisammen waren, fing der Kantor das Lied an — Bis hieher hat mich Gott gebracht. Zwischen iedem Verse und am Schlusse hallten wieder Trompeten und Pauken. Die Andacht und Herzlichkeit, mit welcher die Leute insgesamt sangen, war rührend und bleibt mir unvergeslich, und Freudenthränen quollen dazu aus Aller Augen. Nach geendigtem Liede trat der Prediger hervor und sprach eine starke Viertelstunde sehr brav über den Tag. Zum Lobe seines Patrons hörte ich nichts von ihm, wohl aber Viel zum Lobe des arbeitsamen und ruhigen Landvolks. Dann ging er auf den Tag über, welcher eine Erquickung für die seitherigen Arbeiten der Gemeine sein sollte, forderte diese auf, ihn recht herzlich zu geniessen, ermahnte sie aber auch, ihren alten Ruhm zu behaupten und auf keine Weise in der Freude auszuschweifen, sondern durch ihr heutiges gutes Betragen sich die Anwartschaft auf einen gleichfrohen Tag im künftigen Jahre zu bereiten. Zuletzt betete er, daß Gott diesen Tag

den braven Rittersmann gesund wieder erleben lassen möchte. Wie da Alle so fromm und sehnsuchtsvoll mitbeteten! Wie überraschend das Amen war, welches, als es der Prediger gesprochen, von allen Seiten nachklang! Trompeten und Pauken ertönten zum letzten mahle. Als sie verstummeten, liessen sich Waldhörner im Dorfe hören.

Nun ging mein Freund mit mir von der Anhöhe herab und voran. Familienweise folgte die ganze Gemeine, und so führten wir den Zug aufs Schlos. Da hatte die würdige Rittersfrau in dem grössesten Saale schon ein ländliches Frühstück bereitet. Es bestand in einem Warmbier, in Kuchen und Aepfeln, welche sie zu diesem Tage besonders aufzuheben pflegte. Die Kinder meines Freundes bedienten dabei. Als das Frühstück verzehrt war, wurden die Gäste entlassen, um auch die übrigen, welche unterdessen die Häuser bewartet hatten, nebst den Kindern herbei zu holen und gegen neun Uhr wiederzukommen.

Ein Grenadierkorporal aus der benachbarten Residenz trat herein und meldete, daß die Mannschaft dienstfertig sei. Zu gleicher Zeit sah ich im Hofe zwanzig Grenadiere aufmarschiren. Ich erschrack und bekam keine gute Idee vom ganzen Feste; denn wem fällt bei dem Anblick des Mili-

tärs nicht ein, daß Unruhe und Unordnung zu befürchten sein müsse. Mein Freund ging selbst in den Hof und theilte die Ordres aus. „Ist das zu Ehren des alten Ruhms, wovon ich heute gehört habe?“ fragte ich ihn bei seiner Zurückkunft. Er lächelte und lies mich durch seine Antwort einen neuen herrlichen Zug seines treflichen Karakters erblicken. Vor einigen Jahren nehmlich war es geschehen, daß an demselben Tage, während daß Gros und Klein aus dem ganzen Dorfe sich lustig gemacht hatten, das halbe Dorf bestohlen ward. Im folgenden Jahre hatte also in iedem Hause Jemand zurück bleiben müssen, der mithin um die Theilnahme an der Lustbarkeit gekommen war. „Dis that mir weh, schlos mein Freund, und so kam ich auf den Einfall, an diesem Tage mir Militär zur Bewachung des Eigenthums der armen Leute auszubitten. In iedem Hause liegt heute ein Grenadier, und diesen traktiren die Bauern noch über das Douceur, das ich ihnen gebe, wie ich sie nur traktiren kann.“ Freund, als ich dis hörte, fiel mir ein grosser Stein vom Herzen, und ich sah nach der Zeit keinen Grenadier wieder.

Um neun Uhr war das ganze Dorf wieder da, Alt und Jung, Gros und Klein. Mein Ritter gab ein Zeichen, daß nach dem Garten gegan-

gen werden sollte. Da fanden wir schon Blumenkränze in Bereitschaft, und die ganze Familie des Gärtners war noch beschäftigt Blumen zu schneiden. Der Marsch ging den Garten lang durch auf den grossen Rasenplatz, der dicht hinter demselben befindlich ist. Da sah ich ein Ziel gesteckt, an welchem ein neuer schmucker Bauerrock hing. Nun merkte ich wohl, was obwaltete. Mein Freund ging allein ans Ziel hinunter. Unterdessen traten alle unverheirathete Mannspersonen des ganzen Dorfs zusammen, zogen die Röcke aus, und begaben sich auf eine bezeichnete Stelle. Waldhörner gaben das Zeichen zum Rennen und tönten so lange, bis der Erste der Renner den Rock ergriffen hatte. Da übergab ihm mein Freund den Rock, lies ihn solchen anziehen und führte ihn wieder zu uns herauf. Darauf ward ein kürzeres Ziel gesetzt und die wackere Ritterin begab sich, in der einen Hand eine schöne Mütze und in der andern einen dito schönen Halstuch, an dasselbe hin. Sämtliche unverheirathete Weibspersonen des Dorfs stellten sich in leinenen Ermeln auf den bestimmten Platz und rannten, sobald die Waldhörner anstimmten. Der besten Rennerin übergab die Ritterin den Preis, setzte ihr die Mütze auf, legte ihr den Tuch um, und führte sie zu uns zurück. Der Renner, der den Rock erhalten, sprang ihr entgegen, herzte und küßte sie; es traf

sich nehmlich gar artig, daß Beide Braut und Bräutigam waren.

Nun erfolgte eine kleine Pause, während welcher unter Musik der tapfern Rennerin ein Blumenkranz von derienigen, die nach ihr die nächste gewesen war, aufgesetzt ward. Sodann ward ein noch kürzeres Ziel gesetzt, nach welchem Knaben liefen; und dann ein noch kürzeres, nach welchem kleine Mädgen rannten. Beim erstern stand der zwölfiährige Sohn meines Freundes, und beim letztern seine zeheniährige Tochter, und theilten die Preise aus. Zulezt ward die kleine siegende Rennerin ebenso mit einem Blumenkranze geziert, wie vorher die grosse. Dann gings in den Garten zurück, wo ganze Körbe voll Blumensträusser vorgetragen wurden, welche die Weibsleute sich vor die Brust, und die Mannsleute auf die Hüte steckten.

So war der Mittag herangekommen, und ein Bedienter meldete, daß die Tafel fertig sei. Der edle Ritter nahm die älteste Bäuerin und führte sie zu Tische; die brave Ritterin den ältesten, d. h. neunzigiährigen Greis im Dorfe. Wir hielten in demselben Saale Mittag, wo wir gefrühstückt hatten. Der Kantor empfing uns mit einem frohen Volksliede, in welches zu meiner

Verwunderung Alt und Jung einstimmten. Mein Freund und seine Gattin setzten sich nicht zu Tische, sondern übten das Direktorium der ganzen Mahlzeit aus. So sas dann das älteste Paar Menschen des Dorfs an ihrer Stelle; neben diesen sassen auf beiden Seiten die grossen und kleinen Rennhelden und Rennheldinnen; die Uebrigen folgten alle Familienweise. In wenig Minuten sas das ganze Dorf, ohne Anweisung der Sitze zu erhalten, und es war nicht anders, als wenn man tagtäglich da so zusammenkäme. Ich setzte mich zum Prediger, und wir sassen Beide so, daß wir einen grossen Theil der Gesellschaft übersehen konnten. Ach, Menschenfreund, das war ein Anblick! An zweihundert Menschen beiderlei Geschlechts, Alt und Jung, Eltern und Kinder, Herrschaften und Gesinde sassen da an mehreren Tafeln durch einander und liessen sichs herzlich wohlgehen. Erst kam ein Hirsebrei, dann Fisch, dann Braten. Zwischen iedem Gerichte ward ein Volkslied gesungen, welches der grössefte Theil der Gesellschaft mitsingen konnte. Das edle Wirthspaar war in steter Bewegung im Saale umher, um zu sehen, ob auch Jeder bekomme. Alle Leute, welche zum Hofe gehörten, machten die Bedienung. Als der Kuchen kam, ward auch ieder Familie eine Flasche Wein gesetzt. Man trank und die bisher gewesene Stille verlor sich. Ich

sah, daß die brave Ritterin nach Proportion der Stärke der Familie, bald noch eine halbe, bald noch eine ganze Maasflasche hinzufügen lies. Nun ward die Freude vollkommen. Geschrei und Lerm entstand nicht; aber so ein sonderbares Getöse war mir in meinem ganzen Leben nicht vorgekommen. Und — die Gesichter insgesamt hätten sie sehen sollen. Der Prediger stand auf und rief — „es leben unsere Wohlthäter!" — da klirrten alle Gläser und das „es leben unsere Wohlthäter" wollte im ganzen Saale erst kein Ende nehmen. Musik fiel im Vorsaale ein, und als diese aufhörte, ward noch ein frohes Volkslied gesungen; worauf die ganze Gesellschaft aufstand und in den Garten ging.

Ich gab dem edeln Ritter zu erkennen, daß ihm der heutige Tag doch grossen Aufwand mache. Er antwortete mir — „ich habe zwanzigtausend Thaler jährlicher Einkünfte und so kann ich das wohl thun. Inzwischen diesen Mittagsschmaus abgerechnet — das Uebrige könnten meine Vettern, d. h. die Leute, welchen Gott ohne vorhergegangenes Verdienst und Würdigkeit, wie mir, ein Rittergut gab, doch jährlich einmahl auch wohl thun, und es würde ihnen den Hals nicht kosten. Sie verwenden aber oft lieber auf Karten, Pferde, Hunde, u. s. w."

Um vier Uhr Nachmittags lies sich Musik vor dem Schlosse hören; dis war die Aufforderung zum Tanze. Alles eilte nun aus dem Garten dahin. Da war mitten im Dorfe ein grosser Platz zum Tanzsaale bereitet. Um denselben her waren viel Tische und Bänke angebracht. Mein Freund eröfnete mit der ältesten Bäuerin den Ball. Dann tanzte seine Gattin mit dem ältesten Greise des Dorfs. Dann tanzte das Brautpaar, welches die Preise gewonnen; und dann ward der Tanz allgemein. Dis währete bis zehn Uhr Abends. Unterdessen sassen die Alten, welche nicht mehr tanzten, an ihren Tischen, schmauchten ihr Pfeifgen, tranken ihr Gläsgen Bier und kannegiesserten. Mein Freund und ich nebst dem Prediger gesellten uns zu ihnen und hörten ihren Erzählungen aus der Vorzeit zu. Ich gestehe gern, daß ich wenig so vergnügte Abende meines Lebens gehabt habe, als diesen. Es war ein milder, stiller Abend, und so konnte mein Freund seinen Zweck durch eine gehörige Erleuchtung vollkommen erreichen. Um acht Uhr ward Butterbrodt und Kuchen vollauf hingestellt, daß Jeder zulangen konnte, wie er wollte. Ich bemerkte auch nicht die geringste Unordnung; gejuchheiet von den jungen Leuten aber ward wakker und der Frohsinn war allgemein. Auch die Kinder tanzten, oder spielten auf mancherlei

Weise, wobei die wackere Rittersfrau immer den Ton angab.

Als die Dorfuhr zehen schlug, liessen sich Trompeten und Pauken wieder hören. Dis war das Zeichen zum Aufbruche. Der Tanz hatte ein Ende und mein Freund mit seiner Gattin traten in die Mitte des Platzes und nahmen von Jedem den danksagenden Handschlag an. Der neunzigiährige Greis brachte den ersten und erklärte mit vieler Rührung, daß dieser Tag für ihn wohl der Letzte der Art gewesen sein möchte. Endlich stimmte der Kantor ein Volkslied an und jede Familie sang sich nach ihrer Wohnung zurück. Ich war von dem menschenfreundlichen Tage so voll und durchdrungen, das ich den edlen Ritter, als wir wieder allein waren, erst gar nicht aus meinen Armen loslassen konnte. Er freuete sich aber blos gegen mich darüber, daß er mir gelegentlich auch eine Freude gemacht hätte, und wollte mein Lob gar nicht annehmen! „Ich weis nicht, was Sie wollen, sprach er unter andern; wem thue ich denn durch so einen Tag mehr wohl, als mir selbst? Ist es denn nicht ein unaussprechliches Glück, zweihundert Menschenseelen vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Nidergange in einer ununterbrochenfrohen Stimmung erhalten zu haben? Dis ist aber noch das

Ge-

Geringste. Ich mag mit einem Plane zur Verbesserung unserer Dorfwirthschaft hervortreten, mit welchem ich will; die Leute nehmen ihn Alle an, als wenn ihn ihnen ein Engel von Himmel eröfnete, und folgen mir mit unbeschränkter Zuversicht. Dadurch habe ich noch die weit grössere Freude, daß sie nicht nur jährlich auf einen Tag durch mich vergnügt, sondern jahrausjahrein auch allerseits wohlhabend sind."

Was meinen Sie zu diesem Rittersmanne, lieber Freund? Und — wie viel gibts solcher Ritter?

XLII.

Uber die Bestrafung der Verbrecher.

An Herrn Kriminalrath P. zu Sch.

Recht gern will ich mich mit Ihnen über einen Gegenstand unterhalten, der von ieher zu denen gehörte, welche sich mir als äuserst erheblich darstellten.

Es ist nicht zu leugnen, daß unsere besten Denker in Ansehung der strengeren und milderen Behandlung der Verbrecher unter sich uneins sind; ia, es ist auch wahr, daß Viele von ihnen, die sonst übermild dachten, ietzt wieder strenger gesinnt zu werden anfangen. Ich weis mir aber die Sache recht gut zu erklären. Wirklich waren viel Strafgesetze der Vorwelt zu hart, und die Exekutionen, welche sie oft ausübte, würden uns unglaublich scheinen, wenn die Geschichte nicht ihre Wahrheit verbürgte. Als nun der Geist der Humanität überall zu wehen anfing, muste

man freilich auch auf dieser Seite vor der Grausamkeit der Alten zurückschaudern; es ging aber da, wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, und man sprang zum andern Extrem über. Es gab Philosophen, die am Ende wohl ieden Verbrecher entschuldigt hätten, oder die doch, wenn sie ihn für strafbar halten musten, weiter keinen Zweck bei der Strafe, als seine Besserung, gelten lassen wollten. Nach und nach sah man ein, daß, wenn auch hierdurch den Verbrechern wohl gerathen sei, doch der bürgerlichen Gesellschaft damit gar übel gerathen werde, und daß Kaiphas in gewissen Fällen nicht Unrecht gehabt, wenn er gemeint, daß es besser sei, es sterbe Einer, als daß das ganze Volk verderbe. Kurz, man ging, wie dann endlich auch immer zu geschehen pflegt, wenn man von einem Extrem zum andern gesprungen ist, allmählich um die Hälfte wieder rückwärts und postirte sich in die Mittelstrasse. Da ist dann auch wohl, wie in allen Dingen, so auch hier, für Philosophen der beste Stand, und es ist zu wünschen, daß man auch in dieser wichtigen Angelegenheit sich immer allgemeiner dahin verfüge und da auf immer festen Fus fasse.

Unmenschlich ists und bleibts, wenn man blos das Verbrechen, als zu einer gewissen Klasse gehörig, straft und so straft, wie

es die Gesetze einmahl bestimmen, ohne dabei Rücksicht auf den, der es ausübte und auf den Zusammenhang von Umständen zu nehmen, unter welchen er es ausübte. Hier mus schlechterdings Ansehen der Person gelten, oder die strafende Gerechtigkeit wird eine Barbarin. Ich meine aber damit warlich nicht, daß der adeliche Mörder gelinder behandelt werden solle, als der bürgerliche, sondern Folgendes meine ich.

Wenn ein Mensch eine völlig thierische Erziehung erhalten hat und ohne alle Begriffe von Recht und Unrecht gelassen worden ist, so mag er begangen haben, was er will, die abscheuliche Unwissenheit, in der man ihn lies, mus das Urtheil über ihn mildern. So hatte ich einst Gelegenheit, die Gerichtsakten eines Vatermörders zu lesen, worin hell und klar stand, daß dieser Elende nie den geringsten moralischen Unterricht bekommen, und daß er im Gericht zum ersten mahle gehört, daß Vatermord noch Mehr auf sich habe, als anderer Menschenmord. Als er nun im Gefängnis Unterricht bekam, verabscheuete er sich selbst, wie ihn nur die ganze Welt verabscheuen konnte, erklärte tausendmahl, daß er nun so etwas nicht thun würde, und betheuerte die Aufrichtigkeit seiner Erklärung durch eine auffallendunnatürliche Begierde nach seiner Todes-

strafe. Schlimm genug, wenn es noch so um die Bildung zu den ersten Grundsätzen der Moral in den untersten Ständen steht! Wie mag dem Regenten zu Muthe sein, der unter solchen Umständen ein Todesurtheil unterschreiben soll?— Wenn nun aber auch eine so grobe Unwissenheit immerhin zu den seltensten Fällen gehören mag, so mus doch schlechterdings auf grössere und geringere Erkentnis des Verbrechers geachtet werden. Je vollkommener ein Mensch weis, daß er Unrecht thue, desto strafbarer wird er, wenn er es thut; und umgekehrt. Hieraus folgt ein ganz anderes Ansehen der Person, als gemeiniglich beobachtet wird, nehmlich — daß Verbrecher aus den vornehmeren Ständen härter beurtheilt werden müssen, als Verbrecher aus den nidern.

Wenn ferner erwiesen ist, daß ein Verbrecher in der Hitze der Leidenschaft seine böse That begangen habe, so mus auch dis vom Richter menschlich beherzigt werden. Der Mensch soll zwar seine Leidenschaften nicht über sich herrschen lassen, sondern Herr über sie sein; zeigen sich denn aber auch wohl die, welche über alle Gesetze erhaben sind, immer als Herren ihrer Leidenschaften? Es ist ia doch auch auf ieden Fall etwas ganz Anderes, wenn ein Mensch bei Begehung einer Frevelthat ganz ruhig und kaltblütig zu

Werke geht, sie lange prämeditirt und dann den geschicktesten Augenblick bei völlig klaren Ideen dazu abwartet, als wenn ein Anderer mitten in einer Gedankenverwirrung, die ein heftiger Affekt erzeugt, ein grosses Böses verübt, woran seine Seele vorher nicht gedacht hatte, und wovor er auf der Stelle selbst erbebt, sobald der Affekt vorüber ist. Diesem stellen sich die Gründe gegen seine böse That in dem Augenblick nicht deutlich genug vor; Jener aber hört sie in seinem Innern auf das deutlichste und spottet ihrer. Bei diesem ist die ganze böse That Werk einer Minute; Jener nimmt sich lange Zeit dazu und begeht sie unterdessen in Gedanken schon oft. So ist der Dieb, der Andere nur um Geld und Gut bringt, oft ein weit abscheulicherer Bösewicht, als mancher Mörder, der sogar seinen Freund ums Leben brachte.

Gesetzt aber auch, es beginge Jemand ein Verbrechen nicht in der Hitze der Leidenschaft, sondern bei kaltem Blute, er kann aber darthun, daß es seine Absicht nicht gewesen, ein solcher Verbrecher zu werden, so mus dis zur Milde gegen ihn stimmen. Ein Kriegsgefangener hat z. E. Gelegenheit, sich selbst zu befreien — ob er dis thun dürfe, ist wohl keine Frage mehr, da es Generale gethan haben und kein Schimpf für

sie dadurch erwachsen ist — er hat aber eine Wache noch zu passiren, die ihn aufhält. Er findet zum Glück ein Seitengewehr und will sich blos den Weg damit bahnen. Sie springt vor ihn und empfängt dadurch eine tödliche Wunde. Darüber wird Lerm und man erwischt den Entfliehenden. Mit Recht vertheidigt er sich damit, er habe die Wache nicht tödten wollen. Noch ein Beispiel. Ein herrschaftlicher Kassirer greift die Kasse an und nimmt tausend Thaler heraus, weil er mit Gewisheit weis, daß er sie im Kurzen wieder einlegen könne. Man überfällt ihn unterdessen und findet den Defekt. Mit Recht stellt er sein Vergehen dadurch in ein sanfteres Licht hin, daß er darthut, daß seine Absicht nicht gewesen sei, seinem Fürsten die tausend Thaler zu stehlen. Wo der Wille nicht zum Verbrechen ist, da kann auch das Verbrechen nicht gestraft werden.

Ja, es kann der Wille sogar dazu da sein, aber — die Noth erzwingt ihn. Sollte der Verbrecher aus Noth nicht menschlicher zu behandeln sein, als Andere? Es ist zwar wahr, der Satz — Noth hat kein Gebot — darf nicht überall gelten; sollt's aber nicht Fälle geben, wo ihm die Gültigkeit nicht abzusprechen wäre? Wenn der Blutarme stiehlt, weil er nichts

verdienen kann und kein Mensch sich seiner annehmen will, ists ihm nicht verzeihlicher, als es dem Reichen ist, wenn dieser als Wucherer und Pfänderleiher seinen Mitbürgern das Blut abzapft? Wenn der Unschuldigeingekerkerte, an dem offenbarer Justitzmord verübt wird, sich endlich mit Gewalt, die ohne Verbrechen nicht abgehen kann, befreit, thut er Unrecht? Wenn auch Noth alsdann nicht entschuldigt, sobald man durch eigene Schuld in sie kam, mus sie nicht entschuldigen, wenn dis nicht der Fall ist? Hier öfnet sich uns eine tragische Aussicht in die militärische Welt. Wie viel tausend Menschen werden zum Militärdienste gezwungen! Ihr Gefühl sträubt sich dagegen und sie können sich an die Lebensart des Soldaten nicht gewöhnen. Sie desertiren und — werden wieder eingebracht. Man zerpeitscht und zerfleischt sie ebenso, wie Leute, die freiwillig zur Fahne geschworen haben; ist das recht? Wie oft ist auch der Unmensch Chef an der Desertion Schuld! Er geht mit seinen Leuten nicht, wie mit vernünftigen Wesen, um, sondern behandelt sie wie seine Pferde und Hunde. Sie haben die Wahl zwischen Selbstmord und Flucht; sie wählen die leztere, werden erwischt auf der Flucht und nach den Kriegsgesetzen gerichtet. Ueber wen sollte hier eigentlich das Gericht ergehen? Ueberhaupt mus jeden Menschen, dessen Nerven noch nicht

petrificirt sind, die ganze Gestalt, welche das Kriegsrecht noch auf den heutigen Tag hat, erschüttern. Ich gebe von ganzem Herzen zu, daß ein grosser Menschenhaufe, der aus aller Welt Völkern und Zungen durch Handgeld, List und Gewalt zusammengebracht ist, grösserer Strenge bedürfe, um in Ordnung und Subordination erhalten zu werden; wozu denn aber so ungeheure stehende Heere, daß das Vaterland nicht Mannschaft genug für sie liefern kann? Dienten lauter Söhne des Vaterlandes — und ein Vaterlandssohn ist, wenns zum wirklichen Kriege kommt, mehr werth, als drei Fremdlinge — würde ihnen die Kapitulation so ehrlich gehalten, wie sie sie annahmen, wüsten sie mit Gewisheit, daß sie, wenn sie aus dem Felde als Krüppel zurückkämen, nicht betteln gehen müsten, dürfte den rüstigen Gemeinen, der schon halbgraue Haare und mehr als eine Wunde aufzuweisen hat, der unbärtige Junker, der noch kein Schlachtpulver gerochen hat, nicht mishandeln, wie er wollte: so würde es iener sogenannten strengen Mannszucht nicht bedürfen. Doch — genug hiervon!

Einen sehr wesentlichen Einflus auf das Urtheil über Verbrecher mus es auch haben, ob sie zu ihrer Uebelthat aus sich selbst gekommen, oder von andern verführt worden sind. Man schien

zwar von jeher diesen richtigen Gesichtspunkt bei Bestrafungen gefasst zu haben, weil man z. E. die Rädelsführer bei einem Komplot, oder die Häupter der Räuberbanden härter behandelte, als ihre Komplicen; allein im Ganzen blieb man ihm doch nicht treu. Wenn es Uebelthaten eines Einzelnen betraf, sah man keinen weiter, als ihn, und dachte also auch keinen weiter, als ihn. Die Verführer aber, wenn sie ihren Zweck erreicht haben, ziehen sich gern in den Hintergrund. Sobald ein Verbrecher darthun kann, daß er blos der Verführung untergelegen, mus das Gesetz seine Strenge gegen ihn aufgeben; denn er hat nicht selbst gehandelt, sondern Andere haben durch ihn gehandelt. Es ist bald hingesagt — du sollst dich nicht zum Werkzeuge der Bosheit gebrauchen lassen; soll dis genug sein, so mus man erst machen, daß es keine zutrauliche Einfalt mehr gebe, man mus der Furcht und der Liebe die Kraft benehmen, welche sie auf menschliche Seelen haben, kurz, man mus die Menschen alle zu Philosophen umschaffen, und dennoch hats auch Philosophen gegeben, die durch Verleitung Verbrecher wurden. Es wäre zu wünschen, daß man auf diesen Punkt besonders bei Kindermörderinnen mehr Rücksicht nähme. Diese Verbrecherinnen, welche es oft schon blos aus Noth werden, werden noch öfter von ihren Verführern dazu verleitet. Ihre That

ist erwiesen und bedarf keines Zeugnisses weiter; die verfluchten Rathgebungen Dieser aber sind im Stillen geschehen und können durch kein Zeugnis erhärtet werden.

Wenn endlich Gesetze und Richter keinen Unterschied darin machen wollten, ob ein Mensch eine Uebelthat zum dritten oder zum ersten mahle beginge, so verdienten iene nicht Gesetze, und diese nicht Richter zu heissen. So einleuchtend dis iedem vernünftigen Menschen sein mus, so habe ichs doch oft genug erlebt, daß man, wenn ein gewisses Delikt stark im Schwange ging und man dieienigen, welche es zu mehrern mahlen begangen hatten, nicht zur Strafe ziehen konnte, hitzig beschlos, bei erster Gelegenheit ein furchtbares Exempel zu statuiren. Ein armer dummer Tropf beging es unglücklicher Weise als der Erste wieder und zum ersten mahle, und ward für alle die Uebrigen exemplarisch gestraft. — —

Ich hoffe, Herr Kriminalrath, daß Sie mich nun verstehen werden, wenn ich vorhin vom Ansehen der Person sprach, das bei Bestrafung der Verbrecher durchaus gelten müsse. Auf alles das, was ich gesagt habe, mus Rücksicht genommen werden; denn so will es warlich die Menschlichkeit. Wenn also unsere humanen Philosophen

enthusiastisch dagegen eifern, im Fall, daß solches nicht geschieht, so haben sie völlig Recht. Eine und dieselbe Sache dem äuserlichen Anscheine nach zweimahl ist oft völlig zweierlei Sache, wenn man ihr auf den Grund sieht; dis gilt in allen Angelegenheiten und Vorfallenheiten des menschlichen Lebens — warum sollts nicht auch bei Verbrechen gelten? Und da gestehen Sie es mir nur ohne weiteres zu, daß Viele unserer Richter der Verbrechenssache nicht auf den Grund sehen, auch wohl gar nicht auf den Grund sehen wollen. Bald fehlt es ihnen an Menschenkenntnis; denn hilf Gott was für junge Leute sitzen oft auf Richterstühlen! Bald macht es ihnen zu viel Beschwerde, das Verbrechen in seinem ganzen Zusammenhange zu untersuchen; denn wie viel Dickbäuche und Grosvatersstuhlbrüder gibts unter ihnen! Bald sind sie wahre Hartherzige, die individuelles Menschenglück und individuelles Menschenleben nicht achten, sich ans simple plane Faktum blos halten, das dahin gehörige Gesetz citiren und darnach gutachtlich berichten oder selbst dekretiren. Dis Alles ist wahr, und darüber wird nach Herzenslust auf den Bau geschickt, gehenkt, geköpft und gerädert, daß es nur eine Art hat.

Ich wollte nicht nur den Eid für Gefährde darauf schwören, sondern auch mein Leben darauf

lassen, daß sehr Viele unserer Verbrecher in irgend einem von den Fällen sind, welche ich vorhin nahmhaft gemacht habe und die zur Humanität gegen sie auffordern. Eben darum bin ich dann auch ganz dafür, daß der erste und hauptsächlichste Zweck, den man sich bei Bestrafung aller Verbrecher setzt, ihre Korrektion sein müsse. Sie haben sich vergangen; man mus sie dahin bringen, daß sie sich nicht wieder so vergehen — so spricht die reine Vernunft. So köpfet sie, schreit der alte steinerne Kriminalist; dann vergehn sie sich gewis nicht wieder. Ja, das ist wahr, wem der Kopf abgeschlagen wird, der stiehlt gewis nicht wieder und mordet nicht wieder. Ist das aber Korrektion? Korrigiren heisst, einen Menschen so weit bringen, daß er sich nicht wieder so vergehen wolle, wie er sich verging, nicht aber, daß er sich nicht weiter so vergehen könne. Mühsamer ist freilich das Erstere. Mühsam? fragt der unempfindliche Kriminalist wieder; wir schicken ein Paar Prediger über Dieb und Mörder, die sie zu Galgen und Schafot bereiten, und dann können Beide nicht nur nicht mehr stehlen und morden, sondern wollen es auch nicht mehr — unsere Prediger bekehren sie. O über die Kriminalisten ohne alle Seelenkunde bei dem grauesten Barte! Also — wie der Mensch aus Furcht vor Galgen und Rad

denkt, so denkt er wirklich? Gebet einmahl Manchem, der sich, weil ihr ihm durch eure Prediger Galgen und Rad ankündigen lasset, bekehrt, wie ihr meinet, volle Macht und Gewalt über eure Henker und Henkersknechte, ich schwöre euch, er lässet euch henken und rädern in der ersten Stunde. Es ist sogar gegen alle Erfarung, wenn man Verbrecher durch die Todesfurcht zu bessern denkt. Werden denn unsere Wollüstlinge und Branntweinssäufer, wenn sie in schwere Krankheiten fallen, blos durch die Todesfurcht besser? Sie bezeigen grosse Reue auf dem Krankenbette, und sterben sie in der Reue, so glauben ihre närrischen Verwandten daran; kommen sie aber wieder auf, was erfaren ihre Verwandte aufs neue? Der Mensch selbst, von dessen Besserung die Rede ist, kann nicht mit Gewisheit wissen, ob er sich wahrhaftig gebessert habe, wenn er nicht noch eine Zeitlang fortlebt und so fortlebt, daß er wieder ebenso schlecht handeln könnte; noch weit weniger aber können es Andere ohnedis mit Gewisheit wissen.

Eben darum, weil ich die Korrektion der Verbrecher für den ersten Zweck bei ihrer Bestrafung halte, bin ich nun aber auch gegen alle äuserstqualvolle fortdauernde Strafen, welche man oft an die Stelle der Lebensstrafe setzt. Nie kann ich,

wenn ich auf diesen Punkt komme, ohne Entsetzen an ienes Schifziehen denken, zu welchem einst Kaiser Joseph seine Missethäter verdammte, und gegen das die Galeerenstrafe noch eine Gnade war. Alle auch nur zur Hälfte ähnliche Strafen verbösern die Uebelthäter noch weit mehr und sind also wirklich völlig zwecklos; denn als abschreckendes Beispiel mag man sie doch ia nicht betrachten. In den mehresten Fällen sieht sie das Publikum nicht, und, wenn es sie ia sieht, so stimmt es sich natürlicher Weise mehr zum Mitleid gegen die, die sie leiden müssen, als zum Abscheu vor ihnen. Sollte die Obrigkeit aber auch wohl noch grössere Verbösерung schon wirklich böser Menschen bewirken? Wenn da Eins von Beiden einmahl sein soll — Todesstrafe, oder solche ungeheure immerwährende Todesqual — so wird Erstere sogar zur Humanität.

Wie nun in iedem einzelnen Falle die Strafe zu bestimmen und einzurichten sei, daß sie den großen Zweck der Korrektion erreichen möge, das ist freilich die Frage aller Fragen. Mit Recht klagen auch hier unsere humanen Philosophen, wenn sie klagen, daß das Kriminalrecht von dieser seiner wichtigsten Seite noch so unbearbeitet sei, und daß für die Verbesserung der Missethäter in ihren Gefängnissen und Verhaftungen zu we-

nig geschehe. Man straft sie — das ist mehrentheils Alles, was man für sie thut. Wenn es nun Verbrecher sind, die nur auf gewisse Jahre sitzen, wie mus auch die bürgerliche Gesellschaft schon vor dem Tage zittern, an welchem sie zu ihr zurückkehren werden! Sollte man in dieser Hinsicht nicht ganz vorzüglich auf zweckmässigere Korrektionsanstalten denken? Mehrere unserer neueren Schriftsteller, die für die Menschheit schrieben, haben ia Vorschläge genug dazu gethan; warum versucht man nicht wenigstens, sie anzuwenden? Es geht aber damit, wie mit den Vorschlägen zur Verbesserung der Liturgie, der Lebensrettungsanstalten und mit allen Vorschlägen, die den Kammern nichts einbringen, sondern noch dazu einigen Aufwand erfordern. Man lieset sie, findet sie allenfalls recht artig und — lässets beim Alten. Ich kenne mehrere Länder, wo man die Diebe auf drei, vier Jahre ins Zuchthaus sperrt, sie da arbeiten lässet und sich weiter nicht um sie bekümmert. Bei der gemeinschaftlichen Arbeit haben sie die beste Gelegenheit, künftige Diebereien schon in voraus zu verabreden; haben sie dann noch nicht gestohlen, wenn ihre Zuchtiahre um sind, so stehlen sie erst recht. Ich weis ein sehr merkwürdiges Beispiel von einer Hure, die zum dritten mahle ihre Strafe abkarrte und eben darum, weil es das dritte mahl war, dreimahl länger karren

muste,

muste, als zum ersten mahle. Ein halb Jahr nachher nehmlich, als sie wieder frei war, bekam sie das vierte Kind und — gab den Zuchtknecht selbst zum Vater an. Nicht wahr, Herr Kriminalrath, das sind Korrektionsanstalten? — —

Bis hieher wäre ich dann also mit unsern humaneren Philosophen einig. Ich will ihnen auch darin nicht widersprechen, wenn sie behaupten, daß die Kraft des abschreckenden Eindrucks, welchen die fürchterlichsten Strafausübungen machen sollen, auf gleiche Bösewichter, die noch unergriffen ihre Freventhaten fortsetzen, nicht weit her sei. Darin gehe ich nun aber nach reiflicher Ueberlegung von ihnen ab, daß sie die öffentliche Sicherheit, wenn von den Strafzwekken die Rede ist, nicht gehörig würdigen. Man mus da der Humanität gegen Einzelne die Grenze setzen, wo sie offenbar Inhumanität gegen die Gesellschaft wird. Und — was hilft es Alles, wenn man sagt, der Verbrecher ist doch ein Mensch? Das ist eben die Frage, antworte ich, ob er dis sei; sieht er aber nur aus, wie ein Mensch und ist er ein Bär, ein Löwe, ein Tiger mit Menschengesicht, so mus er wie Bär, Löwe und Tiger behandelt werden. Es gibt Thiere, von denen man sagen möchte, sie hätten ein besseres Gemüth, als mancher Mensch. Wenn ich

mir einen Verbrecher denke, der ein geübter Verbrecher und dabei völlig inkorrigibel ist — verdient es die bürgerliche Gesellschaft nicht, daß sie so sicher vor ihm gestellt werde, daß sie nie, nie wieder Raub und Mord von ihm zu fürchten habe? Wie soll dis aber geschehen? Wo ist ein Gefängnis fest genug, daß sich der Missethäter nicht endlich durchbreche? Und wärs dis auch, wo lässet die strengere Aufsicht nicht mit der Zeit über ihn nach? Haben wir nicht Beispiele genug, daß Malefikanten, deren Entwischung man für unmöglich hielt, über lang oder kurz doch entwischten? Wenn nun eine solche menschliche Bestie auf freien Fus wieder kommt, ist es nicht, als wenn eine Hiäne losgelassen würde? Die Sache also mit allem dem Ernst betrachtet, den sie doch in der That verdient — ich weis keine vollkommne Sicherheit der Gesellschaft vor so einem Unholde, so lange er lebt. Wenn also das Gesetz ruft — Erleget die Hiäne! — so beuge ich mich mit Ehrfurcht vor seinem Rufe. Das wollt' ich allenfalls wohl glauben, daß so ein entsprungener Bösewicht nicht im Lande bleiben, sondern einen weiten Marsch machen und in der Ferne nur seine Unthaten fortsetzen würde; wie kommt aber auch das Ausland dazu, daß es von diesem reissenden Thiere angefallen werden soll? Die gewöhnlichen Landesverweisungen der Verbrecher dürfen hier nicht zum Beispiele ange-

führt werden; denn diese sind vollends nicht zu billigen und verdienen mit Recht als wahrer nachbarlicher Unfug betrachtet zu werden, den die Staaten gegen einander treiben.

Doch will ich auch auf der andern Seite keinesweges der Grausamkeit bei der Sache das Wort geredet haben. Es ist blos darum zu thun, daß der, so lange er lebt, gefärliche Abschaum auf die Seite gebracht werde; so braucht auf besondere Qual dabei für ihn nicht gesonnen zu werden. Und wenn er sie auch siebenmahl verdient hätte, wozu selbige? Ihn bessert sie nicht; der menschlichen Gesellschaft hilft sie nichts. Ich behauptete nur, daß man Bären, Löwen und Tiger mit Menschengesicht auch wie Bären, Löwen und Tiger behandeln müsse. Zerreisst man denn diese etwa auch darum, weil sie Menschen zerrissen haben? Man begnügt sich, sie zu erlegen. So habe man auch genug daran, Jene zu erlegen! Und, da man den Bär- und Tigermenschen schon in der Gewalt hat, so erlege man ihn dadurch, daß man ihm den Kopf vor die Füsse lege. Ein Schwertschlag geschehe — ein Schwertschlag für das allgemeine Wohl! Wenn dann hiergegen noch Einer unserer humaneren Philosophen etwas haben kann, so macht er sich der Sünde des Nichtgutmeinens mit der Gesellschaft aus Empfindelei schuldig.

Allgemeine Ruhe und Sicherheit ist der Hauptzweck, auf welchen die Gesetze hinwirken müssen. Ist dieser Satz richtig — und wer könnte oder wollte auch nur an ihm zweifeln? — so darf auch der humanste Philosoph nichts dagegen haben, wenn die Obrigkeit bei überhandnehmendem öffentlichen Aufruhre noch kürzeres Procedere macht und die ergriffenen Rädelsführer auf der Stelle erlegt. Ist einmahl kein anderes Mittel, dem Aufruhre zu steuern, als dieses, was soll werden, wenn man es nicht anwendet? Soll Alles drunter und drüber gehen; sollen Plünderung und Meuchelmord die allgemeine Losung werden? Hier, hier mus alle Humanität ein Ende haben; oder es wäre besser, wir lebten gar nicht in bürgerlicher Gesellschaft, und dann hätte ja die Humanität auch ein Ende. Da in solchen Fällen die Todesstrafe auf der Stelle geschehen mus, so entspringt schon hieraus die Oeffentlichkeit derselben. Es ist aber auch darum nöthig, daß sie öffentlich geschehe, damit der aufrührerische Haufe dadurch geschreckt werde, sich zerstreue und zur Ruhe begebe.

Für die öffentliche Hinrichtung anderer Verbrecher aber, z. E. der Räuber, Mörder und Mordbrenner würde ich nicht stimmen. Es ist genug, daß das Publikum wisse, daß sie erlegt worden

sind. Dazu sind sieben Zeugen aus verschiedenen Volksklassen genug, die dabei sein können, wenn ihnen im Gefängnisse der Kopf vor die Füsse geworfen wird. Sonst könnte man auch auf gut türkisch den Kopf auf einem Spiesse zeigen, wenn sich das deutsche Gefühl nicht gegen solche Anblicke sträubte. An dem Nutzen, welchen öffentliche Hinrichtungen haben sollen, habe ich von der Zeit an zu verzweifeln angefangen, als der Henker zu Tiburn, nachdem er einen Dieb gehenkt hatte, unterm Galgen eine goldene Uhr stohl und bald darauf auch zu Tiburn gehenkt ward. Wirkliche Bösewichter sehen die Exekution mit Verachtung an, spotten blos des Delinquenten, daß er so dumm gewesen und sich erwischen lassen, und abstrahiren daraus die Regel für sich, ihre Unthaten klüger zu betreiben. Für gute Menschen aber sind dergleichen Anblicke völlig überflüssig. Man glaubt auch nicht, wie die Obrigkeit den Eindruck, welchen sie dadurch machen will, bei den Mehresten verfehle und an dessen Statt den gerade entgegengesetzten hervorbringe. Wenn's zu dem Augenblick kommt, daß der Missethäter hingerichtet werden soll, so vergisset der grösseste Theil der Zuschauer seine That, bleibt bei dem Anblick seiner Leiden stehen und bemitleidet ihn unwillkürlich. Macht der Schwertschlag ja auf Einige die richtige Sensation und stiftet er also wirklich einiges

Gutes: so gibts wieder Andere, die die Gelegenheit im grossen Gedränge benutzen und ums Schafot her Uhren aus den Taschen ziehen, wie sie nur wissen und können. Kostspielig sind solche Exekutionen auch; ist aber so eine menschliche Bestie es auch wohl werth, daß man ausser dem Douceur, das der Scharfrichter erhält, noch einen Dreier auf sie verwende? Man nehme doch lieber das Geld und wende es auf Kinder aus den untersten Ständen an, daß sie in eine gute Schule gehen und sich da zu bessern Menschen bilden können, als der Bösewicht war, dem man noch den ruchlosen Kopf so theuer abkaufen will.

Und hier komme ich dann noch auf das, worauf ich in Betref unseres heutigen Gegenstandes am Ende immer komme. Es geht mir nehmlich, wenn ich über die Bestrafung der Missethäter nachdenke, ebenso, als wenn ich über die Versorgung der Armen nachdenke. Man mus die Armen, welche es schon sind, nicht blos versorgen; man mus auch dahin sehen, daß die Leute nicht so verarmen. Auf gleiche Weise mus man nicht blos die Verbrecher strafen, sondern auch dafür sorgen, daß die Leute keine Verbrecher werden. Ich bescheide mich gern, daß so, wie die Obrigkeit nicht verhindern kann, daß es gar keine Arme wieder gebe, sie es auch nicht verhindern könne, daß es

gar keine Verbrecher weiter gebe. Wie sie aber doch Viel gegen das Ueberhandnehmen der Armuth thun kann, so kann sie auch Viel gegen das Ueberhandnehmen grober Verbrechen thun. Jenes thut sie durch gute Arbeitsanstalten, dis durch gute Unterrichtsanstalten. Ach, lieber Herr Kriminalrath, hier stehen wir bei einem wichtigen Punkte. Sind nicht die mehresten Missethäter immer Leute aus den untersten Ständen? Freilich sind diese wohl auch an sich die bevölkertesten; aber, aber, wenn man dann doch zu gleicher Zeit, indem man von vielen Verbrechern in einem Staate hört, auch von der ganz erbärmlichen Verfassung der Schulen auf dem Lande und in den Landstädten daselbst hört, so mus man ia auf der Stelle Arg darin setzen, daß Beides sich so zusammentreffe. Du barmherziger Gott, wann werden doch unsere Fürsten vereinigt daran arbeiten, daß die Volksiugend vernünftigeren und hinlänglichen Unterricht bekomme! Was hilft es, wenn es hier und da Einer und der Andere von ihnen thut? Wandern denn die Einwohner verschiedener Länder nicht zu einander? Auf den ewigen Einwurf — woher nehmen wir Geld dazu? — der sich nicht einmahl so hören lässet, wie iener — woher nehmen wir Brodt in der Wüste? — ist ia so oft geantwortet worden, daß man sich im

Namen Aller, die noch so fragen können, schämen mus, weiter darauf zu antworten. Auch ists an blossen guten Schulhäusern warlich nicht genug; man kann im Fall der Noth auch unter freiem Himmel informiren. Gute Schullehrer sind die Hauptsache, und diese wird man nirgends finden, wo man nicht für guten Schullehrergehalt auch sorgt. Hier also, hier mus die Schulenverbesserung angefangen werden. Es war vor einiger Zeit so, als wollte der Schulreformationsgeist herrschender Geist werden, aber er hat schon wieder viel von seiner Gewalt verlohren; man sollte fast glauben, daß die Scharfrichter dagegen eingekommen wären.

So viel versichere ich Ihnen zum Schlusse, daß ich als Fürst nach Unterschreibung eines Todesurtheils für einen Menschen, der in meinem Lande geboren und erzogen wäre, die unruhigste Nacht meines Lebens haben würde, wenn ich nicht mit dem Troste zu Bette gehen könnte, daß ich durch guten Volksunterricht für Grosse und Kleine in meinem Lande Alles gethan hätte, was in meinen Kräften war, um der That vorzubeugen, auf die ich den Tod unterschreiben muste.

XLIII.

Über die verbotenen Ehen.

An den Herrn Superint. P. zu P.

Sie haben mich blos misverstanden, Bidermann, und wir sind in der Sache selbst viel einiger, als Sie denken. Wie konnten Sie es auch nur für möglich halten, daß ich, der ich der Würde des Menschen bei ieder Gelegenheit das Wort rede und auf ihre Behauptung Alles stelle, auf einer so delikaten Seite unserer Moralität die Einführung der Thiersitte unter uns begünstigen wolle? Bald möchte ich Genugthuung von Ihnen für diesen Verdacht fordern; doch, es sei Ihnen verziehen!

Nein, nein, die Menschen sollen sich nicht begatten dürfen, mit wem sie wollen, und es sind und bleiben gewisse Ehen verboten. Nur kann ich es vor allen Dingen nicht leiden, daß sie darum uns verboten sein sollen, weil sie den Ju-

den verboten wurden. Wenn kein anderer Grund dazu da wäre, als dieser, so könnte und dürfte Jeder heirathen, wen er wollte. Womit wollen Sie denn beweisen, daß die Ehegesetze, welche Moses gegeben, Verbindlichkeit für das ganze menschliche Geschlecht haben sollten? Ich will nicht einmahl untersuchen, ob Moses dem ganzen menschlichen Geschlechte etwas zu befehlen gehabt habe; denn die Einleitung — der Herr redete mit Mose und sprach — ist so ein Ding, das ich gern, um nicht in noch grösseren Hader mit Ihnen zu gerathen, auf sich beruhen lassen will; aber es heisst dann doch ausdrücklich weiter — Rede mit den Kindern Israel und sprich zu ihnen u. s. w. Hier steht ia dann doch hell und klar, daß die folgenden Ehegesetze nur dem Volke Israel gegeben wurden, dessen ganze Verfassung die unsrige nie werden konnte, noch auch werden sollte. Und, wenn auch am Ende gesagt wird, daß die Vorfaren der Juden im Lande Kanaan dadurch sich zur Ausrottung reif gemacht, daß sie das Land mit den verbotenen Greueln befleckt hätten, so steht dies doch nicht in Verbindung mit den verbotenen Ehen, sondern vielmehr nur im Zusammenhange mit Päderastie, Sodomiterei, Molochsopfer u. s. w. welche am Ende des Kapitels auch noch verboten werden. Beobachten wir denn übrigens auch wohl noch alle die Gesetze, welche

Moses auf ähnliche Art und unter ähnlicher Einleitung dem israelitischen Volke gab? Haben wir uns nicht von den Allermehresten derselben vielmehr längst dispensirt, weil sie entweder auf unser Klima, oder auf unsere bürgerliche Verfassung, oder auf unsere vernünftigeren Religionsbegriffe u. s. w. nicht paßten? Woran erkennten wir also ein mosaisches Gesetz, das wir noch beobachten müsten? Doch wohl nur an seiner Anwendbarkeit auf uns, und besonders daran, wenn es allgemeinverbindende moralische Gründe für sich hat? Alsdann beobachten wir es aber in der That nicht darum, weil es Moses gab, sondern weil es die Natur der Sache, die es betrift, und die Natur des Menschen noch auf den heutigen Tag geben. Und dis ist nun der Fall mit solchen Ehen, welche unter allen gesitteten Völkern verboten sein und bleiben müssen. Weiter habe ich also auch nichts sagen wollen, als daß der Grund zu ihrer Unzulässigkeit nicht Moses mit seinen Verboten sein müsse. Moses hat uns nichts zu befehlen und geht uns gar nichts mehr an. Von diesem Grundsatze gingen die Apostel aus, und dadurch entstand das Christenthum; so müssen wir auch dabei beharren. Finden wir ia beim Moses schon gute Verordnungen der Art, welche uns iezt eine ausgebildetere Vernunft und Moral geben, so wollen wir uns

blos freuen, daß durch ihn schon die Morgenröthe des schönen menschlichen Tages anbrach, welcher einst kommen sollte; entehren aber würden wir uns, wenn wir sie darum hielten, weil er sie gegeben hätte. Lieber Herr Superintendent, Moses machte auch einen Unterschied zwischen Tagen, wie zwischen Menschen; er verbot auch gewisse Speisen, wie gewisse Ehen. Wer hat uns denn von seinen Tischgesetzen dispensirt? Wenn uns nun seine Ehegesetze noch heilig sein sollten, darum, weil er sie gab, oder weil sie Gott durch ihn gegeben haben solle, so müsten uns ia ebenso auch seine Tischgesetze noch heilig sein. Es mus also ganz andere Gründe geben, wenn gewisse Ehen, die er verbot, auch noch unter uns iezt verboten sein und bleiben müssen, als — seinen Ausspruch. Daß man übrigens wirklich ohne alle Beihülfe des Moses die unzulässigen Ehen recht gut finden könne, haben schon die alten Römer bewiesen, welche zu ihm warlich nicht in die Schule gegangen waren.

Es kommt noch dazu, daß die mosaischen Ehegesetze sehr unvollkommen und mangelhaft sind; man hat sie auf ieden Fall besser. Zuförderst fehlt es ihnen offenbar an Vollständigkeit, und es sind nicht alle unerlaubte Ehen darin benannt. Es hilft nichts, wenn man dis dadurch entschul-

digen will, daß sie nicht blos von den erzählten Fällen, sondern von den Graden zu verstehen wären; ein so wichtiges Gesetz mus alle Fälle selbst bestimmen, weil die Ausleger sonst zu allen Zeiten ihr Spiel damit haben können. Sodann ist sich Moses auch bei seinen Ehegesetzen nicht gleich geblieben. Erst spricht er — du sollst deines Bruders Weibes Scham nicht blössen — und setzt ausdrücklich seinen Grund hinzu — denn sie ist deines Bruders Scham; und dann befiehlt er wieder, daß, wenn der eine Bruder ohne Kinder stirbt, der andere gehalten sein solle, seine Frau zu ehelichen, und gibt dieser sogar die Erlaubnis, ihn, wenn er ihr den Korb gibt, anzuspeien und zum Barfüsser zu machen. Wie? ist denn ihre Scham nicht auch seines Bruders Scham? Ein Gesetzgeber mus sich in seinen Gründen gleich bleiben, oder sie lieber gar nicht anführen. Ich weis den politischen Grund recht gut, der in diesem Falle ienen moralischen Grund in Moses Augen überwog; wozu dann aber das ganze Gesetz, wenn sein moralischer Grund so schwach ist, daß er dem politischen weichen mus? Und so ist dann auch wohl dieses Gesetz nicht weit her, und es möchte in Gottes Nahmen Jeder, wer Lust dazu hätte, seines verstorbenen Bruders Frau heirathen dürfen. Ich gestehe auch aufrichtig, daß ich nicht weis,

was Moses mit der Scham des Bruders sagen wolle. Diese kann doch ein Bruder am andern im buchstäblichen Verstande nur blößen, d. h. blos machen und aufdecken. Sagen Sie mir doch, Herr Superintendent, wenn nun Jemand an den Zeugungstheilen litte und sein Bruder wäre ein geschickter Chirurgus, dürfte er sich nicht von ihm kuriren, folglich auch besichtigen lassen? Hier kann ich mich auch der Frage nicht enthalten, ob nach den mosaischen Gesetzen ein Accoucheur seine Schwester oder Stiefmutter entbinden dürfte . . . Halten Sie diese Frage nicht für leichtfertig; ich gestehe vielmehr, daß es mich selbst allemahl revoltire, wenn ich von so einem geschehenen Falle höre. Ich bin ein Laie, antworten Sie mir doch nächstens hierauf, lieber Herr Superintendent. Das sage ich Ihnen aber in voraus, daß ich, wenn sie dergleichen Accouchement nach den mosaischen Gesetzen für unerlaubt erklären — wie Sie, wie ich im Ernst glaube, thun müssen — es Ihnen sehr ans Herz legen werde, wie auf solche Weise manche arme Frau in der Noth umkommen müste, wenn sie das Unglück hätte, daß ihr Bruder oder Stiefsohn gerade der geschickteste, oder gar der einzige Accoucheur im Orte wäre. — Endlich wenn die mosaischen Ehegesetze noch verbindende Kraft haben sollen, so müssen sie auch noch ganz gelten.

Was meinen Sie denn aber wohl dazu, daß nur verboten werde, daß ein Mann zwei Schwestern zugleich zu Weibern haben solle, nicht aber hinter einander? Kann ich also in Folge dieses Gesetzes mir nicht getrost zwei Weiber zugleich antrauen lassen, sobald sie nur nicht Schwestern sind? Würden Sie die Traue aber wohl verrichten wollen? Antworten Sie mir doch auch hierauf, Herr Superintendent.

Der andere Misverstand, in welchen ich bei Ihnen verfiel, rührte daher, daß ich nur sagen wollte, daß man in unsern Tagen noch zu viel Ehen verbiete; Sie nahmen meine Ausdrücke aber so, als wenn ich gegen alle verbotenen Ehen wäre. Daß mein Satz richtig sei, beweiset iede sogenannte Dispensation, die ertheilt wird. So oft ich von dergleichen höre, ist mir nicht anders, als spräche die Obrigkeit — es ist auch wahr, die Landesgesetze gehen zu weit, man mus sie limitiren. Ich sage es Ihnen frei heraus, ehrwürdiger Mann, es macht einen üblen Eindruck auf mich, so oft ich höre, daß von Gesetzen, die doch die Moralität betreffen sollen, dispensirt werde. Kann und darf dis wirklich irgend eine Obrigkeit? Sobald sie es also doch thut, so gibt sie offenbar zu erkennen, daß es keine unmoralische Handlung sei, welche sie verboten habe. Da frage ich

dann nun, warum verbietet man solche also überhaupt, wenn sie dis nicht ist? Was ist das, wenn man erst Gesetze gibt und hernach davon dispensirt? Sollten nicht sogar auch die Gesetze, von welchen nicht dispensirt werden kann, an ihrer Ehrwürdigkeit dadurch leiden? Also wäre es auf ieden Fall besser, daß das Verbot aller solcher Ehen, über die am Ende doch Dispensation erfolgt, lieber gleich aufgehoben würde. Was in Sachen der Moralität einmahl verboten ist, das mus verboten bleiben. Man hat es für Unrecht erkannt, und so mus es um keinen Preis für Recht erklärt werden. Einen traurigen Anstrich aber bekommen solche Dispensationen in Ehesachen alsdann, wenn sie für Geld erfolgen. Hat das Volk nicht Recht, wenn es da spricht — was für Geld vor Gott erlaubt und gut ist, das mus es auch ohne Geld sein...? Hat es Unrecht, wenn es meint, daß Verbote, die das Geld unkräftig machen kann, nur der Dispensationskosten wegen noch beibehalten werden...? Und wohin kommen diese Gelder? Sind sie Sporteln der Diener, oder fallen sie dem Fiskus zu, oder kommen sie in die Kasse zu gottseligem Gebrauche? In den beiden erstern Fällen ists kein Wunder, wenn sich das Volk noch mehr über die Sache wundert.

Nun

Nun verstehen Sie mich gewis ganz, Herr Superintendent, was ich habe sagen wollen. Nichts weiter, noch einmal gesagt, als — Moses mus nicht citirt werden, und, es sind der verbotenen Ehen zu viel; gewisse Ehen aber müssen verboten sein und bleiben. Hier könnte ich also schliessen; Sie würden mich aber unstreitig nächstens fragen, welche Ehen ich unter diesen begriffe, und so will ich Ihnen lieber heute gleich darauf antworten.

Auch nicht einen Blick wollen wir auf die Thierwelt richten, wo alles sich begattet, was sich nur begatten kann und mag; wir sind Menschen. Aber — würde Paulus, der, als er dagegen eiferte, daß Jemand seine Stiefmutter zur Frau hatte, hinzusetzte, daß dis eine Art von Hurerei sei, von der auch die Heiden nichts wüsten, sein Wort nicht zurücknehmen, wenn er hörte, daß man Völker angetroffen habe, bei denen es Sitte ist, daß der Vater seinen Töchtern selbst die Jungferschaft nimmt, und das aus dem Grundsatze — von dem Baume, den ich selbst gezogen habe, gehört mir die erste Frucht, der erste Genus . . . ? So heillos auch die Anwendung eines an sich vollkommen wahren Satzes hierbei ausfällt, so leuchtet doch so viel aus ihr

hervor, daß in der menschlichen Natur selbst kein Gefühl gegen Blutschande u. dergl. ursprünglich anzutreffen sei. Wir, dir wir dis Gefühl bis zur Empörung besitzen, können uns nicht als Gegenzeugen davon hinstellen; wir haben Alle dasselbe durch unsere Erziehung unter kultivirten Menschen erst eingesogen. Fehlt es denn wohl ganz und gar an Begehung ähnlicher Thaten auch unter uns? Trift man sie unter Leuten, die ganz roh erzogen wurden und so roh fortleben, nicht wirklich an? Gibts keine Gerichtsakten der Art? Würde es ihrer nicht noch weit mehr geden, wenn diese Handlungen nicht zu den einsamsten gehörten, und wenn Familienehre und Menschenliebe sie nicht oft zudeckten?

Verstehen Sie mich ia nicht abermals falsch, Herr Superintendent, wenn ich behaupte, daß die menschliche Natur blos als solche und ursprünglich von verbotenen Ehen, ia sogar von den allerverbotensten Ehen, gar nichts wisse. In der That, sonst liefe ich mit dem, was ich nun noch sagen will, vollends Gefar, von ihnen in den Bann gethan zu werden. Ich weis nehmlich gar nicht, wie ich Folgendes zusammenreimen solle — „Auf der einen Seite ist es das Volk Israel, welches die göttlichen Gesetze von verbotenen Ehen bekommen haben, und Moses, der sie im Nah-

men Gottes ihm gegeben haben soll. Auf der andern Seite stammt Moses selbst aus einer von ihm verbotenen Ehe ab, und das ganze Volk Israel desgleichen, und es hätte weder je ein Volk Israel, noch einen Retter und Heerführer des Volks Israel gegeben, wenn die mosaischen Ehegesetze, ich will nicht sagen dem Noah, sondern auch nur dem Abraham, offenbaret worden wären. So aber nahm Abraham seine Halbschwester zum Weibe, wie sein Bruder Nahor, des zweiten Bruders Haran, Tochter, und legte durch die Ehe, die Gott obendrauf ganz über alle Natur gesegnet haben soll, den Grund zu dem Volke, dem es hernach ausdrücklich untersagt ward, solche Ehen zu schliessen, deren einer es seine ganze Existenz zu danken hatte. Mit dem Moses ists dasselbe. Er befiehlt im Nahmen Gottes — du sollst deines Vaters Schwester Scham nicht blössen, denn es ist deines Vaters nächste Blutsfreundin — und doch hätte er dis nie befehlen können, wenn sein eigener Vater Amram nicht seines Vaters Schwester Scham geblösst und dadurch ihn samt dem Aron gezeugt hätte. — Haben Sie diese Dinge wohl iemals so zusammengestellt, Herr Superintendent, wie ich alleweile? — verzeihen Sie mir die Frage; sie kommt aus dem unschuldigsten Herzen. Daß Adams Söhne ihre leiblichen Schwestern zu Weibern nahmen, will ich

nicht einmahl erwähnen; denn wie hätten sie sonst Weiber finden sollen? Daß Adam selbst, wenn Eva zeitig starb und er wieder heirathen wollte, seine leiblichen Töchter hätte heirathen müssen, will ich auch nicht berühren. Ja sogar, daß Adam wirklich sich selbst geheirathet habe, weil Eva aus einer seiner Ribben gebildet worden sein soll, mag vollends ganz an seinen Ort gestellt sein, d. h. an den Ort, wo tausend Dinge mehr stehen. Abraham aber hatte doch schon Aussuchen genug unter den Mädgen, und Amram noch mehr; warum ehelichte iener also seine Halbschwester und dieser seines Vaters Schwester? warum wurden diese beiden Ehen in ihren Folgen so ausgezeichnet, und hernach alle ähnlichen so streng verboten.

Ich habe dis Alles nur darum so aus einander gesetzt, um endlich meinem Zwecke näher zu kommen. Wir müssen nehmlich die Gründe zur Verbietung gewisser Ehen anders, als gewöhnlich, suchen; wir wollen sie aber auch gleich auffinden.

Moses wollte seine Nation kultiviren, so wenigstens kultiviren, als es in seinem Zeitalter möglich war. Auch die geringste Volkskultur kann aber nicht bestehen, wenn nicht für den elterlichen Respekt und für die Keuschheit in Fami-

lien gesorgt wird. Betrachten Sie daher alle seine gegebenen Ehegesetze; sie drehen sich insgesamt auf diesen beiden Zweckpunkten herum. Und — so empfangen Sie hiermit mein Glaubensbekenntnis — ich denke in diesen Stücken, wie Moses, über die Sache.

Sobald Menschen sich begatten, sind sie einander völlig gleich. Mann und Weib werden ein Leib. Die Begattung ist etwas völlig Thierisches; unter Personen also, die sie an einander ausüben, hört aller Respekt gegen einander auf. Es dürfen sich mithin solche Personen nicht begatten, von welchen die eine gegen die andere schlechterdings Respekt hegen soll. Das Unheil, welches hieraus entsteht, sehen wir schon in dem Verhältnisse zwischen Vorgesetzten und Untergebenen; noch weit sichtbarer aber ist es im Familienverhältnisse. Was will da daraus werden, wenn die folgende Generation nicht die vorhergehende in Ehren halten wollte? Eine von beiden kann nur befehlen; die andere mus gehorchen. Sobald sie sich begatten, will iede befehlen und keine gehorchen. Die Zeugung schaft ia auch die Generationen; wie kann die eine Generation, welche die andere gezeugt hat, mit dieser wieder die dritte zeugen wollen? Ich finde hierin so viel Unmoralisches für den ausgebildeteren Menschen, daß

ich schlechterdings behaupte, daß alle solche Ehen, wo auch nur der sogenannte Respektus Parentelä eintritt, nicht nur verboten, sondern auch in allen vorkommenden Fällen indispensabel sein sollten. Das vierte Gebot mus gelten, oder es ist um die menschliche Gesellschaft geschehen, und dafür, daß es vollkommen gelte, kann nicht zu viel geschehen. Die Thiere haben kein viertes Gebot, und so mag da immerhin der Hahn seine eigene Mutter und Töchter treten.

Ebenso beruhet auch auf Bewahrung der Keuschheit, auf Zucht und Ehrbarkeit das Wohl der menschlichen Gesellschaft. Man könnte nun zwar da sagen, daß, weil die Natur Kinder beiderlei Geschlechts von denselben Eltern gezeugt werden lasse, sie gleichsam dadurch einen Wink gebe, daß diese zweite Generation unter sich die dritte zeugen solle, und daß sie also Brüder und Schwestern selbst zu Männern und Weibern für einander bestimmt habe. Man könnte sogar noch hinzusetzen, daß, da in der Ehe, wenn sie Glück bereiten soll, auf herzliche Zuneigung gegen einander Alles ankomme, diese unter Geschwistern doch wohl am sichersten zu erwarten sei, und daß also Geschwisterehen die glücklichsten sein würden. Jedoch — betrachtet man die Sache von Seiten der Keuschheit, so fällt das Urtheil anders aus.

Wenn Geschwister wüsten, daß sie einander heirathen könnten, wie würden sie das Fortpflanzungsgeschäft an einander ohne alle Furcht verrichten, weil die Folgen davon durch ihre wirkliche Ehe hernach leicht wieder gut gemacht werden könnten! Ja, wenn Geschwistern nicht durch die ganze Erziehung Abscheu gegen solche Handlungen an einander und die höchste Schamhaftigkeit gegen einander eingeflösst würde, wie würden sie, die von Kindheit an stets beisammen und oft ohne alle Aufsicht beisammen sind, sobald sich nur der Zeugungstrieb in ihnen regte, diesen an einander befriedigen und sich so gegenseitig durch die frühesten Wollüste entnerven und verderben! Gewis würde dis Uebel in allen Familien, wo Kinder beiderlei Geschlechts wären, einreissen, und was für einen jämmerlichen Anblick würde dann auch nur blos auf der phisischen Seite schon das menschliche Geschlecht reichen! Um Verstand und Moralität der Menschheit würde es vollends fürchterlich stehen, wenn Wollust die erste Leidenschaft würde, welche alle Kinder ergriffe. Folglich mus unter Geschwistern, sie mögen Voll= oder Halbgeschwister sein, die Ehe auf ewig verboten sein und bleiben. — Dis ist aber auch genug in Ansehung der zu verbietenden Ehen in der sogenannten Seitenlinie, und alle andere Heirathen in derselben, wie z. E. der Ge=

schwisterkinder und der blos Verschwägerten, sollten geradezu erlaubt sein. Moses, auf den man sich doch beruft, ist ia in Ansehung der Ersteren nicht einmahl so weit gegangen, und, wie er in Ansehung der Letztern wenigstens zu limitiren gewust, ist bereits erwähnt worden. Wollte man einwenden, daß dadurch dem Familiengeitze freier Spielraum gegeben würde, so ist mir erstlich kein Beispiel bekannt, daß man in dergleichen dispensablen Fällen die Dispensation abschlage, wenn man merkt, daß sie blos des Vermögens wegen gesucht werde; vielmehr gibt man sie den Leuten alsdann am liebsten, weil sie sie am theuersten bezahlen können. Und sodann — kann es Familien, besonders in unsern Tagen, verwehrt oder auch nur verdacht werden, wenn sie ihr wohlerworbenes und bisher zusammengehaltenes Vermögen ferner zusammenzuhalten suchen? Ich sehe hierin doch in der That nichts Arges; und die Sache bleibt immer nur die, daß die Personen selbst, welche sich verehlichen, einander suchen und gern ehelichen, nicht aber von den Eltern zur Heirat gezwungen werden. Träte dieser Fall aber ein, so steht es ia der Obrigkeit frei, dergleichen Personen in Schutz zu nehmen und die Elterngewalt in ihre natürlichen Grenzen zurückzuweisen. — —

Neuere Denker haben noch einen dritten Grund vermuthet, aus welchem Moses seine Ehegesetze gegeben habe. Sie glauben nehmlich, daß er durch die Verbote der Heiraten zu naher Verwandten für eine rüstigere Nachwelt habe sorgen wollen, welches durch die Vermischung verschiedener Familien am sichersten geschehe. Meines Wissens aber hat er nichts davon geäusert; es müste dann in den Worten liegen — Niemand soll sich zu seiner nächsten Blutsfreundin legen. Dann dächt' ich aber, daß er, da er doch einmahl wirklich einen Grund davon angibt, diesen selbst angegeben haben würde; so aber fügt er einen ganz andern hinzu, nehmlich — denn ich bin der Herr, d. h. ich verbiete es euch hiermit. Richtig an sich ist iedoch der Grund allerdings. Die Natur ist sich nehmlich in allen ihren Anstalten zur Fortpflanzung gleich. Warum tauschen die Ackerleute ihr Saatgetraide unter einander? Weil sie wissen, daß fremder Saame besser gedeihet. Warum verschreibt man bei der Viehzucht oft fremde Thiere? Um eine bessere Race wieder hervorzubringen, weil die gegenwärtige immer mehr verfällt. Nicht anders ists auch in der Menschenwelt. Wenn Personen, die wirkliche Blutsverwandte sind, Kinder zeugen, so zeugen sie sie von einerlei Blut. Ginge dis durch mehrere Generationen so fort, so würde das Fa-

milienblut endlich so schlecht werden, daß es immer kürzeres Leben hervorbrächte. Gäbe es gar Familienkrankheiten, so würden diese nie wieder ein Ende nehmen; sie würden vielmehr immer wütender werden und endlich gar zur Zeugung ungeschickt machen. So aber, wenn die Eheleute aus verschiedenen Familien sind, vermischt sich auch verschiedenes Blut; die Gestalten werden mannigfaltiger — die Karaktere sogar; und so half schon oft ein einziger rüstiger, vollkräftiger Fremdling einer schon ganz verbutteten Familie wieder auf. Was meinen Sie, Herr Superintendent, wenn unsere Weiber, die manchmahl, falls sie kränkliche Männer haben, so einen kleinen Ausschritt machen, sich hiermit entschuldigten? Sollten sie bei der Natur nicht damit Gehör finden? Still, still, rufen Sie; ia doch, ia, ich sage es Ihnen auch nur ins Ohr. Den Nutzen davon sehen wir aber oft wirklich, wenn mitten unter lauter Zwergkindern eines bis auf den Tod hektischen Vaters mit einem mahle ein kleiner Riese Goliath hervortritt . . . .

Ich freue mich in der That, daß sich auch dieser dritte Grund an die beiden, welche ich angab, anschliesse. Gerade auch aus ihm müssen die Ehen verboten sein und bleiben, welche ich verboten wissen wollte; gerade aber auch aus ihm müssen

diejenigen seither verbotenen erlaubt sein, welche ich erlaubt zu sehen wünschte. Unter Personen, bei welchen auch nur der Respektus Parentelä eintritt, mus die Ehe verboten sein, sagt' ich; sehen Sie, ist das nicht dasselbe, als wenn ich gesagt hätte, daß die Ehe unter Personen von einem Blute verboten sein müsse? Eben dieses gilt also auch von Geschwistern. Gilt es aber auch wohl noch von Geschwisterkindern, oder gar von blos seitwärts Verschwägerten? Eben darum also mus auch die Ehe unter diesen verstattet sein, und es ist von solchen Ehen für den Verfall der Familien und der Menschheit nichts mehr zu fürchten; denn die Vermischung verschiedenen Geblüts ist schon erfolgt. — —

Statt die Ehen der letztern Arten zu verbieten, wollte ich wohl besser sagen, welche Ehen, wenn sie auch gleich nicht in den mosaischen Gesetzen stehen und keine Verwandtschaft betreffen, in iedem gesitteten Staate verboten sein sollten. Wenn z. E. ein iunger Mensch eine Frau heirathen will, die, wenn sie auch nicht seine Mutter ist, doch seine Mutter, oder gar seine Grosmutter fast sein könnte, blos darum, weil sie Haus und Hof hat, und in der Hofnung, sie im nächsten Jahre zu begraben — dis, dis, Herr Superintendent, sollte auf keinen

Fall gelitten werden. Das alte Weib ist von zäher Natur, katzenartig; statt, daß der junge Narr sie übers Jahr zu begraben gedenkt, haben Sie Beide übers Jahr vor dem Konsistorium und hören ihren Greuel an dem ganz unproportionirten Ehepaare. Die Alte hat den jungen Mann in Verdacht — er mishandelt sie dafür — man straft ihn — er rächt sich an ihr für die Strafe — man straft ihn härter — er rächt sich härter u. s. w. Ach lieber Herr Superintendent, wo ist bei solchen vorwaltenden Heirathen der Moses, der sie verhinderte? Und doch lehrt die Erfarung aller Zeiten, daß sie, die eine früher, die andere später, nichts, als Gewerbsvernachlässigung, Hang zum ausserhäuslichen Leben, Lüderlichkeit im höchsten Grade, ia wohl gar heimlichen Mord, erzeugen. Ferner z. E. wenn ein Mensch die Tochter eines beiahrten Vaters heirathen will, blos unter der Bedingung, daß er des Vaters Dienst erhalte, und wenn das Mädgen elend und gebrechlich ist, so, daß kein vernünftiger Mensch auf den Einfall kommen würde, sie zu ehelichen: so müste auch eine solche Heirath auf keinen Fall gestattet werden. Wie so ein Mensch den Dienst nur erst zugesichert erhalten hat, spielt er schon eine andere Rolle, und so, wie der Vater die Augen schliesst und ihm völlig Platz macht, erheben sich dieselben Geschichten, wie mit Jenem, der das alte Weib ihres

Hauses und Hofes wegen nahm. Endlich — wie weit die Obrigkeit gehen könne, wenn äuserstkränkliche Menschen, die alle Aerzte für Kandidaten erklären, welche der Tod nach einigen Jahren gewis versorgen werde, noch auf den Einfall kommen, sich zu verehlichen, weis ich freilich nicht zu bestimmen; das sollte ich doch aber meinen, daß es menschenfreundlich auf allen Seiten gehandelt heisse, wenn man solchen Personen ihr widernatürliches Vorhaben, das ihnen offenbar zur Versündigung an der Nachwelt wird, auf alle mögliche Weise zu verleiden und auszureden suchte, und daß hierzu besonders die Konfessionarien und Prediger des Orts von Amtswegen angewiesen werden sollten. Aber — was ists? Es gibt doch erst eine Hochzeit, und hernach vieleicht noch ein Paar Kindtaufen...

XLIV.

Über Angeloben und Verreden.

An meine Muhme Kathrine, die sich über Beides Gewissensskrupel machte.

Liebe Frau Muhme! Sie haben auf Ihre alten Tage Ihre liebe Noth, wie ich höre und lese; nehmen Sie mir es aber nicht übel, wenn Sie weiter keine Noth haben, als die, über welche Sie so bitterlich klagen, so machen Sie sich solche wirklich selbst und können morgen ihrer überhoben sein, wenn Sie nur wollen. Lassen Sie mich einmahl darüber mit Ihnen reden! —

Sie haben vor vierzig Jahren eine schwere Niderkunft gehabt und während derselben dem lieben Gott angelobet, daß Sie, wenn sie glücklich entbunden würden, wöchentlich am Tage Ihrer Entbindung fasten wollten. Das war freilich ein bischen Viel angelobet; wenns noch jährlich an demselben Tage gewesen wäre. Inzwischen

zeugt es wenigstens von der Redlichkeit, mit welcher Sie das Gelübde selbst thaten, daß Sie es beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch so pünktlich gehalten haben. Ich bewundere nur, daß es nicht eher auf Ihre Gesundheit einen schädlichen Einflus gehabt habe. Jetzt nun verlangt es Ihr Arzt, daß Sie es brechen sollen. Ja, sehen Sie wohl, das ist nun ein schlimm Ding; was sollen Sie thun? Ich gebe Ihnen den Rath — folgen Sie Ihrem Arzte und brechen Sie es. Sie haben es ia nun über zweitausendmahl gehalten; das ist ehrenwerth, und der liebe Gott wird gewis nicht verlangen, daß Sie über Ihr Gelübde sterben sollen.

Ebenso haben Sie auch einmahl in Ihren iungen Jahren den verdrüslichen Vorgang gehabt, daß Ihr Lakei sehr zudringlich ward. Ihr seliger Mann war unglücklicherweise davon benachrichtigt worden, und Sie hatten viel Aerger mit ihm darüber. Sie verredeten es also auf der Stelle, ie wieder männliche Bedienung um sich zu haben. Auch dis haben Sie bis ietzt unverbrüchlich gehalten. Nun aber sind Sie hochbeiahrt und dabei sehr gros und stark von Körper, so, daß Sie Gefar laufen, daß Sie kein Weib mehr regieren und heben könne, wenn es mit Ihrem Zustande, wie es doch das Ansehen hat, etwa noch

schlimmer werden sollte. Ihr Arzt besteht also auch darauf, daß Sie einen handfesten, baumstarken Lakei sich annehmen sollen. Da sind Sie nun abermals in Noth darüber. Ich rathe Ihnen aber — folgen Sie auch hierin dem Arzte. Die ärgste Medisance wird nicht nur nichts darüber reden können, sondern es ist auch gewis Gottes Wille nicht, daß Sie Ihres Verredens wegen vom Sofa, oder aus dem Bette fallen, oder sich durchliegen sollen.

Doch, dis thut wohl Ihren Gewissensskrupeln noch nicht genug; ich will Ihnen also zu Ihrer Beruhigung über Angeloben und Verreden ausführlicher meine Meinung sagen. Prüfen Sie selbige! Ich sollte kaum glauben, daß Sie ihr nicht auch am Abend Ihres Lebens noch zugethan werden sollten.

Sie sind eine gute Christin, liebe Frau Muhme, das ist bekannt. Das eigentliche, wahre Christenthum aber weis von gar keinen Gelübden. Lesen Sie das ganze neue Testament durch; Sie finden weder Anrathung derselben, noch Vorschriften darüber, wie sie geschehen sollen, oder wie sie, wenn sie geschehen sind, gehalten werden sollen. Was unter den Juden Sitte war, geht uns nichts an; diese opferten auch. Zu den Opfern gehören

hören in der That die Gelübde. Jesus opferte nicht — Jesus that auch kein Gelübde. Das ganze Gelübdewesen gehört zu dem selbsterwählten Gottesdienste und ist im Christenthume erst durch das Pabstthum wieder Mode geworden. Sie, als eine protestantische Christin, hätten also nie den geringsten Werth darauf setzen sollen.

Fragen wir auch unsere eigene gesunde Vernunft darüber, was von Gelübden zu halten sei, so schüttelt diese mächtig ihr Haupt. Was willst du angeloben, fragt sie, Gutes oder Böses? Das Letztere wirst du doch nicht angeloben wollen; das Erstere aber brauchst du nicht erst anzugeloben, das must du thun und es ist Pflicht für dich. Also — alle deine Angelöbnisse können eigentlich nur gleichgültige Dinge betreffen, derentwegen es Einerlei ist, ob du sie thust oder lässest. Liebe Frau Muhme, passt dis nicht offenbar auf das wöchentliche Fasten, welches Sie sich aufgelegt haben? Sagen Sie doch einmahl, um was Sie selbst dadurch besser oder für die menschliche Gesellschaft nützlicher geworden sind, daß Sie am iedesmaligen Montage oder Dienstage nicht assen. Ich wette darauf, daß Hunger, der allemahl weh thut, Sie vielmehr oft unzufrieden mit sich selbst und unaufgelegt für Ihr Hauswesen gemacht haben werde. Und — dem lieben Gott haben Sie da-

mit keine Ehre erzeigt, sondern ihm vielmehr Ehre vorenthalten; denn Sie haben ihn an iedem Fasttage um das Tischgebet gebracht. Gott will, daß wir seine Wohlthaten, worunter auch die Speise gehört, mit Danksagung geniessen sollen; sie blos ansehen, wenn man sie doch geniessen könnte, zerstört allen Zweck des erhabenen Wohlthäters bei ihrer Austheilung. Es giebt ein Fasten, ia, das ich selbst zuweilen beobachte; das ist aber meine sogenannte Hungerkur und diese gebrauche ich zum Besten meines Magens. Wie ich aus Religion sollte fasten wollen, das begreife ich nicht. Immerwährendmässiger Genus unserer nothwendigen Nahrungsmittel, liebe Frau Muhme, übertrift alles Fasten und ist, wenn Sie wollen, das eigentlichchristliche Fasten. Dabei befindet man sich gesund und vergnügt und ist zu seinen Geschäften, wie zur Menschenliebe, aufgelegt; bei dem periodischen Fasten überladet man sich mehrentheils nach dem Fasttage den Magen und legt mit der Zeit dadurch den Grund zur Indigestion, an der Sie iezt so leiden.

Wenn nun das Christenthum auf der einen Seite keine Gelübde verlangt und die Vernunft auf der andern sie sogar misbilligt: so wäre dis schon genug für uns, um gänzlich von ihnen abzulassen. Doch, sie haben noch weit Mehr gegen sich. Was ich iezt zu-

förderst sage, müssen Sie aber ja nicht in Bezug auf sich nehmen, ich wollte es sonst lieber ungesagt gelassen haben. Ich habe nehmlich oft bemerkt, daß Leute, welche Gelübde gethan haben und sie treulich halten, sich deshalb für besser glauben, als Andere. Betrift es wirklichgute Handlungen, die sie angelobt haben, und die sie auch ohnedis verrichten sollten: so fragen sie nicht darnach, ob ihr Nächster sie nicht unangelobt auch verrichte, und übersehen sie wirklich blos darum, weil er solche nicht, wie sie, an bestimmten Tagen und Orten, gegen bestimmte Personen und auf bestimmte Art und Weise verrichtet. Dennoch findet man, daß diejenigen, welche sichs blos ein= für allemahl zu Regel gemacht haben, jede Gelegenheit zum Gutesthun, sobald es in ihren Kräften ist, so, wie sie sich darbietet, und auf der Stelle zu benutzen, oft weit mehr edle Handlungen verrichten, als die Freunde der Gelübde, welche mit Erfüllung dieser ihren ganzen Beruf zum Gutesthun erfüllt zu haben glauben und immer auf sie hinweisen. Betrift es aber gleichgültige Dinge, die die Leute angeloben, so setzen sie gemeiniglich so viel Werth darauf, daß jeder Andere, der sich damit nicht abgibt, in ihren Augen nicht aufkommen kann. Er verehre Gott noch so brav durch sein ganzes Leben; genug, er treibt den selbsterwählten Gottesdienst nicht, den sie treiben, und

so reicht er ihnen ihrer Meinung nach nicht das Wasser. Dis ist eben eine von den Hauptursachen, derentwegen ich die Gelübde nicht loben kann, daß sie so leicht zum geistlichen Stolze verleiten, hinter dem doch am Ende nichts ist. Hier fällt mir iener Pharisäer ein, der sich auch darum für besser erklärte, als alle andere Menschen, weil er sein Gelübde, zweimahl gar in ieder Woche zu fasten, so fest und steif hielt.

Die Gelübde werden gröstentheils gethan, wenn man in einer grossen Noth ist, oder wenn man aus einer Noth ganz unerwartet gerettet worden ist. Wie kommt das aber heraus, wenn Jemand in der Noth Gott auf den Fall, daß er ihn retten werde, etwas angelobet? Ist es nicht, als wollte er dem lieben Gott etwas bieten und gleichsam um seine Rettung mit ihm handeln? Auf ieden Fall mus er doch glauben, daß Gott durch sein Gelübde bereitwilliger werden soll, ihm zu helfen. Was für ein kleinlicher, ia entehrender Begrif ist dis von dem höchsten und gütigsten Wesen! Geschieht das Gelübde aber nach erhaltener Rettung, so ists ia wieder so, als wollte man Gott für die geleistete Hülfe gleichsam bezahlen und abfinden. Ist auch dieser Begrif von Gott wohl würdiger, als iener? Liebe Frau Muhme, Gott verlangt, wenn wir in der Noth

sind, nichts weiter von uns, als unser herzliches und vernünftiges Vertrauen, daß er, wenn es möglich und seiner Weisheit angemessen ist, uns gewis helfen werde; und, wenn er uns seine Hülfe geleistet hat, so begehrt er auch nichts weiter von uns, als daß wir seine Wohlthat erkennen und rechtschaffen anwenden. So belehrt uns unsere Religion; in der jüdischen dachte man freilich anders, und muste auch anders denken, weil da Gott als ein Herr hingestellt ward, der von seinem Volke nur immer haben wollte, und dem man kaum genug geben konnte. Wir sollen alles Gute blos dem freien Willen unseres weisen und gütigen Erhalters verdanken. Erwägen Sie also einmahl, wie viel Gott durch das Gelübdewesen verliehre. Wenn dann wirklich die Hülfe gekommen ist, so schreibt sie der Mensch seinem Gelübde zu, und thut, als hätte er sich selbst geholfen. So lächerlich dis auch auf der Stelle dadurch wird, wenn man die vielen Gelübde betrachtet, auf die keine Rettung erfolgt, so ist es doch nicht recht, daß ein Mensch das Verdienst, welches Gott allein um ihn hat, sich zum Verdienste anrechne.

Zur wahren Sünde kann sogar ein Gelübde werden. Dis geschieht alsdann, wenn es von der Art ist, daß es uns an Erfüllung unserer

wichtigsten Pflichten hindert und daß Andere dabei leiden. Auf was für Gelübde verfallen Menschen nicht oft! Nehmen Sie einmahl an, daß ein Mensch in einer schweren Krankheit Gott angelobte, er wolle auf den Fall seiner Genesung sein halbes Vermögen an eine Kirche, oder an ein Kloster, oder sonst an eine Stiftung verschenken, und — er hätte Familie, der sein Vermögen doch von Rechtswegen gehörte. Ists denn im Pabstthum nicht immer so hergegangen? Belehrete man da die Leute nicht nachdrücklich darüber, daß sie sich durch solche Versündigungen an den Ihrigen eine Stufe im Himmel baueten? Machten's die Pharisäer anders? Denken Sie doch nur daran, daß diese den Grundsatz predigten, ein Gelübde gehe Vater und Mutter vor. Das ist ja eben das Korban. Wenn nehmlich arme Eltern ihre Kinder um etwas ansprachen, so durften diese es ihnen abschlagen, wenn sie es zum Opfer für den Tempel bestimmt, oder sonst ein Gelubde an den Tempel gethan hatten, das ihnen beträchtlichen Aufwand machte. O wehe den heillosen Verkehrungen, welche so ein Gelübdewesen in der ganzen Sittenlehre anrichtet! Wenn dann aber auch ein Gelübde nicht so ganz und gar offenbar Andern schadet, oder auf der Stelle gleich mit einer unserer Pflichten streitet, sind wir, wenn wir es thun, im Stande, zu

übersehen, ob es nicht in Zukunft pflichtwidrig werden oder unter Umständen Andern schaden könne? Wozu wollen wir uns doch selbst noch Pflichtkollisionen schaffen, da dergleichen so schon genug vorkommen? Wozu wollen wir uns der Gefar aussetzen, Menschenfeinde irgend einmahl aus Gewissen werden zu müssen?

Vielen wirds nach Jahren oft leid, ein gewisses Gelübde gethan zu haben. Es ist lange her, daß sie aus einer Noth gerettet wurden; die Eindrücke, welche damals die Rettung machte, sind verwischt. Man würde es nun nicht thun; man hats aber einmahl gethan, was geschieht alsdann? Das Klügste wäre freilich, man sähe ein, daß man thöricht gehandelt und stellte nun nach besserer Ueberzeugung das ganze Gelübde ein. Aber nein, man will sich den Schimpf vor Andern nicht anthun; man will den Gewissenhaften fortmachen, ob man es gleich schon bereut; man ökonomisirt also mit der Erfüllung des Gelübdes und betrügt in seiner Art den lieben Gott noch obendrein dabei. Das sind dann allerdings Häslichkeiten, liebe Frau Muhme, so possirlich sie auch oft herauskommen mögen. So erinnere ich mich einer reichen Dame, welche auch in so einem Falle, wie Sie einst, ein Gelübde gethan hatte, jährlich an einem gewissen Tage vier

und zwanzig Arme zu speisen. Sie hielt dis zwanzig Jahre hindurch treulich; im ein und zwanzigsten waren ihr die Schweinebraten zu theuer. „Speisen — dachte sie bei sich, speisen mußt du ja doch nur die Leute; ob du sie in deinem Hause speisest, oder nicht." Drauf verwandelte sie den Tisch in Geld und gab jedem der Armen von der Zeit an achtzehn Pfennige, mit dem Zusatze, daß sie es gut dadurch meine, weil sich die Armen doch am besten selbst beköstigen und zu Hause nach ihrem Gefallen dafür zubereiten könnten, was sie wollten.

Endlich tritt auch oft der Fall ein, daß man sein Gelübde nicht mehr halten kann, so gern man auch wollte. Die dazu gehörigen Kräfte sind nicht mehr da. Ob man sich nun zwar gleich von so einem Gelübde, das man schlechterdings nicht mehr erfüllen kann, am allerersten dispensirt durch Gott selbst halten sollte: so treibt dann doch das irrende Gewissen hier gewöhnlich seinen Unfug. Dis geht oft so weit, daß sichs die Leute zu Sinne ziehen und wohl gar an ihrer Seligkeit darüber verzweifeln. — O welcher vernünftige und gute Mensch sollte also nicht gegen alle und jede Gelübde sein, sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen! Lassen Sie uns Gutes thun, ohne es erst lange anzugeloben! Sobald Gelegenheit da-

zu kommt, lassen Sie sie uns ergreifen! Auf gleichgültige Dinge aber lassen Sie uns gar keinen Werth setzen, und, hätten wir dis schon gethan und dergleichen gar angelobet — nun sind wir eines Bessern überzengt — weg also mit dem Gelübde.

Ich komme nun noch auf das Gegentheil des Angelobens, auf das Verreden. Da provocire ich dann gleich wieder zuförderst auf die gesunde Vernunft; diese spricht — Was willst du verreden? Böses? Das brauchst du nicht erst zu verreden; das ist dir schon verboten und so darfst du's ohnehin nicht thun. Gutes? So wärst du ein schrecklicher Mensch. Es ist schon genug, wenn du das Gute zu seiner Zeit nicht thust, und du wolltest es gar vorher schon verreden? Du kannst also wiederum auch nichts verreden, als gleichgültige Dinge, derentwegen es Einerlei ist, ob du sie thust oder lässest.

Ich habe in meinem Leben nichts verredet und weis auch gar nicht, wie es gemacht wird. Sagen Sie mir doch also, wie wirds denn gemacht? Bleibt es beim blossen Reden dabei? Redet man es mit sich etwa, oder mit Andern, nur ernstlich ab? Oder vermesst und verschwört man sich auch zugleich? Dis mus

sein; denn sonst begriffe ich gar nicht, wie die Sache so wichtig gemacht werden könne. Man nimmt ja wohl eher ein Wort zurück und darf es auch zurücknehmen, wenn man es in der Uebereilung, in der Hitze des Affekts, oder in der Noth gesprochen hat. Also — es steckt gewis im Schwure.

Da mus ich Ihnen dann aber sagen, Frau Muhme, daß alles Schwören schon an sich unchristlich sei. Wir sind von unserem Herrn und Meister blos auf Ja und Nein verwiesen worden, und es gehört dieser Schritt, welchen er that, zu den wesentlichen Reformen, die er in der Moral stiften wollte. Wäre es aber gar ein thörichter oder ein böser Schwur, den wir thäten, so ist dis ja über alle Masse unchristlich, und, ist dann noch das geringste christliche Gefühl uns, so müssen wir ihn schlechterdings brechen. Es ist dis das einzige Mittel, unsere durch einen solchen Schwur begangene Sünde wieder gut zu machen. Beträfe es auch nur einen Irthum unserer Erkenntnis — wie kann ein Mensch schwören, nicht klüger werden zu wollen, oder, wenn er klüger geworden ist und seinen Irrthum einsieht, noch so handeln zu wollen, wie vorher, da er ihn nicht einsah? Und, wenn er seiner Seelen Seligkeit darauf gesetzt hätte, daß er immer so forthandeln wollte, so müste er alsdann ausdrücklich darum

nicht so forthandeln, damit er seiner Seelen Seligkeit rettete. Glauben Sie denn auch wohl im Ernst, daß Jemand seine Seligkeit verschwören könne? Mir kommt dieser Ausdruck so unsinnig vor, daß ich Wenige seines Gleichen kenne. Was will ein Mensch damit sagen? Soll es so viel heissen, daß Gott ihm die Seligkeit nicht geben solle, wenn er das bei ihr verschworne thut, oder soll es bedeuten, daß er sie alsdann nicht annehmen wolle, und wenn sie Gott ihm auch gäbe? Das Letztere, sollt' ich denken, fände ich selbst wohl, und Jeder wird vermuthlich mit beiden Händen zufassen, wenn ihm die auch zehnmahl verschworne Seligkeit nur einmahl angeboten werden sollte. Ist aber das Erstere damit gemeint, wie kann man sich ermächtigen, Gott vorzuschreiben, wie er seine vergeltende Gerechtigkeit ausüben solle? Wenn nun ein solcher Mensch, der etwas Verschwornes wieder thäte, übrigens ein guter Mensch wäre, soll Gott seines gethanen albernen Schwures wegen gar der Ungerechte gegen ihn werden und ihm den Lohn seiner vielen guten Handlungen einer einzigen Thorheit wegen entziehen? Und das blos darum, weil es dieser Mensch in einem der unedleren Augenblicke seines Lebens selbst verlangt hat? Je mehr ich darüber nachdenke, desto unsinniger wird mir die Sache. Freilich aber ist es das Gräslichste, was

ich kenne, wenn ein Mensch auch nur auf den Einfall kommen kann, seine Seligkeit verschwören zu wollen, wenn er sie auch gleich nicht zu verschören vermag.

Verreden könnte man, wie schon gesagt, blos gleichgültige Handlungen. Wissen wir denn aber, ob Handlungen, die uns zu der Zeit, da wir sie verreden, gleichgültig sind, und solche immer sein werden? Gesetzt also, das Verreden hätte Gültigkeit vor Gott und wir müsten es halten, warum wollten wir uns denn selbst ein Joch über den Hals werfen, das uns über lang oder kurz fürchterlich drücken könnte? Daß wir feste Entschliessuugen fassen, mag gut sein; wir fassen sie aber doch nur den Umständen gemäs und behalten uns freie Hand vor, bei völlig veränderten Umständen sie auch wieder zu verändern. Werden denn nicht auch in der That auf solche Weise oft die ehemals festesten Entschliessungen verändert? Mus Mancher nicht wider all sein Erwarten am Ende doch so thun, wie er nimmermehr zu thun willens war? Was aber nun dann, wenn er es verredet hat und das Verreden ihn wirklich binden soll? O weg doch mit der ganzen Posse, liebe Frau Muhme; ein Mensch kann gar nichts verreden, denn er ist nicht Herr über seine Zukunft.

Doch, wenn man mit lauter solchen guten Menschen zu thun hätte, Frau Muhme, wie Sie

sind, so möchte das Verreden noch hingehen. Aber, aber — dis an sich schon thörichte Wesen wird noch dazu oft auf das abscheulichste gemisbraucht, und darum fühle ich wahren Ingrimm gegen alles und jedes Verreden. Viele verreden offenbares Gutes. So kenne ich Menschen, welche es verredeten, zur Kirche und zum Abendmahle wieder zu gehen, weil sie einmahl einen Kirchstuhlstreit oder einen Rangstreit am Altare gehabt hatten; so kenne ich Feinde, die es verredeten, sich zu versöhnen, Bürger, die, weil sie eine Geldstrafe erlegen musten, es verredeten, ie wieder in die Armenkasse zu geben, Eltern, die es verredeten, sich um eins ihrer Kinder weiter zu bekümmern u. s. w. Stellt man sie darüber zur Rede; ermahnt man sie, ihre Pflichten zu erfüllen: so bleiben sie dabei — sie hättens verredet. Noch Mehrere nehmen den Schein blos an, als hätten sie etwas verredet und verstecken sich dahinter. Hierauf verstehen sich vorzüglich unsere Unbehülflichen und Geitzhälse aus dem Grunde. Sobald sie ein iunger Anfänger um Vorschus, oder ein ehrlicher Mann von ihrem Gewerbe um Kredit anspricht, antworten sie hastig — „Von Herzen gern wollt' ichs thun, aber ich habe es einmahl verredet.“ Es ist nicht wahr, daß sie dis gethan; fragt man sie aber, warum sie es gethan hätten, so wissen sie von erlittenen Misbräuchen ihrer Güte, von empfunde-

nen Verlusten und von erhaltenem Undank so viel zu reden, daß uns die Haare darüber zu Berge stehen möchten, oder betheuren, daß sie es hätten nicht nur thun, sondern auch sogar bekannt machen müssen, um nur von dem unausstehlichen Ueberlaufe frei zu werden. Die Schändlichen! Ich glaube, wenn es keine Büttel gäbe, sie versagten auch Gehorsam und Abgaben der Obrigkeit unter dem Vorwande, daß sie Beide weiter zu entrichten verredet hätten.

Gewis, liebe Frau Muhme, es gehört noch zu den nöthigsten Verbesserungen der menschlichen Gesellschaft, daß das thörichte sowohl, als das böse Verreden abkomme, daß es mit mitbürgerlichem Schimpf belegt werde, ia, daß es sogar in gewissen Fällen, wenn Leute sich dadurch wenigstens ihren unvollkommenen Pflichten entziehen, von der Obrigkeit geahndet werde. Lassen Sie uns nichts verreden! Wie wir Gutes bei ieder Gelegenheit thun wollen, ohne es erst zu geloben, so lassen Sie uns auch Böses bei ieder Gelegenheit unterlassen, ohne es erst verredet zu haben. Und hätten wir etwas Gleichgültiges einmahl verredet, so war's eine Schwachheit, die wir dadurch begingen. Haben sich nun vollends die Umstände unterdessen geändert, so — weg mit der Verredung!

XLV.

Über das vierte Gebot — vice versa betrachtet.

An einen sehr glücklichen Vater.

Tausendmahltausend Glück zu den immer mehr sich vermehrenden Familienfreuden, welche Sie geniessen! Aber — der Glücklichsten der Väter Einer, woher kommt denn dieser Ihr Reichthum? Vom vierten Gebote — antworten Sie mit Recht. Warum macht Sie aber das vierte Gebot so reich und lässet hundert andere Eltern so arm? Hier stehen wir gleich auf der Stelle, auf der ich, sobald ich nur an dieses Gebot denke, zu stehen pflege.

Es ist ein trauriges Ding um den mosaischen Dekalog, daß er so ganz und gar unvollkommen ist. Das vierte Gebot betrift das heiligste Verhältnis, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern; so mus also da nicht blos den Kindern, son-

dern auch den Eltern das Nöthige gesagt werden. Es mus nicht blos heissen — Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren — sondern auch — und dein Vater und deine Mutter sollen dich ehren, auf daß es euch zusammen wohlgehe u. s. w. Eltern sind selbst Schuld daran, wenn ihre Kinder sie nicht ehren; sie haben sie nicht vorher geehrt, nicht gut erzogen. Wie konnte Moses hierüber so weg gehen? Wie konnte er überhaupt bei allen seinen Staatsgesetzen der Erziehung der Kinder so wenig eingedenk sein, daß er weiter nichts befohl, als seinen Dekalog den Kindern einzuschärfen? Es ist dis um so auffallender, da er doch Pädagog im Grossen war und ein ganzes Volk erzog. Hätte er sich da nicht seine eigene Sache um Vieles erleichtern können, wenn er recht ausführlich für eine bessere Edukation der kommenden Generation gleich gesorgt hätte? Vermuthlich aber war es der elterliche Despotismus der Vorwelt, der das vierte Gebot so diktirte, wie es da ist.

Wenn es nun aber auch dem Moses nachzusehen ist, daß er nur ein halbes viertes Gebot hingestellt hat, so ists doch Luthern kaum zu verzeihen, daß er in seinem Was ist das? die fehlende wichtige Hälfte nicht supplirt hat. Warum konnte er denn die Herren noch hinein-

brin-

bringen, an welche Moses nicht gedacht hatte? „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsere Eltern und Herren nicht verachten u. s. w." Ich möchte wissen, was die Herren hier sollten, da diese doch zu einem ganz entgegengesetzten Verhältnisse gehören. Kinder sollte statt Herren da stehen; so nähme sichs zusammengehöriger aus. Ich wills auf ein Haar beweisen, daß man getrost heute noch das Wort Herren ausstreichen und Kinder dafür hinschreiben, und daß Alles doch so bleiben könne, wie es da steht. „Nicht verachten" — nehmet euch ia in Acht, sprach Jesus, daß ihr Keinen der Kleinen verachtet. „Nicht erzürnen" — reitzet eure Kinder nicht zum Zorne, schreibt Paulus. „In Ehren halten" — ia, ia, dadurch, daß man ihnen lauter gute Beispiele gebe und sich vor Gott scheue, sie Böses von sich lernen zu lassen, weil sie noch unverdorben sind und ihre Engel noch allezeit das Angesicht des Vaters im Himmel sehen, und es also besser wäre, wenn ein Mühlstein u. s. w., als daß wir sie ärgerten. „Ihnen dienen" — wer die Seinen nicht versorgt, der ist nicht einmahl ein gewöhnlicher Heide. „Sie lieb und werth halten" — Nun, warlich, wenn Eltern ihre Kinder nicht lieb und werth halten wollten, so wären sie nicht werth, daß sie Kinder hätten. Sind denn Kin-

der nicht die schönste Gabe des Herrn? Aber — „gehorchen?“ Hum! Mus denn die Mutter, wenn das Kind in der Wiege nach ihr schreit, nicht gehorchen und kommen? Also — lassen Sie uns getrost im vierten Gebote statt Herren — Kinder — lesen. Die Herren wissen sich doch wohl zu helfen und Recht zu verschaffen; die armen Kinder aber stehen verlassen da, wenn den Eltern, die sich auch recht gut zu helfen wissen und ihre Kinder oft barbarisch genug behandeln, nicht auch durch das vierte Gebot ihre Sentenz gegeben wird.

Das ists nun eben, mein Geliebter, daß Sie so glücklich als Vater sind. Sie haben im „Was ist das“ gleich frühzeitig statt „Herren“ Kinder gelesen; Sie haben das Gebot selbst also gelesen — „Du sollst Vater und Mutter ehren, und Vater und Mutter sollen dich ehren.“ Sie haben Ihre Kinder zuerst geehrt, und nun ehren Ihre Kinder Sie wieder. So ists kein Wunder, daß Sie durch das vierte Gebot so gesegnet werden. O möchte doch dieses Gebot in allen Katechismen so ergänzt werden! Ich habe die höchste Achtung für dasselbe, auch so, wie es Moses gegeben hat; denn was sollte aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn Kinder nicht mehr ihre Pflichten ge-

gen die Eltern erfüllten? Ich sehe aber offenbar, daß Eltern dis selbst bewirken müssen, und daß sie es auf keine andere Weise bewirken können, als wenn sie erst ihre Pflichten gegen die Kinder erfüllen. Ja, wenn sie dis thun, so bedarfs gar keines gegebenen vierten Gebots für ihre Kinder; die Kinder geben es sich selbst. Liebe erweckt in noch unverdorbenen Seelen unfehlbar Gegenliebe, Treue Gegentreue, Gehorsam Gegengehorsam, gutes Beispiel gute Nachahmung. Eine wackere Erziehung ist die Basis des mosaischen vierten Gebots. Ohne iene dürfen sich keine Eltern gegen ihre Kinder auf dieses berufen; oder die Kinder geben es ihnen mit Recht zurück. Man hat lange genug daran ausgelegt, was es heisse — Du sollst Vater und Mutter ehren; es ist Zeit, daß man den Text umdrehe und ihn auch umgedreht gehörig auslege.

„Du sollst Sohn und Tochter ehren" — Kinder sind das Schönste, Beste, was wir aufzuweisen haben und was uns Gott nur gebe nkann. Sie sind nebst unsern Freunden die einzigen äuserlichen Güter dieser Welt, welche uns für iene Welt noch bleiben. Die älteste Vorwelt hielt schon sehr auf sie und fand in ihnen den wahren Reichthum; aber aus ganz andern Gründen. Kinder waren es nehmlich,

mit denen man gegen seinen Feind sich wehrte und seine ganze übrige Habe schützte; Kinder waren es, denen man seinen Reichthum hinterlies und in denen man ihn nach seinem Tode gleichsam fortgenos. An den Werth, welchen der Glaube an die Fortdauer im Tode ihnen gibt, konnte noch nicht gedacht werden. O wie müssen wir im Schosse dieses Glaubens die Vorwelt noch weit an Schätzung unserer Kinder übertreffen! Jetzt schon — wohin fallen unsere Blicke lieber, als auf sie? wo verweilen sie länger, als an ihnen? Sind sie denn nicht Wesen unsersgleichen — Wesen von der vollkommensten irdischen Natur? Solche Wesen völlig erwachsen vor sich sehen und dabei zu sich selbst sagen — Diese sind da durch dich, diese sind erzogen durch dich, diese sind und haben Alles, was sie sind und haben, durch dich — was gleicht auf Erden der Seligkeit, die dann die Brust durchströmt? Einst aber, ach einst — wie wird uns ihr Anblick noch unendlichmehr ergötzen! Diese Unsterblichen, wirds da in uns heissen, sind da durch dich — diese Vollendeten sind vollendet durch dich. Eltern, die dis hohe Gefühl vom Werthe ihrer Kinder haben und sie so als Gottes beste Gabe betrachten, sind für die Erhaltung ihres Lebens auf das gewissenhafteste und zärtlichste besorgt. Schon der Gedanke treibt sie hierzu an, daß sie,

wenn sie einst wieder Freude an ihnen haben sollen, selbige als erwachsene Menschen wiederfinden müssen. Schlimm genug, daß sie so nicht sicher davor sind, daß Kinderepidemieen ihnen eins oder das andere wegraffen; so sorgen sie wenigstens dafür, daß sie mit Ueberzeugung sagen können — wir haben durch unsere Schuld derer Keinen verloren, die Du uns gegeben hattest — und nichts gleicht dem Schmerz, welchen sie empfinden, wenn aller ihrer Vorsicht und Treue ungeachtet eins ihrer Kinder früh dahinsinkt. Ach lieber Freund, gleich diese erste Umkehrung des vierten Gebots — wie sollte sie doch allenthalben von den Dächern gepredigt werden! Man begattet sich nicht in der Absicht, um Kinder zu zeugen, sondern um seine Wollust blos zu befriedigen. Die Entstehung der Kinder erfolgt nur beizu; man wird unwillig, wenn man sie bemerkt; man würde sie verhindern, wenn man könnte. Bei Gott, dis ist keine Uebertreibung, es ist Wahrheit; in vielen Häusern herrscht diese unnatürliche Denkart, und man scheuet sich oft nicht, sie sogar zu äusern. Ist dann ein Häuflein beisammen, so wird bei ieder Gelegenheit über die vielen lieben Kinder geklagt; mit iedem Bissen Brodts bekommen sie es zu hören, wie viel sie kosten; man ist mit ieder Stunde christlichbereit, sie dem lieben Gott wiederzuge-

ben; man steht gleichgültig dabei, wenn eins oder das andere davon Anstalt macht, heimzugehen, und, geht es heim, so tröstet man sich damit, daß es nun weit besser aufgehoben sei, als die Uebrigen.

„Du sollst Sohn und Tochter ehren" — Kinder sind lebenslang die unglücklichsten Geschöpfe, wenn sie in der Jugend körperlich verwahrloset werden. Es wäre ihnen besser alsdann, sie hätten lieber früh ihr Grab gefunden. Wenn aber ein Mensch von seinen Eltern auch weiter nichts aufzuweisen hat, als eine gute Gesundheit, so ist dadurch der Grund zu seinem äuserlichen Wohle gelegt und er hilft sich glücklich durch die Welt. Es ist also eine heilige Pflicht der Eltern, dafür zu sorgen, daß ihre Kinder gute Nahrungsmittel empfangen, daß sie reinlich gehalten und zur Reinlichkeit angeführt werden, daß sie anfangs alle gehörige Wartung und Pflege haben und fernerhin, so lange es nöthig ist, auch durch gehörige Aufsicht vor iedem Schaden, den sie nehmen könnten, bewahret werden. Genug, daß die Natur schon zuweilen Siechlinge und Krüppel schafft; wie müssen Eltern zittern, ihre Zahl noch vermehren zu wollen! Das ist eine brave Mutter, die, wenn sie kann, ihre Kinder selbst säugt und dabei Unbequemlichkeit, schlaflose Nächte und Schmerz nicht scheuet. Von ihr kann man sagen,

daß sie ihre Kinder ehre; diese werden sie dafür wieder ehren, denn sie saugen die ehrende Liebe an ihrer Brust ein. Wohl ihr, daß ihr das Gefühl des Vornehmseins und die Zerstreuungssucht nicht den Rath geben durften, ihre Kleinen ieder sich feil bietenden Dirne zu überlassen, in deren Busen nicht nur die Wollust, sondern auch vieleicht ihr Gift schon, wohnt, oder deren Lebensart und Leibesbeschaffenheit sie doch nicht kennt! Das ist eine brave Mutter, die keine Unsauberkeit an ihren Kindern duldet und auch strenge darauf hält, daß die Kinderwärterin sie nicht im Schmuzze liegen oder gehen lasse. Sie ehrt ihre Kinder besser, als solche Mütter, die die ihrigen in den Wiegen wie kleine Ferkel sich im Kothe wälzen, oder als dito Ferkel im Hause herumspringen lassen. Das ist ein braver Vater, der, wenn er viel Kinder hat, sich auf andern Seiten abbricht und lieber einen treuen Dienstboten mehr auf die Kinder hält, als daß er es leiden sollte, daß ein Kind schon das andere trägt und so Beide Gefar laufen, Krüppel zu werden. Das ist ein braver Vater, der, wenn die Kinder heranwachsen und ihm sein Beruf nicht erlaubt, sie unter eigener steter Aufsicht zu haben, ihnen einen vernünftigen Aufseher, der für iedes Unglück, das sie nehmen könnten, stehen mus, zuführt und die Kosten dazu von Einschränkung seiner ausserhäuslichen

Vergnügensgenüsse bestreitet. Er ehrt seine Kinder recht und sie werden ihm dafür durch ihren gesunden und muntern Anblick bei Jedermann Ehre machen.

„Du sollst Sohn und Tochter ehren" — Kinder sind noch unschuldige, himmelreine Seelen; mit wahrhaftiger Achtung müssen die Eltern auf sie blicken und immer an jenes köstliche Wort denken, daß das Reich Gottes noch in ihnen sei. „Sie sind noch besser, wie wir, müssen sie zu einander sprechen; las sie nicht werden, wie wir, las uns wieder werden, wie sie." War es schon Pflicht für sie, für ihre körperliche Gesundheit zu sorgen, wie vielmehr für fortdauernde Gesundheit ihrer Seele! Anfangs haben sie dabei weiter nichts zu thun, als daß sie sie nur nichts Böses sehen und hören lassen. Dis ist aber auch äuserstnöthig; denn gerade zu der Zeit, wenn mündliche Belehrung bei ihnen noch nicht anzubringen ist, wirkt die Belehrung durch Beispiel am stärksten auf sie, und man kann diese Vorsicht nicht früh genug betreiben, weil Kinder oft schon auf das, was um sie her vorgeht, aufmerken, wenn man es noch gar nicht vermuthet. Angeborne Ideen und angeschaffene Handlungsarten haben sie nicht; sie müssen sich Alles von aussenher erst verschaffen. Es ist also natürlich, daß sie

die Nachahmer der Erwachsenen werden, welche sie umgeben. Wenn nun auch kein ursprüngliches Böses in ihnen ist, so reden und thun sie doch hastig das Böse nach, das sie hören und sehen, sobald sie nur reden und thun können. Seltsame Forderung, daß sie nicht so handeln sollten. — „Alberne Eltern, die ihr verlanget, eure Kinder sollen euch das Böse nicht nachreden und nachthun! Redets ihnen doch nicht vor, thuts ihnen nicht vor, so können sie es euch nicht nachreden und nachthun. So aber wirkt unter allen Beispielen das eurige gerade am stärksten auf sie; denn wen haben sie lieber, als euch? auf wen haben sie ein unbegränzteres Zutrauen, als auf euch? bei wem müssen sie sich mehr einschmeicheln wollen, als bei euch?" — Habe ich nicht Recht, wenn ich so eifere? Gute und rechtschaffene Eltern treffen daher sehr frühzeitig die genaueste Abrede darüber unter sich, daß sie in Gegenwart ihrer Kleinen sich iedes unwahren Worts sogar und ieder zweideutigen Handlung sogar enthalten und diese Engel auch immer als Engel für sich selbst betrachten wollen. Doch, dis ist bei weitem auch nur für die erste Zeit noch nicht genug. Sind Dienstboten im Hause, so müssen die Eltern sorgfältig dahin sehen, daß sie auch gute Menschen sind; damit diese nicht niderreissen, was sie an den Kindern bauen. Man glaubt nicht, wie leicht Kinder an diesen Perso-

nen auf das festeste hangen; ebensowenig, als man glaubt, was für eine heillose Menschenrace noch bei weitem der grössere Theil derselben sei. Es ist unaussprechlich, was für Unheil dergleichen Leute in Familien anrichten, wie sie die ganze Edukation verderben, und zu was für Immoralitäten und Greueln sie oft die Kinder verleiten. Ich habe davon so viel Beispiele erlebt, daß ich keinen zeheniährigen Knaben mehr auch nur auf eine Viertelstunde bei einer Magd allein lassen würde, wenn ich sie nicht sehr genau kennte. Ebenso müssen Eltern auch nur mit solchen Mitbürgern Umgang halten, deren Beispiele den Kindern so unschädlich sind, wie ihre eigenen. Es gibt ia Menschen genug zur Gesellschaft, unter denen man die Wahl hat; und müste man gewisser unabänderlicher Verhältnisse wegen mit irgend einem schlechten Menschen umgehen, so mus man ihn zurechteweisen, und lässet er sich dis nicht, so mus man ihm den Schimpf anthun, daß man die Kinder so, wie er eintritt, entferne, und mus es ihm geradezu sagen, daß dis seinetwegen geschehe und weil man seine Kinder ehre. In grosse, vermischte Gesellschaften gehören Kinder nicht eher, bis sie schon ihr völliges Nachdenken erhalten haben; daß man sie also durch vorhergegangne Bildung gegen die Einflüsse derselben auf sie gewafnet haben könne. Aeuserstnothwendig ist es auch,

daß die Kinder ihre eigenen Gesellschafter und ihre Gespielen nicht ohne Unterschied selbst wählen dürfen. Die Gleichheit des Alters und die Spielfreuden, welche sie zusammen geniessen, machen, daß sie von einander noch eher Alles annehmen, als von allen andern Menschen, ja, als von den Eltern selbst. Leider sind die Jugendsünden unseres Zeitalters bekannt genug. Ein kluger Vater, eine kluge Mutter bestimmen also ihren Söhnen und Töchtern selbst den Umgang, oder geben ihrer Wahl doch nur unter äuserster Vorsichtigkeit nach. Und — sollten sie im geringsten merken, daß die Kinder, oder sie selbst, einen Fehlgrif gethan, so entfernen sie so geschwind, als möglich, den gefärlichen Gespielen, der, wenn er auch noch nicht verderbt wäre, doch schon zu unzeitige Kenntnisse zum Mittheilen in Bereitschaft hätte. Ehre deine noch unschuldigen Söhne, Vater, spreche ich da, und führe den Zufrüh- und Zuvielwisser mit guter Art zum Hause hinaus. Daß die Kinder vollends nicht gar auf allen Strassen liegen dürfen, wie sie wollen, darf kaum hinzugesetzt werden. Derienige ehrt nicht nur seine Kinder und sich selbst schlecht, welcher sie sich unter die Gassenbrut mischen lässet, sondern diese ist auch die wahre Schule aller möglichen Teufeleien. — Sobald nun die Kinder des mündlichen Unterrichts über Gutes und Pflicht empfänglich sind, mus

dieser auch dem Unterrichte durch Beispiele beigefügt werden. Die Eltern selbst können ihn anfangs recht gut allein betreiben. Sie dürfen nur die Vorfälle des Hauses und des Orts, welche den Kindern einmahl bekannt geworden sind, nehmen, diese zergliedern und ihre Moralität oder Immoralität aufdecken. Vorher gaben sie ihnen nur Beispiele; nun reden sie mit ihnen über gegebene Beispiele. Müssen sie sie zur Kenntnis eines Lasters bringen, so ists eine Hauptregel dabei, daß sie einen solchen Vorgang desselben dazu benutzen, durch den es wirklich bestraft da steht. Der erste Eindruck bleibt der stärkste; ist also ein solcher, den ein Laster macht, ein fröhlicher, oder auch nur ein possirlicher, so entsteht im Kinde eine Art von gefärlicher Zuneigung zu selbigem wenigstens. Glauben die Eltern ihren Kindern mit ihrem moralischen Unterrichte nicht mehr genug zu sein, so müssen sie sich des fremden bedienen. Können sie es da nur einigermassen bestreiten, so ist zu rathen, daß sie selbigen ihnen lieber in ihrem Hause, als ausser demselben, geben lassen. Das hochgerühmte Gute, welches öffentliche Schulen damit stiften sollen, daß sie den Ehrtrieb und den Lernewetteifer in den Seelen der Kinder wecken, hält dem Bösen keineswegs die Wage, das der gemischte Haufe von iungen Leuten, wärs auch nicht in der Schule selbst immer, doch

iederzeit auf dem Schulwege, für sie anrichtet. Da alsdann Bücher den Kindern in die Hände gegeben werden, so erwacht auch in ihnen der Lesetrieb. Er ist schön und herrlich und man mus ihn nicht ersticken wollen; wohl aber mus man ihn gehörig richten. Jedes Buch, das die Kinder lesen sollen, müssen die Eltern erst selbst gelesen und für sie schicklich befunden haben. Haben sie hierzu nicht Einsicht oder Zeit genug, so mus es wenigstens die gute Censur eines einsichtsvollen und untadelhaften Lehrers für sich haben. Eltern müssen ihre Kinder zu hoch ehren, als daß sie iedem auswärtigen Schmierer erlauben sollten, aus weiter Ferne her wohl gar die Seelen derselben zu vergiften, oder daß sie es der längst vermoderten Vorwelt verstatteten, sie noch mit ihren verübten Säuereien zu unterhalten. — Bei aller dieser rechtschaffenen Fürsorge der Eltern für die Güte ihrer Kinder wird es doch nie ganz fehlen, daß diese nicht sich dann und wann vergingen. In den Jahren, wo sich der Mensch zu fühlen anfängt und mit seiner Kraftfülle noch nicht weis wohin — in den Jahren, wo die Leidenschaften stark werden und die Vernunft es ihnen an Stärke noch nicht gleich thut, kann es nicht anders sein, als daß man bei Befriedigung seiner Begierden zuweilen über die Schnur schlage. Da müssen die Eltern freilich hinzutreten und ihr Korrektions=

amt verwalten. Es ist mir aber kaum möglich, zu fürchten, daß sie, wenn sie sonst bisher Eltern gewesen sind, wie sie sein sollten, irgend ein anderes Mittel dazu nöthig haben dürften, als liebreichgesetztes Vorstellen, Zureden und Ermahnen. Müste ia Strafe gehalten werden, so mus sie doch nie in Prügelei bestehen. Eltern, die hiervon Anwendung machen, entehren ihre Kinder und erklären sie dadurch für junge Thiere, die man allenfalls prügelt, weil man mit ihnen nicht sprechen kann. Wofür erklären sie sich selbst aber dadurch, wenn sie ihr Kind für ein junges Thier erklären? Wirklich lässets auch ganz so, wenn Eltern über ihre Kinder auf das unbarmherzigste herfallen, als wenn ein altes Vieh sein Junges zerreissen wollte. Unter Schweinen, Kaninchen und Seidenhasen ist das Mode. Das Abscheulichste bei der Sache ist, daß sie sie fast immer nur über solch Böses durchbläuen, das sie ihnen selbst gelehret haben, oder das sie sie doch durch ihre schlechte Aufsicht über sie von Andern muthwillig haben lernen lassen. *Vice versa* — heissts im Alter auch oft . . .

„Du sollst Sohn und Tochter ehren" — Kinder sind geborne Ignoranten; lässet man sie ohne förmlichen Unterricht aufwachsen, so lernen sie wenig Mehr, als was sie aus dem

menschlichen Umgange etwa abstrahiren, werden Taugenichtse und unnütze Bürger, und sind am Ende nichts, als blosse Mitesser in der Gesellschaft. Immerhin sei also zwar der moralische Unterricht der Erste, bald aber mus neben demselben auch für den Kopf der Kinder, wie für ihr Herz, gesorgt werden. Und, wenns die reichsten Eltern wären, so würden sie ihre Kinder sehr entehren, wenn sie sie nichts Rechts lernen liessen, blos darum, weil sie einmahl doch wohl leben könnten, ohne sich in ihrer Jugend den Kopf zerbrechen zu müssen. Nein doch, der Kopf soll ja nicht zerbrochen werden; er soll ganz, aber nur nicht leer bleiben, so, daß er mehr einem Gänserichs- oder Enterichskopfe, als einem Menschenkopfe, ähnlich wäre. Ein wahres Skandal ist doch der Anblick so vernachlässigter Menschen, wenn sie hernach in Gesellschaften, wo sie sich ewig herumtummeln, nicht mitzusprechen wissen und kaum Karte spielen können; wenn man nicht das Geringste anzugeben weis, wodurch sie zum allgemeinen Wohle beitrügen, und wenn sie dabei ihren Ueberflus nicht einmahl menschlich zu gebrauchen verstehen, sondern nichts, als die gröbesten Genüsse, von ihm schöpfen. Ich habe Leute dieser Art gekannt, die bei aller Stupidität, in der man sie gelassen hatte, doch so viel Verstand hatten, daß sie selbst einsahen, wie schlecht ihre Eltern an

ihnen gehandelt hätten, und die diesen, des Ritterguts, oder der Präbende, die sie ihnen hinterlassen, ungeachtet, wenig Ehre liessen, weil sie sich durch selbige lebenslang der Verachtung aller klugen und guten Menschen ausgesetzt sahen. O wie können unsere Vornehmen und Reichen sich doch so an ihren Kindern versündigen! Ausbildung des Geistes und Herzens gibt allein Rang, Würde und Werth in den Augen der vernünftigen Welt; über angeborne äuserliche Vorzüge, wenn sie das Verdienst weder links, noch rechts, zur Seite haben, wird gespottet — Gottlob, so weit sind wir. Sollte denn das Schicksal auch wirklich seinen Günstlingen darum so viel im Aeuserlichen zugetheilt haben, daß sie blutarme am Geiste erfunden würden? Ich dächte, sie hätten vielmehr dadurch den Beruf bekommen, die wissenschaftlichsten und geschicktesten Menschen zu werden, weil sie alle mögliche Mittel in Händen haben, es werden zu können. In der That, wenn Eltern reich sind, so sollten sie sich freuen, daß sie solchergestalt ihre Kinder weiter bringen können, als tausend andere Eltern die ihrigen, und daß es ihren Kindern durch die angebornen äuserlichen Vorzüge leichter gemacht werde, auch die inneren, die keinem Menschen angeboren werden und doch die einzigwahren sind, sich zu erwerben. Kurz, alle und jede Eltern ehren dann nur ihre Kinder,

der, wenn sie sie durch Erwerbung edler und brauchbarer Kenntnisse zu künftignützlichen Bürgern bilden. Dadurch geben sie selbst ihnen die Anwartschaft zu iener wahren Ehre, welche sie einst durch ihr Verdienst bei der ganzen Gesellschaft einerndten werden. Solche Kenntnisse kann man allerdings in allgemeine und besondere eintheilen. Jene müssen vorangehen und sollten die Kenntnisse aller Menschen von iedem Stande und Geschlecht sein. Wenn ich auch, wie Sie wissen, nicht für gelehrte Weiber bin, so ists doch Wahrheit, daß für den weiblichen Kopf im Ganzen noch zu wenig geschehe. Ein wahres Glück für manches liebe Mädgen, daß es noch seine gänzliche Unwissenheit, in der man es auch über die ersten Gegenstände der Natur, des Lebens und des Geschmacks lies, durch die sanfteren Empfindungen, womit es sein Geschlechtskarakter ausstattete, und die es aus glücklichem Wohlgefallen daran durch sich selbst ausbildete, zu verheelen weis! Die besondern Kenntnisse werden aber theils durch das Geschlecht, theils durch Stand und Beruf bestimmt, welchen die iungen Leute erwählen. Dieser sei, welcher er wolle; wenn sie nur dazu wahre Neigung und die erforderliche Fähigkeit haben. Dann aber müssen die Eltern ihre Kinder ehren und Alles anwenden, daß selbige einst ihren Stand wacker ausfüllen und in ihrem Berufe

Meister werden. Heil dem Vater, der alsdann im Stande ist, sich iedes kostbare Vergnügen zu versagen, um nur seinen lernenden Sohn unterstützen zu können! Dreimahl Heil dem Vater, der, wenn dis noch nicht genug ist, die Lernezeit des Sohnes hindurch mit doppelter Anstrengung arbeitet, um das, wessen er bedarf, herbeizuschaffen! Wie wird er sich freuen, wenn er ihn einst in Brodt und Ehren siehet! Sein Sohn ehret ihn wieder; d. h. er macht ihm nicht nur vor der Welt Ehre, sondern er lässet ihm auch in seinem Herzen die Ehre, daß er einen wackern Vater an ihm gehabt. Und, wenn er nach seinem Tode nicht das Geringste von ihm erbte; er hat volle Genüge — er ist gesund, gut, und hat das Seinige gelernt. Wer dieses Drei besitzt, der lacht über angeerbte Tonnen und Millionen, über angeborne Titel und Würden.

Sehen Sie, braver Vater, das ist mein umgekehrtes viertes Gebot. So mus dieses Gebot den Eltern ausgelegt werden, nachdem es lange weitläuftig genug den Kindern erklärt worden ist. Ihnen brauche ich es freilich nicht erst so auszulegen, denn Sie haben diese Auslegung schon practicirt; ich unterhalte mich aber so gern über mein „Du sollst Vater und Mutter ehren und — *vice versa*" und

vielleicht haben Sie meinen Ausgus darüber ebensogern gehört. Uebrigens werden Sie wohl sich überzeugt haben, daß ich mit dem Ausdruck — ehren — nicht Doppelsinn gespielt habe. Wenn der liebe Gott es nicht für unter sich hält, zu sagen — wer mich ehrt, den will ich auch ehren — so dürfens Eltern auch wohl nicht für zu Viel gefordert halten, daß sie ihre Kinder ehren sollen. Der Unterschied aber zwischen dem lieben Gott und ihnen dabei ist der — Gott müssen wir erst ehren, dann ehret er uns, Eltern aber müssen ihre Kinder erst ehren, dann werden sie von ihren Kindern geehrt. So segne Gott das umgekehrte vierte Gebot allenthalben in der bürgerlichen Gesellschaft, damit es auch in gerader Gestalt und so, wie es im Dekalog steht, allenthalben Segen stifte, und solcher glücklichen Väter Tausendmahltausend werden, wie Sie, seliger Mann, sind!

XLVI.

Über den Handel mit Menschen.

An einen Spediteur von 2000 Landeskindern.

Ich weis gar nicht, zu was für heiligen und unheiligen Behelfen Sie am Ende noch ihre Zuflucht nehmen werden, um Ihr in meinen Augen so grelles Verfaren zu überfirnissen, oder auch nur zu betleistern. Hiermit ist Feierabend unter uns, und ich streiche Sie aus der Zahl meiner Freunde; denn — Menschen sind kein Waarenartickel.

Zwar — Sie behaupten das Gegentheil. Mich wundert weiter nichts, als daß Sie sich nicht darauf berufen haben, daß Judas Jesum verkauft habe — oder noch weiter hinauf, daß Joseph von seinen Brüdern verkauft worden. Sie

hätten durch diese beiden Beispiele wirklich so viel Wasser auf Ihre Mühle treiben können, daß Sie es am Ende hätten schützen müssen. Daß z. E. den Menschen selbst, die man verhandelt, damit sehr wohl geschehe, hätten Sie ganz unwiderleglich dadurch beweisen können, daß Joseph nie Premierminister in Egipten geworden wäre, wenn ihn seine Brüder nicht verkauft hätten. Brüderlicher haben sich also nie Brüder gezeigt, als Josephs Brüder. Daß aber der Staat durch Menschenhandel gewinnen dürfe, hätten Sie noch heller und klarer dadurch darthun können, daß einsmals die ganze Welt dadurch gewonnen habe, daß Jesus für drei Luidore verkauft worden. Drei Luidore hat also kein Mensch ie patriotischer nicht nur, sondern auch ie weltbürgerlicher verdient, als der Ischariot. Erinnern Sie sich doch aber gütigst hierbei, daß er selbst nach einigen Stunden das Geld nicht auf so edle Weise verdient fand, sondern es mit Abscheu vor sich selbst zurückbrachte u. s. w.

Unverzeihlich ist es Ihnen schon, daß Sie sich des Menschenhandels wegen auf das Juden-

thum berufen, wo es erlaubt gewesen sei, Menschen wirklich zu kaufen und zu verkaufen. Was geht uns das Judenthum an, könnte ich Ihnen gleich antworten; aber Sie geben mir ja auch damit in der That die Waffen gegen sich selbst in die Hand. Ward denn nicht zwischen Fremden und Landeskindern ein Unterschied gemacht? Konnte man die Letztern kaufen und verkaufen, wie man wollte? Der verarmte Mitbürger verkaufte allenfals sich; er durfte nicht gehalten werden wie ein Leibeigner; ia, im siebenten Jahre war er wieder frei. Dann durfte er aus seines Herrn Hause wieder ausgehen, und seine Kinder mit ihm, und kam zurück zu seinem Geschlechte und zu seiner Väter Habe. So befohl sogar Moses.

Noch unverzeihlicher aber ists Ihnen, wenn Sie sich gar auf das Christenthum berufen. Sie misbrauchen offenbar den weisen Paulus, der sich nur zum Besten des Christenthums in die damahligen bürgerlichen Verfassungen schickte und seine Belehrung ausdrücklich also schlos — „ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen

Knechte!" Alles, was nur nach Sklaverei und Leibeigenschaft riecht, ist offenbar gegen das Christenthum, welches will, daß wir uns Alle als Brüder betrachten sollen, und dessen Gebot aller Gebote Menschenliebe ist. Doch — wozu habe ich auch nur das gesagt? In Ihrem Lande ist ia gar keine Sklaverei und Leibeigenschaft. Was wollen Sie denn?

Nun will ich Ihre übrigen Beschönigungsgründe näher beleuchten. — — Sie suchen sich mit einer Erklärung des Worts Unterthan zu helfen, vor welcher ieder Gutdenkende zurückschaudern mus. Vergessen Sie denn ganz, daß wir in den Abendländern wohnen? Gott soll uns gnädig sein, wenn Ihre Unterthanendefinition von unseren Fürsten angenommen würde! Daraus also, daß der Unterthan gehalten wäre, seinem Fürsten zu dienen mit Gut und Blut, sollte folgen, daß der Fürst mit ihm machen könne, was er wolle? Ist die Person des Fürsten selbst gemeint, der wir mit Gut und Blut dienen sollen, so kann dis nichts Anderes heissen, als daß wir

ihn in Nothfällen, wenn z. E. sein Schlos abbrennte, oder wenn ihm in Kriegszeiten Alles genommen würde, mit unserem Vermögen gern und willig unterstüzen, und daß wir, wenn er gar in Lebensgefar geriethe, unser Leben gern daran wagen, das seinige zu retten; und welcher gute Unterthan wird nicht Beides thun? Eigentlich aber ist, wenn es heisst, daß wir dem Fürsten mit Gut und Blut dienen sollen, der Staat, das Vaterland gemeint, an dessen Spizze der Fürst steht. Und so unterschreibe ichs auch in diesem Verstande von ganzem Herzen, daß der Unterthan mit Gut und Blut seinem Fürsten zu dienen verbunden sei. Wie passt denn aber dis Alles auf Ihren Seelenverkauf? Die zweitausend Menschen, welche Sie weit weg ins Ausland geschickt haben, dienen ia da mit ihrem Blute weder der Person des Fürsten, noch dem Staate, an dessen Spitze er steht. Wie konnten Sie es vor Gott und der Welt verantwortlich finden, sie dahin zu schicken? Wie konnten Sie das heillose Geschäft übernehmen, die Traktaten darüber zu schliessen? Wenn das

Wort Unterthan dis rechtfertigen soll: so können Sie auch dem Unterthan Haus und Hof nehmen, ia, Sie können das ganze Volk verheuern. So arg hats denn aber doch Machiavell nicht einmahl mit uns gemacht.

Sie scheinen dis selbst gefühlt zu haben; darum streichen Sie die grossen Geldsummen so aus, welche durch Ihre gemachte menschenfreundliche Spekulation ins Land kämen. Vermuthlich soll dis den Beweis davon führen, daß Ihre zweitausend Landeskinder, so entfernt sie auch vom Vaterlande wären, dennoch dem Vaterlande mit ihrem Blute dienten. Eine schöne Anwendung des Unterthanenblutes, daß Geld dadurch ins Land komme! Wie kommen denn iene Unglücklichen dazu, daß sie das Fell dazu hergeben müssen? Was hatten sie denn verbrochen? Also — Luidorrollen waren Ihrem Fürsten lieber, als seine Kinder! Nehmen Sie mir's nicht übel, Sie schicken sich nicht einmahl gut zum Kameralisten. Nicht der Schatz in klingender Münze, sondern der Schatz an Menschen und an Be-

völkerung des Landes macht den wahren Schatz des Fürsten aus. Je mehr menschliche Seelen ihn ihren Herrn und Vater nennen, unter seinem Regimente glücklich sind und ihn dafür segnen, desto reicher ist er. Wenn die Fürsten nicht so kalkuliren, so wehe uns! Ja, ich wollt's Ihnen beweisen, wenn's der Mühe werth wäre, einen so elenden Beweis noch für die gute Sache zu führen, daß, wenn zweitausend junge, starke und arbeitsame Männer aus dem Lande geschickt werden, es komme dafür so viel Geld ins Land, als wolle, im Grunde dadurch doch noch Mehr Geld aus dem Lande gehe.

Doch — Ihr Land ist ja so bevölkert, daß man so eine Handvoll Männer da nicht vermisst... Auch kommt das Blutgeld nicht ganz in den Schatz des Fürsten, sondern die Hälfte davon wird zum Nutzen der Unterthanen verwendet... Wie? das Erstere können Sie im Ernst mir schreiben? Ich habe von glaubwürdigen Reisenden noch unlängst gehört, daß Ihr Menschenhandel die sichtbarsten Spuren zurückgelassen habe, daß man in man-

cher Gegend eher drei Weibspersonen begegne, als einer Mannsperson, daß Weiber schon fahren, hinter dem Pfluge hergehen, dröschen u. s. w. Und, wenn ich annehme, daß auch nur die Hälfte der Verhandelten noch unbeweibt gewesen sei — und dis darf ich doch wohl annehmen? sonst wäre ia die Sache noch entsetzlicher — so haben Sie wirklich tausend Familien mit allen ihren Nachkommen im Lande vernichtet. Die durch Sie bewirkte Entvölkerung wird also in der Folge noch weit sichtbarer sein. Auch ist es ia etwas Unmenschliches, mit solcher Barbarei in die Nachwelt zu wüten und ihre Keime sogar schon zu zerstören. Haben wir denn so lange keinen Krieg gehabt, daß bei uns die Menschen einander zu Viel werden? Machen nicht auch sogar in langen Friedenszeiten epidemische Krankheiten dergleichen Vorsichtsregeln gegen übermässige Bevölkerung, wie Ihr Menschenhandel ist, unnöthig? — Was aber die Verwendung der Blutgeldshälfte zum Nutzen der Unterthanen betrift, so berufe ich mich schon auf die allgemeine Regel, daß man nicht Böses thun dürfe, um Gutes damit zu stiften. Und was ist das,

einen Theil der Unterthanen verkaufen, um einem andern Theile derselben dadurch zu helfen? Kann erstlich diesem gar nicht anders geholfen werden, als daß man ienen verkaufe? Wie kommen aber auch die, welche verkauft werden, dazu, daß sie sich verkaufen lassen müssen, um ihren Mitbürgern zu helfen? Würden selbst diese es verlangt haben, daß man ihrentwegen so einen Mitbürgerverkauf machte? Würden sie auch nur den Vorschlag dazu gutgeheissen haben, wenn man ihn ihnen vorher gethan hätte? So barbarisch denken gottlob doch Mitbürger gegen einander nicht; warum will man ihnen denn mit Gewalt eine solche Denkart einflössen? Wenn sie nun sehen, daß es kein Unrecht sein solle, daß ihnen mit dem Blute Anderer gedient werde, werden sie es weiter für Sünde halten, mit dem Gute Anderer sich selbst zu dienen und zuzugreifen bei Tage und bei Nacht? Wenn einmahl Menschen verkauft werden sollen, so gehört das Kaufgeld keinem Andern, als — ihnen selbst, und dann müssen sie sich selbst verkaufen, d. h. sie müssen gefragt werden, ob sie Geld für sich haben wollen, oder nicht.

Sie sagen, die Leute wären Alle gern gegangen, einige nur hätte in voraus das Heimweh angewandelt, und bei diesen hätte man dann freilich gelinde Gewalt gebrauchen müssen... Wie? und wenn ich wirklich nichts davon gehört hätte, wie es hergegangen ist, so etwas können Sie mir vorschwatzen? Tausend Männer sollen gern von ihren Weibern und Kindern gehen? Tausend Andere gern von ihren Bräuten und Familien? Das ist ja wider alle menschliche Natur; welcher Mensch wird Ihnen das glauben! Und, wäre es wirklich wahr, so müste Ihre Nation alles Menschengefühl ausgezogen haben und eine Art von Thieren geworden sein, die noch dazu auch unter die selteneren gehörte. Aber ich weis es besser, und die ganze Welt weis es. Welch einen Tag des Jammers und der Scheuslichkeit haben Sie durch den fürchterlichen Familientrennungstag für Ihr Vaterland bereitet! Wie wurden Sie, wie ward Ihr Fürst verflucht! War er nicht an dem Tage geflissentlich verreiset? Durften Sie Sich öffentlich sehen lassen? Welch ein Klagegeschrei von Weibern und Kindern.

Eltern und Geschwistern erhub sich zum Himmel! Machte dis nicht den Eindruck auf die Verkauften, daß ein Theil davon sich weigerte, abzugehen? Entstand nicht ein wirklicher Aufruhr? Muste nicht Feuer gegeben werden? Wurden nicht Viele kreutzweis geschlossen mitfortgeschickt? Gingen die Uebrigen, welche willig gingen, nicht im trunkenen Muthe nur willig fort? Wie lange währete hernach das Aechzen und Seufzen der Weiber, Kinder und Eltern im Lande! Mit welcher auf ewig unzubefriedigenden Sehnsucht mögen die Fortgeschickten an die Ihrigen unter Thränen und Klagen zurückdenken! Sie Erfüller so vieler Menschenherzen mit Kummer und Gram — Sie Zerreisser so vieler der heiligsten und sanftesten Bande — wie können Sie ie in Ihrem Leben einen vergnügten Tag wieder haben! Ihr Finanzoperationslustiges Gemüth wird einst wieder zu sich kommen; Ihr Gewissen wird erwachen; die Bilder so vieler Unglücklichgemachten werden Sie verfolgen und Ihnen nirgends Ruhe lassen, und Sie werden Sich als den Elendesten aller Menschen fühlen. Gedenken

Sie alsdann meiner, wenn Ihr eigenes Herz für alle iene Armen an sich selbst die fürchterlichste Rache nimmt.

Wenn nun in Zukunft Ehegatten in Ihrem Lande von einander laufen, wenn Eltern ihre Kinder verlassen — was will Ihr Fürst dazu sagen? Er hat ia an einem Tage die Sache tausendmahl für einmahl gebilligt; er hat es ia da sogar zur Pflicht gemacht, ohne Noth von Weib und Kind zu gehen. . .

Es ist gar nichts gesagt, wenn Sie sagen, daß die Leute, wohin sie geschickt wären, keine Noth litten, daß sie es lebenslang besser hätten, als zu Hause, und daß für ihre zurückgelassenen Weiber und Kinder gesorgt würde. Glauben Sie denn erstlich gar nicht, daß es in den untersten Ständen auch gute Menschen gebe, die das Beisammenseinkönnen mit den Ihrigen besserem Klima, besserem Essen und Trinken vorziehen? Und, wenn so eine Denkart nicht Achtung verdient, warum verargt man es denn den Leuten,

wenn sie in der Heimat tagtäglich aus dem Hause in andere Gesellschaften laufen und da wohl und hoch leben, während daß die Ihrigen sich zu Hause kümmerlich behelfen müssen? Und — was die Fürsorge für die zurückgelassenen Weiber und Kinder betrift, so kann ich mir's vorstellen, wie weit sie gehen möge. Ich kenne die gerühmte Liberalität in solchen Fällen; gros fängt sie an und klein währet sie fort. Wenn aber Ihr Fürst auch noch so viel an diesen seinen unnatürlichen, mit hoher Hand selbst gemachten Wittwen und Waisen thut, so kann er ihnen doch damit das nicht vergüten, was er ihnen genommen hat. Ich will jetzt nur der Letztern gedenken. Kann Ihr Fürst mit seinem ganzen Vermögen drei, vier tausend und mehrerern Kindern den Verlust ihrer Väter ersetzen. Wenn er sie auch ebenso ernährte, wie sie die Väter nur ernähren könnten, fehlt nicht in Ansehung der Erziehung, besonders in Ansehung der Erziehung der Söhne, im Hause Alles, wenn der Vater fehlt? Was wird das für eine unbändige Brut von aufsprossender neuer Generation geben, und wie bald wird sie den

Müt-

Müttern über den Kopf wachsen! Welches gutgesinnte Kind gibt auch wohl um irgend einen Preis seinen Vater hin! Wie müssen iene armen Kinder, sobald sie zu Verstande kommen, darüber iammern, daß sie Waisen sind, da doch ihr Vater noch lebt, und daß er gern bei ihnen lebte, wenn er dürfte.

Die Immoralität, welche Sie angerichtet haben, ist kaum zu übersehen. Wenn Sie die Männer und Weiber, welche Sie doch offenbar geschieden haben, nur auch wenigstens noch förmlich geschieden hätten, so, daß Jeder wieder heirathen könnte, wie er wollte! Geschieden oder — kastrirt; denn überlegen Sie doch nur selbst, in was für eine gefährliche Sittenlage Sie sie versezt haben. Ich gedachte vorhin nur der Kinder, und daß diesen Ihr Fürst den Verlust des Vaters nicht ersetzen könne; nun nehmen Sie aber auch die Weiber — was wird mit diesen werden? Fragen Sie doch Ihre eigene iunge Frau, was sie thun würde, wenn Sie ihr genommen würden, ohne daß sie Erlaubnis hätte, sich ander-

weit christlich zu verehelichen ... Sollte diese nur im Geringsten merken lassen, daß sie sich dann vieleicht anderweit *nichtchristlich* verehelichen möchte, so denken Sie, daß die Weiber in den untersten Ständen auch Fleisch und Blut haben. Es ist weit leichter, daß ein lediges Mädgen keusch und züchtig bleibe, als daß es eine iunge Wittwe bleibe. Man geht neben dem Baume mit der verbotenen Frucht ia allenfals noch vorbei, wenn man blos weis, daß seine Frucht *lieblich anzuschauen* sei; nicht aber alsdann leicht mehr, wenn man auch schon weis, daß sie *noch lieblicher zu essen* sei. Genug, *dis* liegt einmahl in der menschlichen Natur und muste in der Natur des Weibes noch weit mehr liegen, weil sonst die Weiber, durch Geburtsschmerzen zum ersten mahle gewitzigt, nie wieder Mütter zu werden Lust haben würden. Also — die mehresten Ihrer mannberaubten Weiber werden nun *Huren* werden; die eine früher, die andere später. Was wollen Sie alsdann thun? Sie *nicht* strafen? So soll Ihr Fürst, der zwei-

tausend Mann verkaufte, bald zweitausend Hurkinder zu ernähren bekommen. Sie strafen? Wofür? Daß sie thaten, woran Ihr Fürst schuld ist? Wodurch? Durch Verlust der Pension etwa? Wenn Sie diesen Kalkul gemacht haben: so wird er nicht trügen, und Sie werden bald die Hälfte der Pensionen einziehen können; es müste dann sein, daß die Weiber auf Abtreibemittel verfielen, wobei sie zugleich ihren Naturtrieb befriedigen und die Pension doch behalten könnten. Und — wirds mit den Männern anders gehen? Wie wenig werden derer sein, denen der Gedanke an ihre Weiber zu Hause genug ist! Vielmehr, da sie verborgener und auch sogar mehr ohne Furcht der Strafe ihren Trieb zum andern Geschlechte befriedigen können, werden sie gröstentheils die ausschweifendsten und lüderlichsten Menschen werden. Dis Alles sind natürliche und nothwendige Folgen Ihres saubern Menschenhandels.

Sagen Sie mir doch, gibts denn in Ihrem Lande sogenannte Seelenverkäufer? Und,

wenn es sie gibt, strafte man sie sonst, wenn man sie ertappte? Strafen Sie sie nun wenigstens nicht mehr! Sie haben das Gewerbe dieser Leute für rechtmässig anerkannt. Sie haben sich selbst in ihre Zunft aufnehmen lassen, die nun einen sehr vornehmen Grosmeister hat. Das hätten die Leute wohl in ihrem Leben nicht gedacht. Nun fehlt nur noch, daß Sie einen öffentlichen Menschenmarkt etabliren, so, wie man Pferde- und Ochsenmärkte hat. Und dann die Erlaubnis dazu, daß Jeder seine Frau, mit der er sich satt gegessen hat, und seine Stiefkinder, denen er das Brodt nicht gönnt, auf den Markt bringen dürfe — so sollen Sie über die Frequenz des Markts erstaunen. Sollte es Ihnen dann an diesem Menschenmarkte noch nicht genug sein, so können Sie allenfals noch einen Menschenfleischmarkt etabliren. Beispiele davon haben Sie schon in Afrika, worauf Sie sich auf mein Wort berufen mögen. Es ist dis gerade derselbe Erdtheil, in welchem die christlichen Leute, die Engländer, auch den Menschen-

markt noch so fleissig besuchen. Hiergegen werden Sie doch wohl nichts haben? Die Negern sind ia keine Landsleute der Engländer, sind nicht einmahl ganze Menschen, geschweige dann Christen. Es ist eine Art schwarzer Orangoutangs, die blos den Vorzug vor andern Orangoutangs haben, daß sie durch den Umgang mit den Engländern, und besonders durch das liebevolle Betragen ihrer Herren auf den Zuckerplantagen so viel Verstand bekommen, daß man sie taufen kann. Ich dächte also vielmehr, zu so einem Negerhändler hätten Sie alle die preiswürdigen Eigenschaften, welche man, wie alle grosse Eigenschaften, nur selten beisammen antrift.

Hier ist mein Lebewohl. So wenig die zweitausend Verkauften ihre Weiber und Kinder und Verwandten ie wiedersehen, so wenig mag ich Sie in meinem Leben wiedersehen.

XLVII.

Über den jüngsten Tag.

An einen angebeteten Fürsten.

* *

Sie lachten darüber, als ich auf die Frage, welche bei Tafel an mich geschah, ob ich auch noch an den jüngsten Tag glaubte, Ja antwortete. Ein Gespräch über Spargel kam dazwischen, und so konnte ich mich über meine Antwort nicht näher erklären. Ich entledige mich hiermit unterthänigst meines gethanen Versprechens, Ihnen eine Probe von meinem Spargel zu schicken, und füge zugleich eine Rechtfertigung meines Glaubens an den jüngsten Tag bei.

Man kann auf eine dreifache Art an den iüngsten Tag glauben. Die erste ist die kirchliche, welche freilich allmählich unsern Kirchenlehrern viel zu schaffen macht. Es ist nicht nur ein übel Ding, daß Paulus einen solchen iüngsten Tag noch zu erleben gedachte, sondern es hilft auch nichts, daß Petrus einen Zeitraum von tausend Jahren für einen Tag vor dem Herrn erklärte, um das Aussenbleiben desselben zu entschuldigen; denn auf solche Art könnte man auch eine Million Jahre zu einer Stunde vor dem Herrn machen. Hier ist also kein Zweifel, daß die Apostel unserm Herrn Jesum Christum misverstanden haben. Er sprach vom Untergange der Welt in prophetischen Ausdrücken, meinte aber unter der Welt, die untergehen sollte, nicht die Erde, noch weniger das Universum, sondern die iüdische Religions- und Staatsverfassung. Dieser Untergang ist längst erfolgt; so glaube ich dann von ganzem Herzen an diesen iüngsten Tag.

Die zweite Art, an den iüngsten Tag zu glauben, ist die natürliche. Von mehreren

Geschwistern nennt man das Letzte das Jüngste. So ist dann auch der letzte Tag, welchen wir leben, der jüngste Tag für uns; und so hat, weil wir Alle, ohne Ausnahme, sterblich sind, der Fürst, wie der Bettler, seinen jüngsten Tag zu erwarten. Wenn dieser jüngste Tag nicht, wie ein Dieb in der Nacht, einbricht, d. h. wenn wir nicht, als gesund zu Bette gegangene, am Morgen drauf im Bette todt gefunden werden: so müssen wir auch Alle Rechenschaft ablegen vor dem Richterstuhle Jesu Christi, d. h. vor dem Richterstuhle unseres eigenen Herzens, welches alsdann so rein und unverholen uns die Wahrheit sagen wird, wie sie uns Jesus Christus nur sagen könnte. Wer dann über Viel gesetzt gewesen ist, der wird von sich Viel fordern; und, hat er Wenig oder Nichts damit geleistet, so wird an seinem Sterbetage die Hölle in seinem eigenen Busen brennen und er wird sich selbst der Teufel sein. Ich glaube also auch von ganzem Herzen an diesen jüngsten Tag.

Die dritte Art, an den jüngsten Tag zu glauben, ist die politische. Fast sollte man denken,

Petrus hätte diese schon im Sinne gehabt. Daß er am jüngsten Tage eines neuen Himmels und einer neuen Erde wartete, möchte hingehen — das stimmte immer noch mit der Erwartung des tausendjährigen Reichs überein — aber sein Zusatz ::: in welchem Gerechtigkeit wohnt ::: ist mir immer bedenklich gewesen. Die Veranlassung dazu also, daß irgendwo ein neuer Himmel und eine neue Erde geschaffen werden, ist die Ungerechtigkeit, die in dem alten Himmel und auf der alten Erde daselbst wohnt. Je mehr nun diese Ungerechtigkeit in dem alten Himmel und auf der alten Erde zunimmt, desto mehr wird die Schaffung des neuen Himmels und der neuen Erde, d. h. der jüngste Tag für diese Staatsverfassung, befördert. Dann kommen zuförderst die Engel mit hellen Posaunen, d. h. Volksfreundliche Schriftsteller machen das Volk auf den Druck, der ihm widerfährt, im Namen Gottes aufmerksamer. Endlich kommt die Zeit der letzten Posaune, d. h. wenn alles Bitten und Suppliciren der Unterthanen nichts hilft, dann u. s. w. An

diesen jüngsten Tag glaube ich so fest, wie an meinen eigenen.

Antwort auf diesen Brief.

Ehrsamer, Lieber, Getreuer. Ihr habt bessern Spargel, als ich. Ich verbleibe Euer wohlaffektionirter 2c. 2c.

Ende des vierten Theils.

